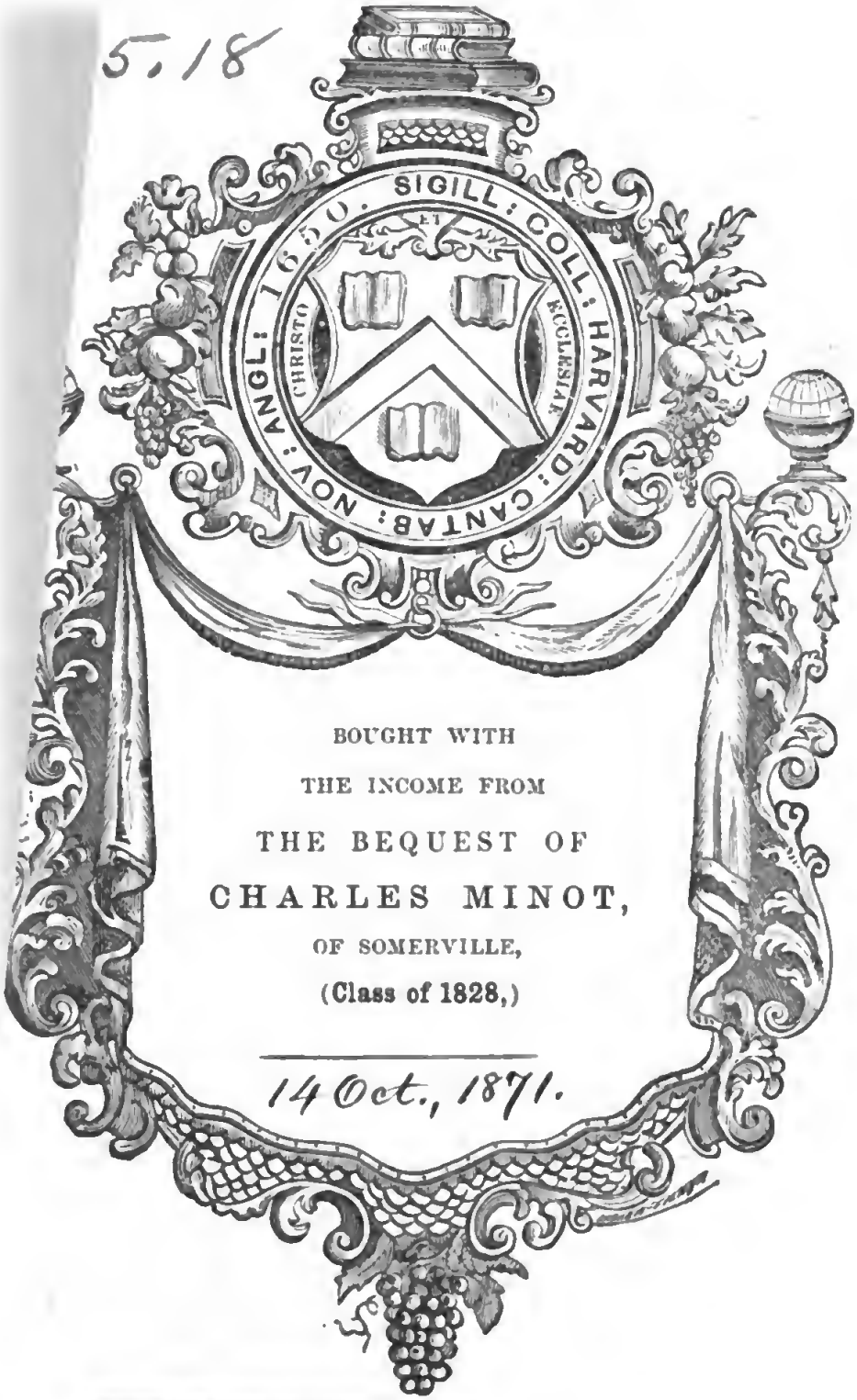
HD WIDENER
HW INAP $

5.18



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)

14 Oct., 1871.

Norwegiſche Volksmährchen.

I.

Norwegische
Volksmährchen,

gesammelt

von

Peter (Christian) Asbjörnsen und Jörgen Moe. Ingebrektsen

Deutsch von Friederich Bresemann.

Mit einem Vorworte

von

Ludwig Tieck.

Erster Band.

Verlegt

von

M. Simion in Berlin.

1847.

25285.18

1871, Oct. 14.
Minot Fund.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Vorwort.

Vor funfzig Jahren etwa waren bei vielen ernſthaften, ſelbſt gebildeten Leuten die Mährchen, Erzählungen von Feen und ſeltſamen Erſcheinungen von Geſpenſtern und Geiſtern in üblem Ruf. Die Geſchichten der Tauſend und Einen Nacht genoſſen bei poetiſchen Gemüthern einige Achtung, ſie waren wenigſtens von den Leihbibliotheken nicht ausgeſchloſſen. Die Erzählungen meiner Mutter Gans waren über ganz Europa verbreitet, doch nur in den Händen der Kinder. Einige Jahre früher hatte unſer deutſcher Muſäus ſeine humoriſtiſchen Volksmährchen faſt als ſtärkendes Mittel in die damals überfluthende weichliche Sentimentalität hineingeworfen, und ſie fanden allgemeinen Beifall, den ſie auch bis jetzt ſich erhalten haben, obgleich das poetiſche Element dieſer alten Volks-

Sagen und Dichtungen nicht ſelten durch Anſpielungen auf ganz moderne Dinge und zu proſaiſche Zuſtände verfinſtert iſt. Man rechnete aber dieſe exotiſchen Pflanzen und Blumen nicht zur eigentlichen Literatur, und als ich um 1796. meine Verſuche in dieſer Art herausgab und uralte Geſchichten in ein andres Gewand kleidete, wurde ich von vielen meiner Freunde und Wohlwollenden ſehr ernſthaft getadelt.

Wie hat ſich ſeitdem dieſe Gegend der Bücherwelt verwandelt! Eine ganze reiche Literatur dieſer Mährchen iſt entſtanden und aus allen Ländern der Erde zuſammengetragen.

Viele von dieſen Volks- und Kindermährchen ſind durch Tradition und viele Jahre verwandelte und verderbte epiſche Gedichte, und es iſt intereſſant und rührend überraſchend, wenn von Zeit zu Zeit im verſchütteten Grunde der alte Baum noch grünend wiedergefunden wird, den gedächtnißloſe Jahre in ein unkenntliches Sträußchen zuſammengetrocknet haben. Ergeht man ſich in dieſen Forſchungen, ſo wird unſer Sinn endlich verwirrt und ſchwindelnd, weil bei zu genauer Unterſuchung Indien und Frankreich, Deutſchland und Italien mit Island und dem Nordpol zuſammenfließen. Alle Völker, alle Kinder haben

ſich von je an größeren und kleineren Mährchen ergötzt, Kinder ſelbſt haben manche erfunden, oder die ſie hörten auf ihre Art nachgeahmt, andre, alte und junge Frauen haben dieſe auf ihre Art wieder umgebildet, und ſo findet der Suchende jetzt in allen Ländern zum Theil dieſelben Sagen wieder, mehr oder minder vom Clima, dem Süden oder Norden gefärbt.

Und ſo nehme man auch dieſe Sammlung freundlich auf, dieſen nordiſchen Strauß von Spätblumen und einigen ſeltſamen Pflanzen. Die intereſſanteſten möchten wohl die Erzählungen ſein, die von einem leichten, gutmüthigen Humor angefärbt ſind. Wenn Aſchenbrödel, Blaubart, und manche ganz allgemein verbreitete Legenden oft und unter mancherlei Geſtalten vorkommen, ſo laſſe man ſich auch die oft nicht bedeutende Variation gefallen, und bei einfachen, natürlichen Kindern müßten die meiſten dieſer Geſchichten Eingang und eine freundliche Aufnahme finden.

Immer in ähnlicher Geſtalt mit zwei bis neun Köpfen erſcheint der ungeſchlachte, boshafte Rieſengeiſt Troll. Um 1790., als W. v. Schlegel noch in Göttingen lebte, und ſehr befreundet war mit unſerm

deutſchen Dichter Bürger, ergingen ſich Lehrer und Schüler auch oft in den Wäldern nordiſcher Poeſie. Damals war ſelbſt unter Gelehrten in Dänemark und Schweden nicht viel Kunde von dieſer Region, und ſo bildete ſich der poetiſche Bürger ein, unſer deutſches Wort drollig ſei von dieſem ſchadenfrohen Nordgeiſte abgeleitet, und in dieſem Glauben bildete Schlegel nachher in ſeinem Sommernachtstraum den Kobold Droll, ſtatt des engliſchen alt-nationalen Puck, welcher freilich ein ganz anderer und mehr komiſcher Geſell iſt, als dieſe Trollgeiſter ſich zeigen. Schon vor vielen Jahren ſtritt ich mit Schlegel über dieſen (vielleicht unbedeutenden) Punkt, bis denn zu Maria Weber's Oberon ein Engländer ſelbſt ſeinem Puck ungetreu geworden iſt, und dieſen neu beförderten Geiſt Droll ſingen und ſprechen läßt.

Meinen Dank dem kundigen Ueberſetzer, der mich dieſe Sagen hat kennen lernen, und deſſen Wunſch ich gern genügt habe, ein kleines einleitendes Wort dieſer Sammlung vorzuſetzen.

L. Tieck.

Potsdam in den letzten Tagen des October 1846. unmittelbar nach einer ſchweren Krankheit.

Inhalt.

Seite

1. Von Aſchenbrödel, welcher die ſilbernen Enten, die Bettdecke und die goldne Harfe des Trollen ſtahl 1.
2. Der Gertrudsvogel . . . . . 8.
3. Der Vogel Dam . . . . . 10.
4. Die wortſchlaue Prinzeſſinn . . . . . 27.
5. Der reiche Peter Krämer . . . . . 29.
6. Aſchenbrödel, der mit dem Trollen um die Wette aß 45.
7. Von dem Burſchen, der zu dem Nordwind ging und das Mehl zurückforderte . . . . . 49.
8. Die Jungfrau Maria als Gevatterinn . . . . . 54.
9. Die drei Prinzeſſinnen aus Witenland . . . . . 61.
10. Es giebt noch mehr ſolche Weiber . . . . . 70.
11. Einem Jeden gefallen ſeine Kinder am beſten . . . 78.
12. Eine Freiergeſchichte . . . . . 79.
13. Die drei Muhmen . . . . . 80.
14. Der Sohn der Wittwe . . . . . 86.
15. Die Tochter des Mannes und die Tochter der Frau 100.
16. Hähnchen und Hühnchen im Nuſswald . . . . . 113.

Seite

17. Der Bär und der Fuchs . . . . . 118.
a) Warum der Bär einen Stumpfſchwanz hat . . 118.
b) Wie der Fuchs den Bären ums Weihnachtseſſen prellt . . . . . 119.
18. Gudbrand vom Berge . . . . . 122.
19. Kari Träſtak . . . . . 128.
20. Der Fuchs als Hirte . . . . . 146.
21. Vom Schmied, den der Teufel nicht in die Hölle laſſen durfte . . . . . 148.
22. Der Hahn und die Henne . . . . . 157.
23. Der Hahn, der Kukuk und der Auerhahn . . . . . 158.
24. Lillekort . . . . . 159.
25. Die Puppe im Graſe . . . . . 179.
26. Das Kätzchen auf Dovre . . . . . 183.
27. Soria-Moria-Schloſs . . . . . 185.
28. Der Herr Peter . . . . . 200.
29. Aaſe, das kleine Gänſemädchen . . . . . 208.
30. Der Burſch und der Teufel . . . . . 213.

1.

Von Aſchenbrödel,
welcher die ſilbernen Enten, die Bettdecke und die goldne Harfe des Trollen ſtahl.

Es war einmal ein armer Mann, der hatte drei Söhne. Als er ſtarb, wollten die beiden älteſten in die Welt reiſen, um ihr Glück zu verſuchen; aber den jüngſten wollten ſie gar nicht mit haben. „Du da," ſagten ſie: „taugſt zu nichts Anderm, als in der Aſche zu wühlen, Du!" — „So muſs ich denn allein gehen," ſagte Aſchenbrödel. Die beiden gingen und kamen zu einem Königsſchloſs; da erhielten ſie Dienſte, der eine beim Stallmeiſter, und der andre beim Gärtner. Aſchenbrödel ging auch fort und nahm einen großen Backtrog mit, das war das Einzige, was die Ältern hinterlaſſen hatten, wonach aber die andern beiden nichts fragten; der Trog war zwar ſchwer zu tragen, aber Aſchenbrödel wollte ihn doch nicht ſtehen laſſen. Als er eine Zeitlang gewandert war, kam er ebenfalls zu dem Königsſchloſs, und dort bat er um einen Dienſt. Sie antworteten ihm aber, daſs ſie ihn nicht brauchen könnten; da er indeſs ſo flehentlich bat, ſollte er zuletzt die Erlaubniſs haben, in

der Küche zu ſein und der Köchinn Holz und Waſſer zuzutragen. Er war fleißig und flink, und es dauerte nicht lange, ſo hielten Alle viel von ihm; aber die beiden Andern waren faul, und darum bekamen ſie oft Schläge und wenig Lohn und wurden nun neidiſch auf Aſchenbrödel, da ſie ſahen, daſs es ihm beſſer ging.

Dem Königsſchloſs grade gegenüber, an der andern Seite eines Waſſers, wohnte ein Troll, der hatte ſieben ſilberne Enten, die auf dem Waſſer ſchwammen, ſo daſs man ſie von dem Schloſs aus ſehen konnte; die hatte ſich der König oft gewünſcht, und deſshalb ſagten die zwei Brüder zu dem Stallmeiſter: „Wenn unſer Bruder wollte, ſo hat er ſich gerühmt, dem König die ſieben ſilbernen Enten verſchaffen zu können.“ Man kann ſich wohl denken, es dauerte nicht lange, ſo ſagte der Stallmeiſter es dem König. Dieſer ſagte darauf zu Aſchenbrödel: „Deine Brüder ſagen, Du könnteſt mir die ſilbernen Enten verſchaffen, und nun verlange ich es von Dir.“ — „Das habe ich weder gedacht, noch geſagt,“ antwortete der Burſch. „Du haſt es geſagt,“ ſprach der König: „und darum ſollſt Du ſie mir ſchaffen.“ — „Je nun,“ ſagte der Burſch: „wenn's denn nicht anders ſein kann, ſo gieb mir nur eine Metze Rocken und eine Metze Weizen; dann will ich's verſuchen.“ Das bekam er denn auch und ſchüttete es in den Backtrog, den er von Hauſe mitgenommen hatte, und damit ruderte er über das Waſſer. Als er auf die andre Seite gekommen war, ging er am Ufer auf und ab und ſtreu'te und ſtreu'te, und endlich gelang es ihm, die Enten in den Trog zu locken

und nun ruderte er, all was er nur konnte, wieder zurück.

Als er auf die Mitte des Waſſers gekommen war, kam der Troll an und ward ihn gewahr. „Biſt Du mit meinen ſieben ſilbernen Enten davongereiſ't, Du?“ fragte er. „Ja—a!“ ſagte der Burſch. „Kommſt Du noch öfter, Du?“ fragte der Troll. „Kann wohl ſein,“ ſagte der Burſch. — Als nun Aſchenbrödel mit den ſieben ſilbernen Enten zurück zu dem König kam, wurde er noch beliebter im Schloſs, und der König ſelbſt ſagte, es wäre gut gemacht. Aber darüber wurden ſeine Brüder noch aufgebrachter und noch neidiſcher auf ihn und verfielen nun darauf, zum Stallmeiſter zu ſagen, jetzt hätte ihr Bruder ſich auch gerühmt, dem König die Bettdecke des Trollen mit den ſilbernen und goldnen Rauten verſchaffen zu können, wenn er bloß wolle; und der Stallmeiſter war auch diesmal nicht faul, es dem König zu berichten. Der König ſagte darauf zu dem Burſchen, daſs ſeine Brüder geſagt hätten, er habe ſich gerühmt, ihm die Bettdecke des Trollen mit den ſilbernen und goldnen Rauten verſchaffen zu können, und nun ſolle er es auch, oder ſonſt ſolle er das Leben verlieren. Aſchenbrödel antwortete, das hätte er weder gedacht, noch geſagt; da es aber nichts half, bat er um drei Tage Bedenkzeit. Als die nun um waren, ruderte Aſchenbrödel wieder hinüber in dem Backtrog und ging am Ufer auf und ab und lauerte. Endlich ſah er, daſs ſie im Berge die Bettdecke heraushängten, um ſie auszulüften; und als ſie wieder in den Berg zurückgegangen waren, erſchnappte Aſchenbrödel die Decke und ruderte damit zurück,

ſo ſchnell er nur konnte. Als er auf die Mitte gekommen war, kam der Troll an und ward ihn gewahr. „Biſt Du es, der mir meine ſieben ſilbernen Enten genommen hat?“ rief der Troll. „Ja—a!“ ſagte der Burſch. „Haſt Du nun auch meine ſilberne Bettdecke mit den ſilbernen und goldnen Rauten genommen?“ — „Ja—a!“ ſagte der Burſch. „Kommſt Du noch öfter, Du?“ — „Kann wohl ſein,“ ſagte der Burſch. Als er nun zurückkam mit der goldnen und ſilbernen Decke, hielten Alle noch mehr von ihm, denn zuvor, und er ward Bedienter beim König ſelbſt. Darüber wurden die andern Beiden noch mehr erbittert, und um ſich zu rächen, ſagten ſie zum Stallmeiſter: „Nun hat unſer Bruder ſich auch gerühmt, dem König die goldne Harfe verſchaffen zu können, die der Troll hat, und die von der Beſchaffenheit iſt, daſs Jeder, wenn er auch noch ſo traurig iſt, froh wird, wenn er darauf ſpielen hört.“ Ja, der Stallmeiſter, der erzählte es gleich wieder dem König, und dieſer ſagte zu dem Burſchen: „Haſt Du es geſagt, ſo ſollſt Du es auch. Kannſt Du es, ſo ſollſt Du die Prinzeſſinn und das halbe Reich haben; kannſt Du es aber nicht, ſo ſollſt Du das Leben verlieren.“ — „Ich habe es weder gedacht, noch geſagt,“ antwortete der Burſch: „aber es iſt wohl kein andrer Rath, ich muſs es nur verſuchen; doch ſechs Tage will ich Bedenkzeit haben.“ Ja, die ſollte er haben; aber als ſie um waren, muſste er ſich aufmachen. Er nahm nun einen Lattenſpiker, einen Birkenpflock und einen Lichtſtumpf in der Taſche mit, ruderte wieder über das Waſſer und ging dort am Ufer auf und ab und lauerte. Als

der Troll herauskam, und ihn gewahr ward, fragte er: „Biſt Du es, der mir meine ſieben ſilbernen Enten genommen hat?“ — „Ja—a!“ antwortete der Burſch. „Du biſt es, der mir auch meine Decke mit den goldnen und ſilbernen Rauten genommen hat?“ fragte der Troll. „Ja—a!“ ſagte der Burſch. Da ergriff ihn der Troll und nahm ihn mit ſich in den Berg. „Nun, meine Tochter,“ ſagte er: nun hab' ich ihn, der mir meine ſilbernen Enten und meine Bettdecke mit den ſilbernen und goldnen Rauten geſtohlen hat; ſetz' ihn jetzt in den Maſtſtall, dann wollen wir ihn ſchlachten und unſre Freunde bitten.“ Dazu war die Tochter ſogleich bereit, und ſie ſetzte ihn in den Maſtſtall, und da blieb er nun acht Tage lang und bekam das beſte Eſſen und Trinken, das er ſich wünſchen konnte, und ſo viel er nur wollte. „Geh nun hin,“ ſagte der Troll zu ſeiner Tochter, als die acht Tage um waren: „und ſchneide ihn in den kleinen Finger, dann werden wir ſehen, ob er ſchon fett iſt.“ Die Tochter ging ſogleich hin. „Halt mal Deinen kleinen Finger her!“ ſagte ſie; aber Aſchenbrödel ſteckte den Lattenſpiker heraus, und in den ſchnitt ſie. „Ach nein, er iſt noch hart wie Eiſen,“ ſagte die Trolltochter, als ſie wieder zu ihrem Vater kam: „noch können wir ihn nicht ſchlachten.“ Nach acht Tagen ging es wieder eben ſo, nur daſs Aſchenbrödel jetzt den Birkenpflock herausſteckte. „Ein wenig beſſer iſt er,“ ſagte die Tochter, als ſie wieder zu dem Trollen kam: „aber noch war er hart zu kauen, wie Holz.“ Acht Tage darnach ſagte der Troll wieder, die Tochter ſolle hingehen und zuſehen, ob er jetzt nicht fett genug wäre.

„Halt mal Deinen kleinen Finger her!“ ſagte die Tochter, als ſie zum Maſtſtall gekommen war. Nun hielt Aſchenbrödel den Lichtſtumpf hin. „Jetzt geht's an,“ ſagte ſie. „Haha!“ ſagte der Troll: „ſo reiſe ich fort, um Gäſte zu bitten; inmittlerweile ſollſt Du ihn ſchlachten und die eine Hälfte braten und die andre Hälfte kochen.“ Als der Troll nun gereiſ't war, fing die Tochter an, ein großes langes Meſſer zu ſchleifen. „Sollſt Du mich damit ſchlachten?“ fragte der Burſch. „Ja, Du,“ ſagte die Trolltochter. „Aber es iſt nicht ſcharf,“ ſagte der Burſch: „ich muſs es Dir nur ſchleifen, damit Du mich deſto leichter ums Leben bringen kannſt.“ Sie gab ihm nun das Meſſer, und er fing an zu ſchleifen und zu wetzen. „Laſs es mich jetzt an Deiner Haarflechte probiren,“ ſagte der Burſch: „ich glaube, es wird nun gut ſein.“ Das erlaubte ſie ihm denn auch; aber ſowie Aſchenbrödel die Haarflechte ergriff, bog er ihr den Kopf zurück und ſchnitt ihr den Hals ab — und kochte dann die eine Hälfte und bratete die andere und trug es auf den Tiſch. Darauf zog er die Kleider der Trolldirne an und ſetzte ſich in die Ecke hin. Als der Troll mit den Gäſten nach Hauſe kam, bat er die Tochter — denn er glaubte, daſs ſie es wäre — ſie möchte doch auch kommen und miteſſen. „Nein,“ antwortete der Burſch: „ich will kein Eſſen haben, ich bin ſo betrübt.“ — „Du weißt ja Rath dafür,“ ſagte der Troll: „nimm die goldne Harfe und ſpiele darauf.“ — „Ja, wo iſt die nun?“ ſagte der Burſch wieder. „Du weißt es ja wohl, Du haſt ſie ja zuletzt gebraucht; dort hangt ſie ja über

der Thür," ſagte der Troll. Der Burſch ließ ſich das nicht zweimal ſagen; er nahm die Harfe und ging damit aus und ein und ſpielte; aber wie er ſo im beſten Spielen war, ſchob er plötzlich den Backtrog hinaus ins Waſſer und ruderte damit fort, daſs es nur ſo ſauſ'te. Nach einer Weile däuchte es dem Trollen, die Tochter bliebe gar zu lange draußen, und er ging hin, ſich nach ihr umzuſehen; da ſah er aber den Burſchen in dem Trog weit weg auf dem Waſſer. „Biſt Du es, der mir meine ſieben ſilbernen Enten genommen hat?" rief der Troll. „Ja!" ſagte der Burſch. „Du biſt es, der mir auch meine Decke mit den ſilbernen und goldnen Rauten genommen hat?" — „Ja!" ſagte der Burſch. „Haſt Du mir nun auch meine goldne Harfe genommen, Du?" ſchrie der Troll. „Ja, das hab' ich," ſagte der Burſch. „Hab' ich Dich denn nicht gleichwohl verzehrt?" — „Nein, das war Deine Tochter, die Du verzehrteſt," antwortete der Burſch. Als der Troll das hörte, ward er ſo arg, daſs er barſt. Da ruderte Aſchenbrödel zurück und nahm einen ganzen Haufen Gold und Silber mit, ſo viel der Trog nur tragen konnte, und als er nun damit zurückkehrte, und auch die goldne Harfe mitbrachte, bekam er die Prinzeſſinn und das halbe Reich, ſo wie der König es ihm verſprochen hatte. Seinen Brüdern aber that er immer wohl; denn er glaubte, ſie hätten nur ſein Beſtes gewollt mit Dem, was ſie geſagt hatten.

2.

Der Gertrudsvogel.

Als unſer Herr Chriſtus und St. Petrus noch auf Erden einherwandelten, kamen ſie einmal zu einer Frau, die bei ihrem Backtrog ſtand und den Teig knetete. Sie hieß Gertrud und hatte eine rothe Mütze auf. Da beide den Tag über ſchon weit gegangen und daher ſehr hungrig waren, bat der Herr Chriſtus die Frau um ein Stückchen Brod. Ja, das ſollte er haben, ſagte ſie und nahm ein Stückchen Teig und knetete es aus; aber da ward es ſo groß, daß es den ganzen Backtrog anfüllte. Nein, das war allzu groſs, das konnte er nicht bekommen. Sie nahm nun ein kleineres Stück; aber als ſie es ausgeknetet hatte, war es ebenfalls zu groß geworden; das konnte er auch nicht bekommen. Das dritte Mal nahm ſie ein ganz ganz kleines Stück; aber auch das Mal ward es wieder zu groß. „Ja, ſo kann ich Euch Nichts geben," ſagte Gertrud: „Ihr müſſt daher ohne Mundſchmack wieder fortgehen; denn das Brod wird ja immer zu groß." Da ereiferte ſich der Herr Chriſtus und ſprach: „Weil Du ein ſo ſchlech-

tes Herz haſt und mir nicht einmal ein Stückchen Brod gönnſt, ſo ſollſt Du zur Strafe dafür in einen Vogel verwandelt werden und Deine Nahrung zwiſchen Holz und Rinde ſuchen, und nicht öfter zu trinken ſollſt Du haben, als wenn es regnet.“ Und kaum hatte er die Worte geſprochen, ſo war ſie zum Gertrudsvogel verwandelt und flog oben zum Schornſtein hinaus; und noch den heutigen Tag ſieht man ſie herumfliegen mit einer rothen Mütze auf dem Kopf und ſchwarz über dem ganzen Leib; denn der Ruſs im Schornſtin hatte ſie geſchwärzt. Sie hackt und bickt beſtändig in den Bäumen nach Eſſen und piept immer, wenn es regnen will; denn ſie iſt beſtändig durſtig.

3.

Der Vogel Dam.

Es war einmal ein König, der hatte zwölf Töchter, und von denen hielt er so viel, daſs er sie nie aus den Augen ließ; aber jeden Mittag, wenn der König schlief, gingen die Prinzessinnen spazieren. Einstmals, da der König wieder seinen Mittagsschlummer hielt, und die Prinzessinnen, wie gewöhnlich, spazieren gegangen waren, geschah es, daſs sie nicht zurückkehrten, sondern ausblieben. Da entstand große Sorge und Betrübniſs im ganzen Land; aber am betrübtesten von Allen war der König. Er sandte Boten aus durch sein ganzes Reich und in viele fremde Länder und ließ sie nachsuchen und ihnen nachläuten mit allen Glocken über das ganze Land; aber die Prinzessinnen waren fort und blieben fort, so daſs Niemand wuſste, wo sie gestoben oder geflogen waren. Da konnte man denn wohl begreifen, daſs sie von irgend einem Trollen entführt sein muſsten. Das Gerücht hievon verbreitete sich bald von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, und endlich gelangte es auch zu einem König, der in einem Lande weit weit weg wohnte und zwölf Söhne hatte. Als die Söhne von den zwölf Königstöchtern erzählen hörten, baten sie ihren Vater um

Erlaubniſs, reiſen zu dürfen, um die Prinzeſſinnen aufzuſuchen. Der alte König aber wollte anfangs Nichts davon wiſſen; denn er fürchtete, daſs er dann die Söhne niemals wiederſehen möchte; aber die Prinzen fielen ihm zu Füßen und baten ihn ſo lange, bis er endlich nachgab und ſie reiſen ließ. Er rüſtete nun ein Schiff für ſie aus und ſetzte zum Steuermann über daſſelbe den Ritter Röd, der zu Waſſer wohl erfahren war. Lange Zeit ſegelten ſie nun umher und forſchten in allen Ländern, wohin ſie kamen, nach den Prinzeſſinnen; aber ſie entdeckten keine Spur von ihnen. Es fehlten jetzt nur noch wenig Tage, ſo hatten ſie ſchon ſieben Jahre geſegelt. Da entſtand eines Tages ein heftiger Sturm und ein ſolches Unwetter, daſs ſie glaubten, ſie würden nimmer wieder an's Land kommen, und Alle muſsten in einem fort arbeiten, ſo daſs kein Schlaf in ihre Augen kam, ſo lange das böſe Wetter anhielt. Aber am dritten Tage legte ſich der Sturm, und es ward auf einmal ganz ſtill. Alle waren nun von der Arbeit und dem ſchlimmen Wetter ſo müde geworden, daſs ſie ſogleich einſchliefen; nur der jüngſte Prinz hatte keine Ruhe und konnte nicht ſchlafen. Während er nun auf dem Verdeck hin- und herging, trieb das Schiff an eine Inſel, und auf der Inſel lief ein Hündchen am Ufer und bellte und winſelte gegen das Schiff an, als ob es hinauf wolle. Der Königsſohn pfiff und lockte das Hündchen an ſich; aber es konnte nicht zu ihm kommen und bellte und winſelte nur um ſo mehr. Dem Prinzen däuchte, es wäre Sünde, das Hündchen dort umkommen zu laſſen, das, wie er glaubte, von einem Schiff ſei, welches

in dem Sturm untergegangen wäre; aber er wuſste nicht, wie er ihm helfen ſollte, da er ſich nicht im Stande glaubte, das Boot allein auszuſetzen; denn alle die Andern ſchliefen, und er wollte ſie nicht gern wegen des Hundes aufwecken. Aber das Wetter war ſo klar und ſo ſtill; da dachte er denn, du muſſt es doch verſuchen, ob du das Thierchen nicht retten kannſt, und er machte ſich daran, das Boot auszuſetzen, und es ging damit leichter, als er geglaubt hatte. Er ruderte nun ans Land und ging auf das Hündchen zu; aber ſo oft er es greifen wollte, ſprang es zur Seite und lockte ſo den Prinzen immer weiter fort, bis dieſer, eh' er es gewahr ward, ſich in einem großen prächtigen Schloſſe befand. Da verwandelte ſich das Hündchen plötzlich in eine ſchöne Prinzeſſinn. Auf der Bank aber ſaß ein Mann, ſo groß und ſo häſslich, daſs der Prinz darüber erſchrak. „Du brauchſt nicht bange zu ſein," ſagte der Mann; — aber der Prinz erſchrak noch mehr, als er ſeine Stimme hörte — „ich weiß wohl, Was Du willſt: Es ſind Eurer zwölf Prinzen, die ſuchen die zwölf verloren gegangenen Prinzeſſinnen. Ich weiß aber wohl, wo ſie ſind: ſie ſind bei meinem Herrn; da ſitzen ſie jede auf ihrem Stuhl und läuſen ihn, denn er hat zwölf Köpfe. Nun ſeid Ihr ſieben Jahre lang umhergeſegelt, aber Ihr werdet noch ſieben Jahre dazu ſegeln müſſen, eh' Ihr ſie findet. Was Dich betrifft, ſo könnteſt Du gern hier bleiben, und meine Tochter bekommen; aber Du muſſt erſt meinen Herrn tödten, denn er iſt ſehr ſtrenge gegen uns, ſo daſs wir ſeiner längſt überdrüſſig ſind; und wenn er todt iſt,

werde ich König an ſeiner Stelle. Verſuche aber nun, ob Du dieſes Schwert zu ſchwingen vermagſt," ſagte der Troll. Der Königsſohn wollte ein roſtiges Schwert ergreifen, das an der Wand hing, aber er konnte es nicht vom Fleck rühren. „So muſſt Du Dir einenen Schluck aus dieſer Flaſche nehmen," ſagte der Troll. Als der Prinz das gethan hatte, konnte er das Schwert von der Wand nehmen, und als er noch einen Schluck genommen hatte, konnte er es aufheben; und als er endlich noch einen Schluck genommen hatte, konnte er es mit ſolcher Leichtigkeit ſchwingen, als wär' es ſein eignes geweſen. „Wenn Du nun wieder an Bord kommſt," ſagte der Tollprinz: „ſo muſſt Du das Schwert in Deine Koje verſtecken, damit der Ritter Röd es nicht zu ſehen bekommt. Er iſt zwar nicht im Stande, es zu ſchwingen, aber er wird Dich dann haſſen und Dir nach dem Leben trachten. Wenn ſieben Jahre um ſind, bis auf drei Tage," ſagte er weiter: „dann wird es wieder eben ſo gehen, wie jetzt; es kommt dann wieder ein gewaltiges Unwetter mit Sturm und Hagel über Euch, und wenn das vorüber iſt, werden Alle müde ſein und ſich in ihre Kojen legen; Du aber muſſt dann das Schwert nehmen und ans Land rudern; alsdann gelangſt Du zu einem Schloſs, wo lauter Wölfe, Bären und Löwen als Schildwachen ſtehen; aber Du brauchſt Dich nicht vor ihnen zu fürchten, denn ſie werden Dir alle zu Füßen kriechen. Sobald Du darauf in das Schloſs gekommen biſt, ſiehſt Du den Räuber in einem prächtig geſchmückten Zimmer ſitzen; aber zwölf Köpfe hat er, und die Prinzeſſinnen ſitzen jede auf ihrem

Stuhl und läuſen ihn; und da kannſt Du Dir wohl vorſtellen, daſs ihnen ſolche Arbeit nicht gefällt. Darnach muſſt Du Dich beeilen und ihm den einen Kopf nach dem andern abhauen, eh' er aufwacht; denn geſchieht das, ſo friſſt er Dich lebendig auf." Der Königsſohn ging nun mit dem Schwert wieder an Bord und vergaß nicht, Was ihm der Troll geſagt hatte. Die Andern lagen noch alle und ſchliefen; er aber verſteckte das Schwert in ſeine Koje, ſo daſs weder der Ritter Röd, noch ſonſt Jemand von ihnen es bemerkte. Nun fing es wieder an zu wehen; da weckte der Prinz die Andern auf und ſagte, es könne nicht angehen, daſs ſie noch länger da lägen und ſchliefen, da ſie jetzt einen ſo guten Wind bekommen hätten. Niemand von ihnen hatte bemerkt, daſs er weg geweſen war. — Die Zeit verſtrich allmählich, und der Prinz dachte immer an das Abenteuer, das er beſtehen ſollte, zweifelte aber an dem glücklichen Ausgang. Als nun die ſieben Jahre bis auf drei Tage um waren, geſchah es ganz, wie der Trollprinz ihm geſagt hatte. Es entſtand ein heftiges Unwetter, das hielt drei Tage lang an, und als das vorüber war, wurden Alle von der anſtrengenden Arbeit müde und legten ſich in ihren Kojen ſchlafen. Der jüngſte Königsſohn aber ruderte ans Land, und die Wachen krochen ihm zu Füßen, und ſo gelangte er ins Schloſs. In einem der Zimmer ſaß der König und ſchlief, wie ihm der Trollprinz geſagt hatte, und die zwölf Prinzeſſinnen ſaßen jede auf ihrem Stuhl und läuſ'ten jede ihren Kopf. Der Königsſohn winkte den Prinzeſſinnen, daſs ſie ſich entfernen ſollten; ſie

zeigten aber auf den Trollen und winkten ihm wieder, er ſolle ſchnell fortgehen; der Königsſohn aber gab ihnen durch Mienen und Geberden zu verſtehen, daſs er ſie befreien wolle; endlich merkten ſie denn ſeine Abſicht und entfernten ſich leiſe eine nach der andern. Nun ſprang der Prinz ſchnell hinzu und hieb dem Trollkönig die zwölf Köpfe ab, ſo daſs das Blut wie ein groſſer Bach ſtrömte. Als der Troll getödtet war, ruderte der Prinz wieder nach dem Schiff zurück und verbarg das Schwert. Es däuchte ihm, daſs er jetzt Genug gethan hätte, und da er den Leichnam nicht allein aus dem Schloſs ſchaffen konnte, ſo wollte er daſs die Andern ihm helfen ſollten. Er weckte ſie daher auf und ſagte, es wäre eine Schande, daſs ſie da liegen ſollten und ſchlafen, während er die Prinzeſſinnen gefunden und ſie von dem Trollen befrei't hätte. Da lachten die Andern über ihn und ſagten, er hätte wohl eben ſo gut geſchlafen, als ſie alle, und es hätte ihm bloſs geträumt, daſs er ein ſolcher Held wäre; denn wenn irgend Jemand die Prinzeſſinnen ſollte befrei't haben, ſo wäre es doch weit wahrſcheinlicher, daſs einer von ihnen es gethan hätte, als er. Aber der Königsſohn erzählte ihnen, wie ſich Alles zugetragen hatte, und als ſie ans Land fuhren und zuerſt den Blutbach erblickten und darnach das Schloſs und den Trollen und die zwölf Köpfe und die Prinzeſſinnen, da ſahen ſie wohl, daſs er die Wahrheit geredet, und halfen ihm nun die Köpfe und den ganzen Rumpf in die See werfen. Alle waren nun fröhlich und guter Dinge; aber Keiner war froher, als die Prinzeſſinnen, die nun nicht mehr

nöthig hatten, den ganzen Tag über da zu ſitzen und den Trollen zu läuſen. Von all dem Gold und Silber und dem koſtbaren Geräth, das ſich im Schloſſe vorfand, nahmen ſie ſo viel mit, als das Schiff nur tragen konnte. Darauf gingen Alle an Bord, die Prinzen mit ſammt den Prinzeſſinnen. Als ſie aber eine Strecke weit in die See hinausgekommen waren, ſagten die Prinzeſſinnen, daſs ſie in der Freude ihre goldnen Kronen vergeſſen hätten, die in einem Schrank auf dem Schloſſe lägen, und die wollten ſie doch gern mithaben. Da nun Keiner von den Übrigen ſie holen wollte, ſagte der jüngſte Königsſohn: „Hab' ich ſchon ſo Viel gewagt, ſo kann ich auch wohl die goldnen Kronen holen, wenn Ihr nur die Segel herablaſſen und ſo lange warten wollt, bis ich wiederkomme.“ Ja, das wollten ſie, ſie wollten die Segel herablaſſen und ſo lange warten, bis er wiederkäme. Als aber der Prinz ſo weit von dem Schiff ab war, daſs ſie ihn nicht mehr ſehen konnten, ſagte der Ritter Röd, der gern ſelber der Vornehmſte ſein und die jüngſte Prinzeſſinn haben wollte, es könne nichts nützen, daſs ſie da ſtill lägen und auf ihn warteten; denn das könnten ſie ſich wohl denken, daſs er doch nicht zurückkehren würde; ſie wüſsten überdies, ſagte er, daſs der König ihm (dem Ritter Röd) die Vollmacht gegeben hätte, zu ſegeln wann und wohin er wolle, und nun ſollten ſie ſagen, er ſei es, der die Prinzeſſinnen befrei't hätte, und wenn Jemand anders ſagte, dann ſolle er das Leben verlieren. Die Prinzen wagten nicht, anders zu thun, als der Ritter Röd ihnen befohlen hatte, und ſie ſegelten nun

weiter. Inmittlerweile ruderte der jüngſte Königsſohn ans Land und ging auf das Schloſs, wo er auch ſogleich den Schrank mit den goldnen Kronen fand; und er müh'te ſich ſo lange ab, bis es ihm gelang, denſelben ins Boot zu ſchaffen. Als er nun aber in die See hinausgekommen war, konnte er nirgends das Schiff erblicken. Er ſah ſich um nach allen Seiten; aber von dem Schiff war keine Spur zu ſehen; da merkte er denn wohl, wie es zugegangen war. Ihnen nachzurudern konnte nichts helfen, und er muſste daher umkehren und ans Land zurückrudern. Er fürchtete ſich zwar, die Nacht allein im Schloſſe zuzubringen, aber es war nun einmal kein andrer Rath. Er faſste daher Muth, verſchloſs alle Thüren und Pforten und legte ſich in einem Zimmer, wo ein aufgemachtes Bett ſtand, ſchlafen. Aber angſt und bange war er, und er ward es noch mehr, als es nach einer Weile anfing, oben im Dach und in den Wänden zu knacken und zu krachen, als ob das ganze Schloſs berſten wollte. Auf einmal raſchelte es neben ſein Bett nieder wie ein ganzes Fuder Heu. Bald darauf aber hörte er eine Stimme, die rief ihm zu, er ſolle ſich nicht fürchten.

„Der Vogel Dam iſt hier,
„Wo Du nicht kannſt, da hilft er Dir,"

ſprach die Stimme, und dann ſagte ſie: „Wenn Du morgen aufwachſt, muſſt Du ſogleich aufs Stabur *) gehen

*) Ein auf Stollen oder Pfoſten über der Erde aufgeführtes Gebäude, das als Speiſegewölbe oder Vorrathskammer dient. Anm. d. Überſ.

und vier Tonnen Rocken für mich zum Frühstück holen; die muſs ich erſt zu Leibe haben, denn ſonſt kann ich Nichts für Dich thun.“ — Als der Prinz am andern Morgen aufwachte, erblickte er neben ſeinem Bett einen entſetzlich großen Vogel, der hatte eine Feder im Nacken, die war ſo groß wie eine halb ausgewachſene Tanne. Der Königsſohn ging nun aufs Stabur und holte vier Tonnen Rocken für den Vogel Dam. Als dieſer ſein Frühſtück zu Leibe hatte, ſagte er zu dem Königsſohn, er ſolle ihm nun den Schrank mit den goldnen Kronen an der einen Seite um den Hals hängen und ſo viel Gold und Silber nehmen, daſs es den Schrank aufwöge, und es ihm an der andern Seite um den Hals hängen, und dann ſolle er ſich ihm auf den Rücken ſetzen und ſich nur gut an der Nackenfeder feſt halten. Als der Prinz das gethan hatte, ging es in einem Sauſen fort durch die Luft, und es dauerte nicht lange, ſo waren ſie über dem Schiff. Der Königsſohn wollte gern an Bord, um das Schwert zu holen, das, wie der Troll ihm geſagt hatte, die Andern nicht ſehen dürften; aber der Vogel Dam ſagte zu ihm, das könne nicht angehen; „der Ritter Röd wird es nicht zu ſehen bekommen,“ ſagte er: „kommſt Du aber an Bord, ſo trachtet er Dir nach dem Leben, denn er will gern die jüngſte Prinzeſſinn haben; aber für die kannſt Du ganz ruhig ſein, denn ſie legt jede Nacht ein bloßes Schwert vor ſich ins Bett.“ — Endlich und zuletzt kamen ſie bei dem Trollprinzen an, und da wurde nun der Königsſohn ſo wohl aufgenommen, daſs es gar nicht zu ſagen iſt. Der Trollprinz wuſste nicht, Was er ihm all für Gutes erzeigen

ſollte, weil er ſeinen Herrn getödtet und ihn zum König gemacht hatte. Er hätte dem Königsſohn gern ſeine Tochter und das halbe Reich dazu gegeben; aber der war nun einmal ſo in die jüngſte von den Prinzeſſinnen verliebt, daſs er nur an ſie dachte und durchaus wieder fort wollte. Aber der Troll bat ihn, ſich noch eine Zeitlang zu gedulden und ſagte, daſs die Andern beinahe noch ſieben Jahre zu ſegeln hätte, ehe ſie wieder nach Hauſe kämen. Von der Prinzeſſinn ſagte der Troll Dasſelbe, was der Vogel Dam geſagt hatte: „Für die," ſagte er: „kannſt Du ganz ruhig ſein; denn ſie legt immer ein bloßes Schwert vor ſich ins Bett. Und wenn Du mir nicht glauben willſt, ſo kannſt Du an Bord gehen, wenn ſie hier vorüber ſegeln, und Dich ſelbſt davon überzeugen und mir dann zugleich das Schwert wiederbringen; denn wiederhaben muſs ich es durchaus." — Als nun nach ſieben Jahren die Andern dort vorüberſegelten, war es vorher wieder ein heftiges Unwetter geweſen; und wie der Königsſohn an Bord kam, ſchliefen ſie alle insgeſammt, und jede der Prinzeſſinnen ſchlief bei ihrem Prinzen, nur die jüngſte Prinzeſſinn ſchlief allein mit einem bloßen Schwert vor ſich im Bette, und auf dem Boden vor dem Bette ſchlief der Ritter Röd. Der Königsſohn nahm nun das Schwert und ruderte wieder ans Land, ohne daſs Jemand es bemerkt hatte, daſs er an Bord geweſen war. — Der Prinz war indeſs beſtändig unruhig und wollte immer wieder fort; und als endlich die ſieben Jahre zu Ende gingen und nur noch drei Wochen fehlten, ſagte der Trollkönig zu ihm: „Nun kannſt Du Dich zur

Reiſe fertig machen, da Du doch einmal nicht bei uns bleiben willſt. Ich will Dir ein eiſernes Boot leihen, das geht von ſelbſt auf dem Waſſer, wenn Du bloß ſagſt: „Boot, geh vorwärts!“ Im Boote liegt ein eiſerner Kloben, und den Kloben ſollſt Du ein wenig in die Höhe heben, wenn Du das Schiff grade vor Dir ſiehſt; dann bekommen ſie einen ſolchen Fahrwind, daſs ſie vergeſſen, ſich nach Dir umzuſehen. Wenn Du dann neben das Schiff kommſt, ſollſt Du den Kloben noch einmal aufheben; alsdann wird es ein ſolcher Sturm, daſs ſie wohl etwas Anders zu thun bekommen, als nach Dir auszugucken. Und wenn Du ihnen nun vorbei gekommen biſt, ſollſt Du den Kloben zum dritten Mal in die Höhe heben; aber Du muſſt ihn immer wieder vorſichtig niederlegen, denn ſonſt wird es ein ſolches Wetter, daſs ſowohl Du, als die Andern darin umkommen. Sobald Du nachher ans Land gekommen biſt brauchſt Du Dich nicht weiter um das Boot zu bekümmern, ſondern ſchieb' es dann nur umgewendet in die See und ſprich: „Boot, geh wieder nach Hauſe!“ — Als der Prinz nun abreiſ'te, bekam er ſo viel Gold und Silber und andre Koſtbarkeiten und Kleider und Leinenzeug mit, das die Prinzeſſinn während der langen Zeit, die er auf der Inſel zugebracht, für ihn genäh't hatte, ſo daſs er viel reicher war, als irgend einer von ſeinen Brüdern. Kaum hatte er ſich nun ins Boot geſetzt und geſagt: „Boot, geh vorwärts!“ ſo ging das Boot fort. Und als er das Schiff grade vor ſich erblickte, hob er den Kloben ein wenig in die Höhe; da bekamen ſie einen ſolchen Fahrwind,

daſs ſie vergaßen, ſich nach ihm umzuſehen. Als er darauf neben das Schiff kam, hob er den Kloben noch einmal in die Höhe, und da ward es ein ſolcher Sturm und ein ſolches Wetter, daſs der weiße Schaum rund um das Schiff ſtand, und die Wellen über das Verdeck hinſchlugen, ſo daſs ſie etwas Anders zu thun bekamen, als nach ihm auszugucken. Und als er ihnen nun vorbeigekommen war, hob er den Kloben zum dritten Mal auf, und da bekamen ſie ſo reichlich zu thun, daſs ſie gar keine Zeit hatten, ſich nach ihm umzuſehen. Er kam weit, weit früher ans Land, als das Schiff; und als er all ſeine Sachen aus dem Boot geſchafft hatte, kehrte er es um, ſchob es hinaus in die See und ſprach: „Boot, geh wieder nach Hauſe!“ und da ging das Boot wieder fort.

Der Königsſohn kleidete ſich nun als ein Seemann aus — ob der Trollkönig ihm das gerathen hatte, oder ob es ſeine eigne Erfindung war, das muſs ich ungeſagt laſſen — und begab ſich nach einer armſeligen Hütte zu einer alten Frau, zu der ſagte er, er wäre ein armer Matroſe, der auf einem Schiff geweſen, das untergegangen ſei, und er wäre der Einzige von der ganzen Mannſchaft, der ſich gerettet hätte, und dann bat er ſie, ihn nebſt den Sachen, die er geborgen, bei ſich beherbergen zu wollen. „Ach, Gott helf mir!“ ſagte die Frau: „ich kann Niemandem Herberge geben. Ihr ſeht wohl, wie es hier beſchaffen iſt; ich habe nicht einmal Betten, worauf ich ſelbſt liegen kann, viel weniger noch für Andre.“ Ja, das wäre

einerlei, ſagte der Seemann, wenn er bloſs ein Dach über dem Kopf hätte, dann wär's ihm ganz gleich, wie er läge. Ein Obdach konnte ſie ihm denn nicht verſagen, wenn er ſo damit fürlieb nehmen wolle, wie ſie's hätte. — Am Abend brachte der Seemann ſeine Sachen in die Hütte, und ſogleich begann die Alte, die gern etwas Neues zu erzählen haben wollte, zu fragen, was für Einer er wäre, wo er wohl her ſei, wo er geweſen, und wo er hin wolle, was das für Sachen wären, die er bei ſich hätte, in welchem Geſchäft er reiſ'te, und ob er Nichts von den zwölf Prinzeſſinnen gehört hätte, die vor vielen lieben Jahren verſchwunden wären, und dergleichen mehr, ſo daſs es zu weitläufig ſein würde, es alles zu erzählen. Der Seemann ſagte aber, er befände ſich ſo ſchlecht und hätte ſolche Kopfſchmerzen von dem entſetzlichen Wetter, das da regiert hätte, daſs er ſich auf keine Sache recht beſinnen könne; ſie möchte ihm nur noch einige Tage Ruhe laſſen, bis er ſich von der ſchweren Arbeit, die er während des ſchlimmen Wetters gehabt, etwas erholt hätte, dann ſolle ſie nachher ſchon Alles erfahren. Den andern Tag begann die Frau aufs neue zu fragen und ihn auszuforſchen; aber der Seemann hatte noch ſolche Kopfſchmerzen von dem böſen Wetter, daſs er ſich auf keine Sache recht beſinnen konnte; doch ließ er ſo von ungefähr ein Wort fallen, als wüſste er wohl Etwas von den Prinzeſſinnen. Sogleich lief die Alte mit dieſer Neuigkeit fort zu all den Klatſchweibern rund umher, und nun

kam die eine nach der andern gerannt und fragte nach den Prinzeſſinnen, ob der Seemann ſie geſehen hätte, ob ſie bald kämen, ob ſie ſchon auf der Reiſe wären u. ſ. w. Der Seemann aber hatte immer noch Kopfſchmerzen von dem böſen Wetter, ſo daſs er nicht auf Alles Beſcheid geben konnte; aber ſo Viel ſagte er doch, daſs wenn die Prinzeſſinnen nicht Schiffbruch gelitten hätten in dem heftigen Sturm, ſie dann wohl um vierzehn Tage, oder vielleicht noch etwas früher, ankommen würden; er könne aber, fügte er hinzu: nicht mit Gewiſsheit ſagen, ob ſie noch am Leben wären; er hätte ſie zwar geſehen, ſie könnten aber wohl nachher in dem böſen Wetter umgekommen ſein. Sogleich lief eins von den Klatſchweibern zu dem Königsſchloſs und erzählte dort, es wäre in der Hütte bei der und der Frau ein Seemann, der hätte die Prinzeſſinnen geſehen und hätte geſagt, ſie würden wohl um vierzehn Tage, oder vielleicht noch etwas früher, ankommen. Als der König das hörte, ſchickte er ſogleich zu dem Seemann und ließ ihm ſagen, daſs er zu ihm kommen und ihm die Sache ſelbſt berichten ſolle. Der Matroſe ſagte: „Ich habe nicht ſolche Kleider und ſehe nicht ſo aus, daſs ich zu dem König gehen kann.“ Der Bote aber ſagte, er ſolle nur kommen, der König wolle und müſſe ihn ſprechen, einerlei, er möge nun ſo, oder ſo ausſehen; denn es wäre noch Niemand da geweſen, der Nachrichten von den Prinzeſſinnen hätte bringen können. Da ging denn der Seemann endlich zu dem Schloſs und trat zu dem König ein; der fragte ihn, ob es wahr wäre,

daſs er die Prinzeſſinnen geſehen. „Ja, das iſt wahr,“ ſagte der Seemann: „aber ich weiß nicht, ob ſie noch am Leben ſind; denn als ich ſie ſah, war es ein ſolches Unwetter, daſs wir Schiffbruch litten. Wenn ſie aber damals nicht untergegangen ſind, ſo mögen ſie wohl um vierzehn Tage, oder vielleicht noch etwas früher, kommen.“

Als der König das hörte, war er beinahe außer ſich vor Freuden; und als es nun um die Zeit war, daſs die Prinzeſſinnen, wie der Seemann geſagt hatte, kommen ſollten, zog der König ihnen in vollem Staat entgegen an den Strand — und groß war die Freude über das ganze Land, als endlich das Schiff mit den Prinzeſſinnen und den Prinzen und dem Ritter Röd ankam. Die elf älteſten Prinzeſſinnen waren fröhlich und guter Dinge; aber die jüngſte, die den Ritter Röd haben ſollte, welcher ſagte, daſs er es ſei, der die Prinzeſſinnen befreit und den Trollen getödtet hätte, war immer traurig und weinte unaufhörlich. Dem König wollte das gar nicht behagen, und er fragte ſie daher, warum ſie nicht auch ſo munter und vergnügt wäre, wie die andern Prinzeſſinnen; ſie hätte doch, meinte er, keine Urſache, betrübt zu ſein, da ſie nun von dem Trollen befreit wäre und einen Mann zum Gemahl haben ſolle, wie der Ritter Röd ſei. Sie durfte aber Nichts ſagen; denn der Ritter Röd hatte ja gedroh't, wenn Einer erzählen würde, wie ſich Alles wirklich zugetragen, dann wolle er ihn ums Leben bringen.

Als nun die Prinzeſſinnen eines Tages an ihrem Brautputz näh'ten, trat plötzlich Jemand in einer großen Matroſenjacke und mit einem Tabuletkaſten auf dem Rücken zu ihnen ein und fragte, ob ſie ihm keine Schmuckſachen zu ihrer Hochzeit abkaufen wollten, er hätte, ſagte er, außerordentlich ſeltne und koſtbare Dinge von Gold und auch von Silber. — Ja, das könnte wohl möglich ſein. Sie ſahen die Waaren an, und ſie ſahen ihn an; denn es wollte ſie bedünken, ſie ſollten ihn und auch manche von den Sachen kennen, die er hatte. „Der ſo viel prächtige Schmuckſachen hat," ſagte endlich die jüngſte Prinzeſſinn: „könnte auch wohl Etwas haben, das noch prächtiger und für uns noch paſſender wäre." — „Das wäre wohl möglich," ſagte der Krämer. Aber die andern tuſchten ſie und ſagten, ſie möchte doch bedenken, womit der Ritter Röd ihnen gedroht hätte. — Einige Zeit darnach, als die Prinzeſſinnen eines Tages vor dem Fenſter ſaßen, kam der Königsſohn wieder in ſeiner großen Matroſenjacke und trug auf dem Rücken den Schrank mit den goldnen Kronen. Als er in den Schloſsſaal eingetreten war, machte er den Schrank auf, und da nun die Prinzeſſinnen jede ihre goldne Krone wieder erkannten, ſagte die jüngſte: „Mir däucht, es iſt billig und recht, daſs Der, welcher uns befrei't hat, den Lohn erhalte, der ihm zukommt, und das iſt nicht der Ritter Röd, ſondern Der, welcher unſre goldnen Kronen brachte — der hat uns befrei't." Da warf der Königsſohn die Matroſenjacke ab und ſtand nun

da weit ſtattlicher, als alle die Andern; und darauf ließ der König den Ritter Röd ſogleich ums Leben bringen. Nun war die Freude erſt recht groß im Königsſchloſs; und jeder Prinz nahm ſeine Prinzeſſinn und hielt mit ihr Hochzeit, ſo daſs man ſich in zwölf Königreichen davon zu erzählen hatte.

4.

Die wortſchlaue Prinzeſſinn.

Es war einmal ein König, der hatte eine Tochter, die war ſo ſchlau und ſpitzfindig in Worten, daſs Keiner ſie zum Schweigen bringen konnte. Da ſetzte der König einen Preis aus und ließ bekannt machen, daſs Der, welcher es könnte, die Prinzeſſinn und das halbe Reich haben ſollte. Drei Brüder, welche dies hörten, beſchloſſen, ihr Glück zu verſuchen. Zuerſt machten ſich die beiden älteſten auf, die ſich am klügſten dünkten; aber ſie konnten Nichts bei der Prinzeſſinn ausrichten und muſsten noch dazu mit blauer Haut wieder abziehen. Darnach machte ſich Aſchenbrödel auch auf. Als er eine Strecke weit gegangen war, fand er am Wege ein Weidenreis, das nahm er auf. Eine Strecke weiter fand er eine Scherbe von einer alten Schüſſel, die nahm er auch auf. Als er noch etwas weiter gegangen war, fand er einen todten Staar, und etwas darnach ein krummes Bockshorn; ein wenig ſpäter fand er noch ein krummes Bockshorn, und als er über das Feld zum Königshof gehen wollte, wo Dünger

ausgeſtreu't lag, fand er darunter eine ausgegangene Schuhſohle. Alle dieſe Dinge nahm er mit ſich zum Königsſchloſs, und damit trat er zu der Prinzeſſinn ein. „Guten Tag!" ſagte er. „Guten Tag!" ſagte ſie und verzog das Geſicht. „Kann ich nicht meinen Staar gebraten kriegen?" fragte er. „Ich bin bange, er birſtet," antwortete die Prinzeſſinn. „O, das hat keine Noth, ich binde dieſes Weidenreis um," ſagte der Burſch und nahm das Reis hervor. „Aber das Fett läuft heraus," ſagte die Prinzeſſinn. „Ich halte dies unter," ſagte der Burſch und zeigte ihr die Scherbe von der Schüſſel. „Du machſt es mir ſo krumm, Du!" ſagte die Prinzeſſinn. „Ich mach es nicht krumm, ſondern es iſt ſchon krumm," ſagte der Burſch und nahm das eine Horn hervor. „Nein, etwas Ähnliches hab 'ich noch mein Lebtag nicht geſehn!" rief die Prinzeſſinn. „Hier ſiehſt Du was Ähnliches," ſagte der Burſch und nahm das andre Bockshorn hervor. „Ich glaube, Du biſt ausgegangen, um mich zum Schweigen zu bringen," ſagte die Prinzeſſinn. „Nein, ich bin nicht ausgegangen, aber dieſe hier iſt ausgegangen," ſagte der Burſch und zeigte ihr die Schuhſohle. Hierauf wuſste die Prinzeſſinn Nichts mehr zu antworten. „Nun biſt Du mein!" ſagte der Burſch, und darauf erhielt er die Prinzeſſinn und das halbe Königreich.

5.

Der reiche Peter Krämer.

Es war einmal ein Mann, den nannten die Leute den reichen Peter Krämer, weil er ehedem mit Kram im Lande umhergefahren und viel Geld verdient hatte, ſo daſs er nun ein reicher Mann geworden war. Dieſer reiche Peter Krämer hatte eine Tochter, die hielt er ſo koſtbar, daſs er alle Freier, die ſich um ſie bewarben, abwies; denn es ſchien ihm kein Einziger gut genug für ſie. Weil es nun ſo mit allen ging, kamen endlich gar keine mehr, und da nun die Jahre herankamen, befürchtete Peter, das Mädchen möchte zuletzt ſitzen bleiben. „Es wundert mich," ſprach er zu ſeiner Frau: „daſs gar keine Freier mehr zu unſrer Tochter kommen, die doch ſo reich iſt. Das müſste ſonderbar zugehen, wenn ſich nicht Einer finden ſollte, der ſie haben wollte; denn Geld hat ſie, und noch mehr bekommt ſie. Ich glaube, ich muſs mal zu den Sternguckern reiſen und die fragen, Wen ſie haben ſoll; denn es kommt hier ja Niemand." — „Wie können die Sterngucker Dir das ſagen?" fragte die Frau. „O, das leſen ſie alles in den

Sternen," ſagte der reiche Peter. Er ſteckte nun viel Geld zu ſich und reiſ'te damit zu den Sternguckern und bat ſie, ihm doch den Gefallen zu thun und nach den Sternen zu gucken, und ihm dann zu ſagen, was ſeine Tochter für einen Mann haben ſolle. Die Sterngucker ſahen nach den Sternen, aber ſie ſagten, daſs ſie Nichts ſehen könnten. Peter bat ſie, noch beſſer zuzuſehen und es ihm ja zu ſagen; er wolle ihnen auch viel Geld geben, ſagte er. Die Sterngucker ſahen nun beſſer zu, und darauf ſagten ſie, ſeine Tochter ſolle das Müllerkind heirathen, das eben jetzt in der Mühle, die gleich unten bei des reichen Peters Gehöft läge, zur Welt gekommen ſei. Peter meinte, es wäre gar zu ungereimt, daſs ſeine Tochter Einen zum Mann haben ſolle, der eben erſt zur Welt gekommen ſei, und noch dazu einen ſo geringen Mann. Das ſagte er auch zu ſeiner Frau und fügte hinzu: „Es müſste ſonderbar zugehen, wenn ſie mir den Buben nicht verkaufen wollten; alsdann aber wollen wir ihn ſchon quitt werden." — „Ja, das mein' ich auch," ſagte die Frau: „es ſind ja nur arme Leute." Peter Krämer ging nun zur Mühle und fragte die Müllerfrau, ob ſie ihm nicht ihren Sohn verkaufen wolle, ſie ſollte viel Geld dafür haben. Nein, das wollte ſie durchaus nicht. „Ich weiß nicht, warum Du das nicht willſt," ſagte Peter Krämer: „es iſt ja nur die liebe Armuth bei Euch zu Hauſe, und der Bube, denk' ich, wird ſie Euch nicht leichter machen." Aber ſie hielt ſo viel von dem Jungen, daſs ſie ihn nicht miſſen wollte. Als darauf der Müller eintrat, ſagte Peter zu ihm dasſelbe und verſprach ihm ſechshundert

Thaler für den Buben; dafür könnten ſie ſich ein Gehöft kaufen, ſagte er, und hätten dann nicht mehr nöthig, für die Leute zu mahlen und zu hungern, wenn ſie kein Mahlwaſſer hätten. Das däuchte dem Müller nicht übel, und er ſprach mit ſeiner Frau darüber, und endlich bekam denn der reiche Peter den Buben. Die Mutter weinte zwar und geberdete ſich übel; aber Peter tröſtete ſie und ſagte, daſs er gut für den Burſchen ſorgen würde; nur muſsten ſie ihm verſprechen, daſs ſie niemals nach ihm fragen wollten; denn er wollte ihn weit weg in andre Länder ſchicken, damit er fremde Sprachen lerne, ſagte er. — Als Peter mit dem Buben nach Hauſe kam, ließ er einen Kaſten verfertigen, den verklebte er inwendig mit Pech, legte den Müllerbuben hinein, dreh'te den Schlüſſel einmal herum und ſchob dann den Kaſten hinaus in den Fluſs, ſo daſs er mit dem Strom davon trieb. Nun bin ich ihn quitt, dachte Peter Krämer. Als aber der Kaſten auf dem Fluſs weit weggetrieben war, kam er zuletzt zu dem Waſſer einer andern Mühle und gerieth ins Mühlrad, ſo daſs die Mühle davon ſtehen blieb. Der Müller ging hin und wollte zuſehen, Was die Urſache davon war, und da fand er denn den Kaſten und trug ihn ins Haus. „Ich bin doch neugierig, Was wohl in dieſem Kaſten ſein mag," ſagte er zu ſeiner Frau: „der iſt ins Mühlrad gerathen und hat mir die Mühle geſtopft." — „Nun, das können wir bald erfahren," ſagte die Frau: „der Schlüſſel ſteckt ja drin; mach nur das Schloſs auf." Als ſie nun den Kaſten öffneten, lag darin das ſchönſte Kind, das man nur ſehen kann, und ſie waren beide ſo erfreu't darüber

und wollten den Buben als ihr eigenes Kind behalten; denn ſelbſt hatten ſie keine Kinder und waren auch ſchon in den Jahren, daſs ſie keine mehr bekommen konnten. — Als nun eine Zeit vergangen war, wunderte Peter Krämer ſich wieder, daſs ſich gar keine Freier zu ſeiner Tochter einfinden wollten, die doch ſo reich wäre und ſo viel Geld hätte. Aber es zeigte ſich keiner; und Peter reiſ'te darum wieder zu den Sternguckern und bot ihnen Geld über Geld, wenn ſie ihm bloß ſagen wollten, Wen ſeine Tochter zum Mann haben ſolle. „Wir haben es Dir ja geſagt, daſs ſie den Müllerbuben haben ſoll," antworteten die Sterngucker. „Ja, das iſt recht gut," ſagte Peter Krämer: „aber der iſt nun geſtorben, und wenn Ihr mir darum ſagen wolltet, Wen meine Tochter jetzt zum Mann haben ſoll, dann wollt' ich Euch gern zweihundert Thaler geben." Die Sterngucker ſahen nun wieder nach den Sternen; aber da wurden ſie ganz zornig und ſprachen: „Sie ſoll gleichwohl den Müllerbuben haben, den Du in den Fluſs ausgeſetzt haſt, um ihn zu tödten; denn er lebt noch und iſt in der Mühle da und da." Peter Krämer gab ihnen die zweihundert Thaler und dachte jetzt nur darauf, wie er es anfangen ſolle, um den Müllerbuben los zu werden. Das Erſte, was er that, als er nach Hauſe kam, war, daſs er zur Mühle ging. Da war der Bube ſchon ſo groß, daſs er eingeſegnet war und in der Mühle mithalf, und ein ſchmucker Burſch war er geworden. „Könnteſt Du mir nicht den Burſchen überlaſſen, Du?" ſagte Peter Krämer zu dem Müller. „Nein," antwortete der Müller: „ich habe ihn als mein eignes Kind erzogen,

und er iſt ſo gut in die Art geſchlagen, daſs ich nun Hülfe und Nutzen von ihm in der Mühle haben kann; denn ſelbſt werd' ich nach gerade ſchon alt und hinfällig." — „Ja, ſo geht's mir auch," ſagte Peter Krämer: „und darum wollt' ich gern Einen haben, den ich zum Handel anlehren könnte. Wenn Du ihn mir daher überlaſſen willſt, ſo will ich Dir gern ſechshundert Thaler geben; dann kannſt Du Dir ein Gehöft kaufen und in Deinen alten Tagen ruhig und in Frieden leben." Ja, als der Müller das hörte, gab er dem Peter Krämer gleich den Burſchen. Nun reiſ'ten beide weit umher mit Kram und handelten, bis ſie einſt zu einem Gehöft kamen, das dicht an einem Walde lag. Von hier aus ſchickte Peter den Burſchen nach Hauſe mit einem Brief an ſeine Frau — denn wenn man den Richtweg durch den Wald ging, war es nicht ſo gar weit — und ſagte zu ihm, er ſolle ſeine Frau von ihm grüßen und ihr ſagen, ſie ſolle ſo bald als möglich thun, Was in dem Brief ſtände. In dem Brief aber ſtand, ſie ſolle augenblicklich einen Holzſtoß errichten und den Müllerburſchen darauf verbrennen, und wenn ſie das nicht thäte, ſo ſolle ſie ſelbſt lebendig verbrannt werden. Mit dieſem Brief ging der Burſch fort durch den Wald. Gegen Abend kam er zu einem Hauſe tief im Dickicht, und da ging er hinein; doch in dem Hauſe war kein Menſch zu ſehen noch zu hören. In einem der Zimmer aber fand der Burſch ein aufgemachtes Bett, und auf das legte er ſich quer hin. Den Brief hatte er an ſeinen Hut befeſtigt, und der Hut lag auf ſeinem Geſicht. Als die Räuber nach

Hauſe kamen — denn das Haus gehörte zwölf Räubern — und den Burſchen auf dem Bett liegen ſahen, waren ſie neugierig, was das für Einer wäre, und einer von ihnen nahm den Brief, brach ihn auf und las ihn. „Ha! ha!“ ſagte er: „der iſt von dem Peter Krämer; aber nun wollen wir ihm einen Streich ſpielen; denn es wäre doch Jammer und Schade, wenn das alte Weibsſtück einen ſo jungen wackern Burſchen ums Leben bringen ſollte.“ Sie ſchrieben nun einen andern Brief an Peter Krämers Frau und befeſtigten ihn an den Hut, während der Burſch ſchlief, und in dem Brief hatten ſie geſchrieben, die Frau ſolle den Müllerburſchen mit der Tochter verheirathen, und es ſolle augenblicklich die Hochzeit gehalten werden, und dann ſolle ſie ihnen Pferde und Vieh und Hausgeräth geben und ſie völlig auf dem Gehöft einrichten, das unten am Berg läge, und ſofern das nicht alles geſchehen ſei, wenn Peter Krämer nach Hauſe käme, ſollt's ihr ſchlecht gehen. Den andern Tag reiſ'te der Burſch weiter, und als er auf Peters Gehöft ankam, übergab er der Frau den Brief und ſagte, er ſolle grüßen von Peter Krämer, ihrem Mann, und ſagen, ſie möchte doch ſo bald als möglich thun, Was in dem Brief ſtände. Als die Frau den Brief geleſen hatte, ſagte ſie zu dem Burſchen: „Du muſſt Dich gut aufgeführt haben, daſs Peter mir einen ſolchen Brief ſchreibt; denn als er abreiſ'te, war er ſo böſe auf Dich, daſs er nicht wuſste, wie er Dich ums Leben bringen wollte.“ Sie machte nun ſogleich Anſtalten zur Hochzeit und gab den jungen Leuten Pferde und Vieh und allerlei

Hausgeräth und richtete ſie vollſtändig ein auf dem Gehöft unten am Berge.

Nicht lange darnach kam Peter Krämer zu Hauſe, und das Erſte, wonach er ſich bei ſeiner Frau erkundigte, war, ob ſie gethan hätte, wie er in dem Brief geſchrieben. „Ja, das, däucht mir, war auch nett!“ ſagte ſie: „aber ich durfte ja nicht anders.“ Nun fragte Peter, wo denn die Tochter ſei. „Ih nun, das kannſt Du Dir ja wohl denken,“ ſagte die Frau: „ſie iſt bei ihm auf dem Gehöft unten am Berg, ſo wie in dem Brief ſtand.“ Als Peter nun die ganze Geſchichte erfuhr und den Brief ſah, ward er ſo zornig, daſs er aus der Haut fahren wollte, und lief ſogleich auf das Gehöft zu den jungen Leuten. „Meine Tochter haſt Du zwar bekommen,“ ſagte er zu dem Müllerburſchen: „aber wenn Du denkſt, ſie zu behalten, ſo muſſt Du erſt zu dem Drachen von Dübenfahrt und mir drei Federn aus ſeinem Schwanz holen;“ — denn Wer die hatte, konnte Alles bekommen, was er ſich wünſchte. — „Wo ſoll ich aber den Drachen von Dübenfahrt finden?“ fragte der Schwiegerſohn. „Das weiß ich nicht,“ ſagte Peter Krämer: „das mag Deine Sorge ſein.“

Der Burſch begab ſich nun getroſt auf den Weg, und als er eine Zeitlang gewandert hatte, kam er zu einem Königsſchloſs. „Hier will ich einkehren und vorfragen,“ dachte er: „denn ſolche Leute wiſſen beſſer in der Welt Beſcheid, als Unſereiner, vielleicht daſs ich hier den Weg erfahre.“ Gedacht, gethan. Der König fragte ihn, wo er her ſei, und in welchem Geſchäft er reiſe. „O, ich ſoll zu

dem Drachen von Dübenfahrt und drei Federn aus ſeinem Schwanz holen," ſagte der Burſch: „wenn ich ihn bloß finden könnte." — „Dazu will viel Glück," ſagte der König: „denn ich habe noch nie gehört, daſs Einer von ſolcher Reiſe zurückgekehrt iſt. Wenn Du ihn aber antriffſt, ſo kannſt Du ihn von mir grüßen und ihn fragen, woher es kommt, daſs ich niemals reines Waſſer in meinem Brunnen habe; ich hab' ihn ſchon ſo oft ſäubern und ausmudern laſſen, aber nie kann ich reines Waſſer bekommen." — „Ja, ich will ihn wohl fragen," ſagte der Burſch. Auf dem Schloſs ließ er's ſich wohl ſein und bekam noch dazu Lebensmittel und Geld auf den Weg.

Gegen Abend kam der Burſch zu einem andern Königsſchloſs. Als er in die Küche eintrat, kam der König heraus und fragte ihn, wo er her ſei, und in welchem Geſchäft er reiſe. „O, ich ſoll zu dem Drachen von Dübenfahrt und drei Federn aus ſeinem Schwanz holen," ſagte der Burſch. „Dazu will viel Glück," ſagte der König: „denn ich habe noch nie gehört, daſs Einer von daher zurückgekehrt iſt. Wenn Du aber zu ihm kommſt, ſo kannſt Du ihn von mir grüßen und ihn fragen, wo wohl meine Tochter wäre, die vor vielen Jahren verſchwunden iſt; ich habe nach ihr ſuchen und forſchen laſſen überall, aber ich habe nie das Geringſte von ihr erfahren können." — „Ich will ihn wohl fragen," ſagte der Burſch. Auf dem Königsſchloſs lebte er gut und wohl, und als er den andern Tag fortging, bekam er ſowohl Eſſen, als Geld mit auf den Weg. Gegen Abend kam er wieder zu einem Königsſchloſs.

Hier kam die Königinn heraus in die Küche und fragte ihn, wo er her ſei, und in welchem Geſchäft er reiſe. „Ich ſoll zu dem Drachen von Dübenfahrt und drei Federn aus ſeinem Schwanz holen," ſagte der Burſch. „Dazu will viel Glück," ſagte die Königinn: „denn ich habe noch nie gehört, daſs Einer des Weges zurückgekehrt iſt. Aber ſollteſt Du ihn antreffen, ſo kannſt Du ihn von mir grüßen und ihn fragen, wo ich wohl meine goldnen Schlüſſel wiederfinden ſoll, die ich verloren habe." — „Ich will ihn wohl fragen," ſagte der Burſch. Am andern Morgen wanderte er weiter, und als er ein Ende gegangen war, kam er zu einem großen breiten Fluſs. Während er nun da ſtand und nicht wuſste, wie er hinüber kommen ſollte, kam ein alter krummgebückter Mann auf ihn zu und fragte ihn, wo er hin wolle. „Ich ſoll zu dem Drachen von Dübenfahrt," ſagte der Burſch: „wenn ich bloß wüſste, wo er zu finden iſt." — „Das kann ich Dir ſagen," ſprach der Mann: „denn ich ſetze hier Alle über, die zu ihm wollen. Er wohnt hier grade gegenüber; wenn Du dort oben auf dem Hügel biſt, kannſt Du ſchon ſein Schloſs ſehen; — und wenn Du ihn dann zu ſprechen bekommſt, ſo kannſt Du ihn von meinetwegen fragen, wie lange ich hier noch überſetzen ſoll." — „Ich will ihn wohl fragen." ſagte der Burſch. Der Mann nahm ihn nun au den Rücken und trug ihn über den Fluſs; und als der Burſch auf den Hügel gekommen war, ſah er das Schloſs grade vor ſich und ging hinein. Als die Prinzeſſinn, die nur allein zu Hauſe war, ihn erblickte, rief ſie: „Iſt

es möglich! darf denn eine Chriſtenſeele hieherkommen? Das iſt noch nicht geſchehen, ſo lange ich hier bin. Für Dich iſt es aber am beſten," ſagte ſie: „Du ſiehſt zu, daſs Du wieder fortkommſt ſo ſchnell wie möglich; denn kommt der Drache zu Hauſe, ſo riecht er Dich und friſſt Dich ſogleich auf, und mich machſt Du dann dazu unglücklich." — „Nein," ſagte der Burſch: „ich kann nicht eher fort, als bis ich drei Federn aus ſeinem Schwanz habe." — „Die bekommſt Du nun und nimmermehr," ſagte die Prinzeſſinn.

Aber der Burſch wollte nicht fort; er wollte warten, bis der Drache nach Hauſe käme und wollte die Federn aus ſeinem Schwanz und Antwort auf ſeine Fragen haben. „Ja, wenn Du denn durchaus darauf beſtehſt, ſo will ich zuſehen, ob ich Dir helfen kann," ſagte die Prinzeſſinn: „Verſuche aber, ob Du das Schwert aufheben kannſt, das dort an der Wand hangt." Nein, der Burſch konnt's nicht vom Fleck rühren. „So muſſt Du einen Trunk aus dieſer Flaſche thun," ſagte die Prinzeſſinn. Als nun der Burſch einen Trunk aus der Flaſche gethan hatte, konnte er das Schwert ein wenig bewegen. „Du muſſt noch einen Trunk thun," ſagte die Prinzeſſinn: „und dann erzähle mir ausführlich Deinen Auftrag." Der Burſch that nun noch einen Trunk, und darauf erzählte er der Prinzeſſinn: ein König hätte ihn gebeten, den Drachen zu fragen, woher es käme, daſs er kein reines Waſſer in ſeinen Brunnen bekommen könne; für einen andern ſolle er fragen, wo ſeine Tochter geblieben ſei, die vor vielen Jahren ver-

ſchwunden wäre; und für eine Königinn ſolle er den Drachen fragen, wo ihre goldnen Schlüſſel geblieben wären; und endlich ſolle er für den Fährmann fragen, wie lange der noch die Leute über den Fluſs ſetzen müſſe. — Als der Burſch nun das Schwert anfaſste, konnte er es aufheben; und als er endlich noch einen Trunk gethan hatte, konnte er es ſchwingen. Gegen Abend ſagte die Prinzeſſinn: „Nun kommt der Drache bald nach Hauſe, und damit er Dich nicht ſogleich umbringt, muſſt Du unter das Bett kriechen, und da muſſt Du ganz ſtill liegen, daſs er Dich nicht bemerkt. Wenn wir uns dann niedergelegt haben, werde ich ihn ausfragen. Du muſſt aber gut zuhören und genau darauf Acht geben, Was er antwortet; und unter dem Bett muſſt Du liegen bleiben, bis Alles ſtill iſt, und der Drache eingeſchlafen; alsdann aber kriech leiſe hervor und nimm das Schwert zu Dir. Und wenn er darnach aufſteht, muſſt Du mit einem Hieb ihm den Kopf abſchlagen und im ſelben Augenblick die drei Federn aus ſeinem Schwanz rupfen; denn ſonſt reiſst er ſie ſich ſelbſt aus, damit ſie keinem Andern zu gute kommen ſollen.“

Als nun der Burſch unters Bett gekrochen war, kam auch ſchon der Drache an. „Es riecht hier ſo nach Menſchenfleiſch!“ rief er, als er eintrat. „O, es kam ein Rabe geflogen mit einem Menſchenknochen im Schnabel und ſetzte ſich auf das Dach,“ ſagte die Prinzeſſinn: „das muſs es ſein, was Du riechſt.“ — „Na ſo!“ ſagte der Drache. Nun trug die Prinzeſſinn das Eſſen auf, und als ſie gegeſſen hatten, legten ſie ſich zu Bett. Aber als ſie eine

Weile gelegen hatten, ſchlief die Prinzeſſinn ſo unruhig, und plötzlich wachte ſie auf. „Au! au!“ ſchrie ſie. „Was fehlt Dir?“ fragte der Drache. „O, ich ſchlafe ſo unruhig,“ ſagte die Prinzeſſinn: „und dann hatte ich einen ſo wunderlichen Traum.“ — „Was träumte Dir denn?“ fragte der Drache. „O, mir träumte, es käme ein König hieher und fragte Dich, wie er es anfangen ſolle, um reines Waſſer in ſeinen Brunnen zu bekommen,“ ſagte die Prinzeſſinn. „Ach, das könnte er wohl von ſelbſt wiſſen,“ ſagte der Drache: „wenn er bloß den Brunnen umgräbt und den alten verfaulten Stock herausnimmt, der auf dem Boden liegt, dann wird er ſchon reines Waſſer bekommen. Aber liege jetzt ruhig und träume nicht wieder!“

Als die Prinzeſſinn eine Weile ſtill gelegen hatte, ward ſie wieder unruhig, warf ſich im Bette hin und her und wachte endlich wieder auf. „Au! au!“ — „Was iſt denn nun wieder los?“ rief der Drache. „O, ich ſchlafe ſo unruhig, und dann hatte ich einen ſo wunderlichen Traum,“ ſagte die Prinzeſſinn. „Das iſt doch auch gewaltig mit Deiner Träumerei!“ ſagte der Drache: „Was hat Dir denn jetzt geträumt?“ — „O, mir träumte, es käme ein König hieher und fragte Dich, wo ſeine Tochter geblieben wäre, die vor vielen Jahren verſchwunden ſei,“ ſagte die Prinzeſſinn. „Das biſt Du,“ ſagte der Drache: „aber Dich bekommt er in ſeinem Leben nicht mehr zu ſehen. Laß mich aber jetzt in Ruhe, bitt' ich Dich, und träume

nicht wieder, ſonſt brech ich Dir die Rippen entzwei.“

Die Prinzeſſinn hatte nicht lange geſchlafen, als ſie wieder anfing, unruhig zu werden, und dann aufwachte. „Au! au!“ rief ſie. „Nun, ſchon wieder? Was iſt denn jetzt wieder los?“ rief der Drache und war ſo wild, daſs er beinahe aus der Haut fahren wollte. „O, Du muſſt nicht böſe werden,“ ſagte die Prinzeſſinn: „aber ich hatte einen ſo wunderlichen Traum.“ — „Das iſt doch auch zum Kukuk mit Deiner Träumerei! Was träumte Dir denn jetzt?“ — „O, mir träumte, es käme eine Königinn hieher, die fragte Dich, ob Du ihr nicht ſagen könnteſt, wo ſie ihre goldnen Schlüſſel wiederfinden ſolle, die ſie verloren hätte.“ — „O, ſie kann nur zuſehen zwiſchen den Büſchen, wo ſie lag, damals, wie ſie wohl weiß, dann wird ſie ſie wohl finden,“ ſagte der Drache: „Aber laſs mich nun endlich in Ruhe mit Deinen Träumen!“

Beide ſchliefen nun eine Weile; aber darnach begann die Prinzeſſinn wieder unruhig zu werden, und plötzlich wachte ſie auf. „Au! au!“ — „Ich merke wohl, Du wirſt nicht eher ruhig, als bis ich Dir das Genick zerbreche,“ ſagte der Drache und war ſo wüthend, daſs ihm die Funken aus den Augen ſprüh'ten: „Was haſt Du denn nun wieder?“ — „O, Du muſſt nicht böſe auf mich ſein,“ ſagte die Prinzeſſinn: „ich kann ja nicht dafür; aber ich hatte einen ſo wunderlichen Traum.“ — „Eine ſolche Träumerei iſt mir doch noch nicht

vorgekommen," ſagte der Drache: „aber Was träumte Dir denn jetzt?" — „Mir träumte, der Fährmann hier unten am Sund ſei gekommen und fragte Dich, wie lange er noch die Leute über den Fluſs ſetzen müſſe." — „Das dumme Viehl davon könnte er bald befrei't werden," ſagte der Drache: „Wenn Jemand kommt, der hinüber will, ſo braucht er ihn nur mitten in den Fluſs zu werfen und zu ſagen: „Setz' nun Du über, bis Du abgelöſ't wirſt!" dann wird er frei. Aber laſs mich jetzt in Ruhe mit Deinen Träumen, ſonſt wird es ein andrer Tanz!"

Die Prinzeſſinn ließ ihn nun in Frieden ſchlafen. Aber ſobald es ſtill ward, und der Müllerburſch hörte, daſs der Drache ſchnarchte, kroch er hervor und nahm das Schwert von der Wand. Ehe es noch Tag geworden war, ſtand der Drache auf; aber kaum war er mit beiden Füßen aus dem Bett gekommen, als der Burſch ihm den Kopf abhieb und die drei Federn aus ſeinem Schwanz riſs. Das war eine große Freude. Und der Burſch und die Prinzeſſinn nahmen ſo viel Gold und Silber und Geld und andre Koſtbarkeiten mit, als ſie nur fortſchaffen konnten, und als ſie zu dem Sund kamen, ſetzten ſie den Fährmann durch Alles, was er für ſie hinübertragen muſste, ſo in Erſtaunen und Verwirrung, daſs er ganz und gar vergaß, zu fragen, Was der Drache geſagt hätte, bis alles Gepäck und der Burſch und die Prinzeſſinn dazu hinüber waren. „Es iſt wahr," ſagte er, als ſie eben fortgehen wollten: „fragteſt Du den Drachen, wie ich Dir ſagte?"

— „Ja," antwortete der Burſch: „er ſagte, wenn Jemand käme und hinüber wolle, ſo ſollteſt Du ihn nur mitten in den Fluſs werfen und ſagen: „Setz' nun Du über, bis Du abgelöſ't wirſt!" ſo würdeſt Du frei." — „O, twi!" ſagte der Sundmann: „hätteſt Du mir das früher geſagt, dann hätteſt Du mich ablöſen ſollen."

Als ſie zu dem erſten Königsſchloſs kamen, fragte ihn die Königinn, ob er den Drachen nach ihren goldnen Schlüſſeln gefragt hätte. „Ja," ſagte der Burſch und flüſterte ihr ins Ohr: „Er ſagte, Du ſollteſt nur zuſehen zwiſchen den Büſchen, wo Du lagſt, damals, wie Du wohl weißt." — „Still! ſtill! ſag' ja Nichts!" ſagte die Königinn und gab dem Burſchen hundert Thaler. — Als er zu dem zweiten Königsſchloſs kam, fragte der König ihn, ob er ſich bei dem Drachen nach ſeiner Tochter erkundigt hätte. „Ja," ſagte der Burſch: „das hab' ich, und hier iſt Deine Tochter!" Darüber ward der König ſo froh, daſs er dem Müllerburſchen gern die Prinzeſſinn und das halbe Reich gegeben hätte. Aber da dieſer ſchon eine Frau hatte, gab er ihm zweihundert Thaler und Pferde und Wagen und ſo viel Gold und Silber, als er nur fortſchaffen konnte. — Wie er nun zu dem dritten Königsſchloſs kam, fragte ihn der König, ob er ſeinen Auftrag bei dem Drachen ausgerichtet hätte. „Ja," verſetzte der Burſch: „er ſagte, Du ſollteſt nur den Brunnen umgraben und den alten verfaulten Stock herausnehmen, der auf dem Boden liegt, dann würdeſt Du ſchon reines Waſſer bekommen." Da gab der König ihm drei-

hundert Thaler. Von hier reis'te der Burſch gradesweges nach Hauſe, und er war ſo ausſtaffirt mit Gold und mit Silber und ſo prächtig gekleidet, daſs es nur ſo glitzerte. Als nun der reiche Peter die Federn aus dem Drachenſchwanz erhielt, hatte er Nichts weiter gegen die Heirath einzuwenden. Da er aber all den Reichthum ſah, den ſein Schwiegerſohn mitgebracht hatte, fragte er ihn, ob noch mehr da wäre. „Ja," ſagte der: „es ſind noch ganze Wagen voll da, und wenn Du nur hinreiſen willſt, ſo wirſt Du wohl ſo Viel finden, als Du gebrauchſt." Ja, Peter Krämer wollte gleich hinreiſen. Nun ſagte ihm ſein Schwiegerſohn den Weg ſo genau, daſs er nicht nöthig hatte, weiter darnach zu fragen; „aber die Pferde," ſagte er: „läſſt Du am beſten an dieſer Seite des Fluſſes; denn der Sundmann hilft Dir ſchon wieder herüber." Peter reis'te nun fort und nahm einen guten Schnappſack voll Eſswaaren mit und viele Pferde, die ließ er aber an dieſer Seite zurück, wie der Burſch ihm geſagt hatte. Als er nun zu dem Fluſs kam, nahm ihn der Sundmann auf den Rücken und trug ihn fort bis in die Mitte, da warf er ihn ins Waſſer und ſprach: „Nun kannſt Du hier überſetzen, bis Du abgelöſ't wirſt!" Und wenn Keiner ihn abgelöſ't hat, ſo geht der reiche Peter Krämer noch den heutigen Tag da und ſetzt die Leute über.

6.

Aſchenbrödel, der mit dem Trollen um die Wette aß.

Es war einmal ein Bauer, der hatte drei Söhne; es ging ihm aber nur dürftig, und er war ſchon alt und ſchwach, und die Söhne wollten nicht recht an die Arbeit. Zu dem Gehöft gehörte ein großer ſchöner Wald, und in dem, wollte der Vater, ſollten die Burſchen Holz hauen, damit ſie Etwas von der Schuld abbezahlten.

Endlich brachte er ſie denn auch auf den Trab, und der älteſte Sohn ſollte zuerſt ins Holz. Als er nun in den Wald gekommen war und anfing, eine alte borkige Tanne umzuhauen, trat plötzlich ein ungeheurer Troll auf ihn zu. „Wenn Du in meinem Wald haueſt, ſo tödte ich Dich," ſagte der Troll. Als der Burſch das hörte, warf er die Axt weg und lief, was er nur konnte, wieder nach Hauſe. Er kam ganz athemlos an und erzählte, Was ihm begegnet war. Aber der Vater ſagte, er wäre ein Haſenherz; die Trollen hätten ihn niemals am Hauen gehindert, als er noch jung geweſen, meinte er.

Den andern Tag ſollte der zweite Sohn in den Wald; aber dem gings juſtement eben ſo. Als er ein paar Hiebe gethan hatte, trat der Troll auf ihn zu und ſprach: „Wenn Du in meinem Wald haueſt, ſo tödte ich Dich.“ Der Burſch wagte kaum, ihn anzuſehen, warf die Axt weg und machte ſich auf die Beine, eben ſo, wie der Bruder. Als er nach Hauſe kam, meinte der Vater wieder, da er noch jung geweſen, hätten die Trollen ihn niemals gehindert.

Den dritten Tag wollte Aſchenbrödel ſich aufmachen. „Ja, Du,“ ſagten die beiden älteſten: „Du ſollſt wohl Was ausrichten, der Du nie hinter dem Ofen hervorgekommen biſt.“ Aſchenbrödel antwortete Nichts, ſondern bat nur um einen guten Sack voll Lebensmittel. Die Mutter hatte kein Fleiſch und hängte daher den Keſſel über's Feuer, um einiges Gemüſe für ihn zu kochen; das that er in ſeinen Schnappſack, und damit machte er ſich auf. Als er in den Wald gekommen war und eine Zeitlang gehauen hatte, kam ebenfalls der Troll auf ihn zu und ſprach: „Wenn Du in meinem Wald haueſt, ſo tödte ich Dich.“ Der Burſch aber, nicht faul, nahm ſogleich einen Käſe aus ſeinem Schnappſack und drückte ihn, daß der Saft herausſpritzte. „Hältſt Du nicht gleich Dein großes Maul,“ ſagte er zu dem Trollen: „ſo werd' ich Dich drücken, wie ich das Waſſer aus dieſem Stein drücke.“ — „Nein, Freund, verſchone mich!“ ſagte der Troll: „ich will Dir auch hauen helfen.“ Ja, wenn's ſo gemeint ſei, wollte ihm denn der Burſch auch Nichts thun; und der

Troll hau'te darauf brav zu, ſo daſs ſie an dem Tage viele Klafter umhau'ten. Gegen Abend ſagte der Troll: „Nun kannſt Du mit mir nach meiner Wohnung kommen, denn das iſt näher, als nach Deinem Hauſe.“ Ja, dem Burſchen war das recht. Als ſie nun in dem Hauſe des Trollen ankamen, wollte dieſer Feuer auf dem Herd anmachen, und der Burſch ſollte Waſſer zum Grützkeſſel holen. Aber da ſtanden zwei eiſerne Zuber, ſo groß und ſo ſchwer, daſs der Burſch ſie nicht einmal von der Stelle bewegen konnte; er ſagte aber: „Es iſt nicht werth, mit dieſen kleinen Bütten zu plirren; ich will lieber hingehen und den ganzen Brunnen holen.“ — „Nein, Freund,“ ſagte der Troll: „ich kann meinen Brunnen nicht entbehren. Mach Du lieber Feuer an, dann will ich hingehen und Waſſer holen.“

Als der Troll mit dem Waſſer zurückkam, kochten ſie einen tüchtigen Keſſel voll Grütze. „Willſt Du, wie ich,“ ſagte der Burſch: „ſo wollen wir um die Wette eſſen.“ — „Ja, laſs uns das!“ ſagte der Troll; denn er dachte, hierin würde er es wohl mit dem Burſchen aufnehmen können. Als ſie ſich aber zu Tiſche ſetzten, nahm der Burſch ſeinen Schnappſack und band ihn ſich, ohne daſs der Troll es bemerkte, vorn um den Leib, und nun ſchüttete er mehr in den Schnappſack, als er aufaß. Als der Sack voll war, zog er ſein Taſchenmeſſer hervor und machte einen Schlitz in ſeinen Bauch, es war aber der Schnappſack, in den er ſchnitt. Der Troll ſah ihn an, aber ſagte Nichts. Als ſie eine gute Zeit gegeſſen hatten, legte der Troll den

Löffel nieder. „Nein, nun kann ich nicht mehr!“ ſagte er. „Du muſſt eſſen,“ ſagte der Burſch: „ich bin noch nicht einmal halb ſatt. Mach es, wie ich, und ſchneide ein Loch in Deinen Bauch, dann kannſt Du ſo Viel eſſen, als Du willſt.“ — „Ja, aber das thut wohl gewaltig weh,“ ſagte der Troll. „O, es iſt nicht der Rede werth,“ verſetzte der Burſch. Da nahm der Troll ſein Meſſer und ſchnitt ſich ein großes Loch in den Bauch, und als er das gethan hatte, fiel er todt zur Erde nieder. Der Burſch aber nahm nun all das Gold und Silber, das er im Berge vorfand, und damit ging er nach Hauſe; und nun konnte er wohl Etwas von der Schuld abbezahlen.

7.

Von dem Burſchen,

der zu dem Nordwind ging und das Mehl zurückforderte.

Es war einmal eine alte Frau, die hatte einen Sohn, und da ſie ſchon ſehr elend und gebrechlich war und nicht mehr recht fortkonnte, ſollte der Burſch für ſie aufs Stabur *) gehen und Mehl holen. Der Burſch ging auch hin; als er aber wieder die Treppe hinunterſtieg, kam der Nordwind geſtoben, nahm ihm das Mehl weg und fuhr damit durch die Luft. Der Burſch ging noch einmal aufs Stabur; als er aber die Treppe hinunterſtieg, kam der Nordwind abermals geſtoben und nahm ihm das Mehl weg, und eben ſo geſchah es auch das dritte Mal. Das verdroſs den Burſchen, und er meinte, es wäre Unrecht, daſs der Nordwind ihm ſo mitſpielen ſollte, und er gedachte daher, ihn aufzuſuchen und ſein Mehl zurückzufordern.

---

*) Siehe die Note Seite 18.

Er machte ſich nun auf; aber der Weg war lang, und er ging und ging, und endlich kam er zum Nordwind. „Guten Tag!“ ſagte der Burſch. „Guten Tag!“ ſagte der Nordwind, und ſeine Stimme war ſo grob: „Was willſt Du?“ — „O,“ ſagte der Burſch: „ich wollte Dich bitten, mir das Mehl wiederzugeben, das Du mir auf der Staburstreppe nahmſt; denn Wenig haben wir nur, und wenn Du uns das Bischen, das wir haben, noch dazu nimmſt, ſo wird's nichts Anders, als Hungerpfotenſaugen.“ — „Ich habe kein Mehl,“ ſagte der Nordwind: „aber weil es Dir ſo dürftig geht, will ich Dir ein Tuch geben, das ſchafft Dir Alles, was Du Dir nur zu eſſen wünſcheſt, wenn Du bloß ſagſt: „Tuch, deck dich mit allerlei köſtlichen Speiſen!““

Damit war der Burſch ſehr wohl zufrieden. Weil aber der Weg ſo lang war, daſs er nicht in einem Tage nach Hauſe kommen konnte, kehrte er bei einem Gaſtwirth an der Landſtraße ein. Als nun die Gäſte, die ſchon vor ihm gekommen waren, zu Abend eſſen wollten, breitete der Burſch ſein Tuch auf einem Tiſch aus, der in der Ecke ſtand, und ſprach dann: „Tuch, deck dich mit allerlei köſtlichen Speiſen!“ Kaum hatte er das geſagt, ſo that das Tuch ſeine Schuldigkeit. Da meinten Alle, beſonders die Wirthsfrau, das wäre ein gar herrliches Tuch. Wie es nun Nacht geworden war, und Alle lagen und ſchliefen, ſchlich ſich die Wirthsfrau herbei und ſtipitzte das Tuch und legte dann ein andres an die Stelle, das eben

ſo ausſah, wie jenes, aber das konnte nicht einmal mit trocknem Brod aufdecken.

Als der Burſch am Morgen erwachte, nahm er ſein Tuch und ging damit fort, und an dieſem Tage kam er nach Hauſe zu ſeiner Mutter. „Nun," ſagte er: „bin ich beim Nordwind geweſen; das iſt ein recht ſchicklicher Mann, denn er hat mir dieſes Tuch gegeben, und wenn ich bloß ſage: „Tuch, deck dich mit allerlei köſtlichen Speiſen!" ſo bekomme ich Alles, was ich mir nur an Eſſen wünſche." — „Ja, das mag wahr ſein," ſagte die Mutter: „aber ich glaub' es nicht, eh' ich es ſehe." Sogleich ſtellte der Burſch einen Tiſch hin, legte das Tuch darauf und ſprach: „Tuch, deck' dich mit allerlei köſtlichen Speiſen!" Aber das Tuch deckte ſich nicht einmal mit einem Stück Brod.

„Es iſt kein andrer Rath, ich muſs wieder zum Nordwind," ſagte der Burſch und machte ſich auf den Weg. „Guten Tag!" ſagte er, als er beim Nordwind ankam. „Guten Tag!" ſagte der Nordwind: „Was willſt Du?" — „Ich wollte gern Erſatz für's Mehl haben, das Du mir nahmſt," ſagte der Burſch: „denn das Tuch, das Du mir gegeben haſt, taugt nichts." — „Ich habe kein Mehl," ſagte der Nordwind: „aber da haſt Du einen Bock, der macht lauter Goldducaten, wenn Du bloß ſagſt: „Bock, mach Gold!'" Damit war der Burſch wohl zufrieden; weil er aber ſo weit nach Hauſe hatte, daſs er an einem Tage nicht hinkommen konnte, nahm er wieder Nachtherberge bei dem Gaſtwirth. Eh' er aber Etwas zu eſſen verlangte, probirte er ſeinen Bock, um zu ſehen, ob

es auch wahr sei, was der Nordwind ihm gesagt hatte; die Sache verhielt sich aber wirklich so. Als der Gastwirth das Experiment sah, meinte er, das wäre ein prächtiges Thier; und wie der Bursch eingeschlafen war, holte er sich den Bock und setzte einen andern an die Stelle, der machte aber keine Goldducaten.

Am andern Morgen ging der Bursch weiter, und als er nach Hause zu seiner Mutter kam, sagte er: „Der Nordwind ist dennoch ein guter Mann; er hat mir jetzt einen Bock gegeben, der macht lauter Goldducaten, wenn ich bloß sage: „Bock, mach Gold!"" — „Das könnte wahr sein," sagte die Mutter: „aber es ist wohl nur wieder Schnickschnack, und ich glaub' es nicht, eh' ich es sehe." — „Bock, mach Gold!" sagte der Bursch; aber es war kein Gold, was der Bock machte.

Da ging der Bursch wieder zum Nordwind und sagte, der Bock tauge nichts, und er wolle Ersatz für's Mehl haben. „Ja, nun hab' ich Dir nichts Anders zu geben," sagte der Nordwind: „als den alten Stock, der da in der Ecke steht, der hat aber die Eigenschaft, daſs, wenn Du sagst: „Stock, schlag' zu!" er so lange zuschlägt, bis Du wieder sagst: „Stock, steh' still!"" — Weil nun der Weg nach Hause wieder nicht kurz war, so kehrte der Bursch auch an dem Abend wieder bei dem Gastwirth ein. Da er aber wohl so halbweges begreifen konnte, wie es mit dem Tuch und dem Bock zugegangen war, streckte er sich sogleich auf die Bank hin und fing an zu schnarchen. Der Wirth, der sich wohl denken mochte, daſs der Stock

zu Etwas tauge, ſuchte einen andern hervor, der dieſem ganz ähnlich war und wollte ihn an die Stelle ſetzen, denn er glaubte nicht anders, als daſs der Burſch ſchliefe. Wie aber der Gaſtwirth den Stock wegnehmen wollte, rief der Burſch: „Stock, ſchlag' zu!" Der Stock auf den Gaſtwirth los, daſs dieſer über Tiſch und Bänke fuhr und rief und bat: „Ach Herrgott! Herrgott! laſs bloß den Stock wieder aufhören, ſonſt ſchlägt er mich noch todt! Ich will Dir auch gern Dein Tuch und Deinen Bock wiedergeben." Als es dem Burſchen ſchien, daſs der Gaſtwirth wohl Genug hätte, rief er: „Stock, ſteh' ſtill!" Er nahm nun ſein Tuch und ſteckte es in die Taſche, band dem Bock eine Schnur um die Hörner und nahm den Stock in die Hand, und fort ging er mit Allem, bis er nach Hauſe zu ſeiner Mutter kam; und nun hatte er guten Erſatz für's Mehl bekommen.

8.

Die Jungfrau Maria als Gevatterinn.

Weit, weit von hier in einem groſsen Wald wohnten ein Paar arme Leute. Die Frau kam ins Kindbett und gebar ein allerliebſtes Töchterchen; aber da die Leute ſo arm waren, wuſsten ſie nicht, wie ſie das Kind getauft bekommen ſollten. Da muſste der Mann ſich aufmachen und zuſehen, ob er nicht Gevattern bekommen könne, die für ihn das Taufgeld bezahlten. Er ging den ganzen Tag von Einem zum Andern, aber Gevatter wollte Niemand ſein. Gegen Abend, als er nach Hauſe ging, begegnete ihm eine ſehr ſchöne Frau, die hatte ſo prächtige Kleider an und ſah ſo gutmüthig und freundlich aus und erbot ſich, das Kind zur Taufe zu ſchaffen, wenn ſie es nachher behalten ſolle. Der Mann antwortete, er müſste erſt ſeine Frau fragen. Aber als er nach Hauſe kam und ihr die Sache vorſtellte, ſagte ſie platt aus nein. Am andern Tage ging der Mann wieder aus; aber Gevattern wollten ſie Alle nicht ſein, wenn ſie ſelbſt das Taufgeld bezahlen ſollten, und wie viel der Mann ſie auch bitten mochte, ſo half doch Alles nichts. Als

er am Abend nach Hauſe ging, begegnete ihm wieder die ſchöne Frau, die ſo ſanft ausſah, und ſie machte ihm wieder dasſelbe Anerbieten. Der Mann erzählte nun ſeiner Frau, Was ihm abermals begegnet war, und die ſagte darauf, wenn er auch den nächſten Tag keine Gevattern zu dem Kind bekommen könne, ſo müßten ſie es wohl der Frau überlaſſen, da ſie doch ſo gut und freundlich ausſähe. Der Mann ging nun zum dritten Mal aus, bekam aber auch an dieſem Tage keine Gevattern; und als ihm daher am Abend wieder die freundliche Frau begegnete, verſprach er ihr das Kind, wenn ſie es wollte taufen laſſen. Am andern Morgen kam die Frau in die Hütte des Mannes und hatte noch zwei Männer bei ſich. Sie nahm nun das Kind und ging damit in die Kirche, und da wurde es getauft; darauf nahm ſie es mit ſich, und das kleine Mädchen blieb bei ihr mehre Jahre lang, und die Pflegemutter war immer gut und freundlich gegen ſie.

Als nun das Mädchen ſo groß geworden war, daß es ſchon unterſcheiden konnte, und Verſtand bekam, wollte die Pflegewutter einmal eine Reiſe machen. „Du darfſt in alle Zimmer gehen, in welche Du willſt," ſagte ſie zu dem Mädchen: „nur in dieſe drei Zimmer darfſt Du nicht gehen," und darauf reiſ'te ſie fort. Das Mädchen konnte es aber nicht unterlaſſen, die Thür zu dem einen Zimmer ein wenig zu öffnen — und wutſch! ſo flog ein Stern heraus. Als die Pflegemutter nach Hauſe kam, betrübte es ſie ſehr, daß der Stern herausgeflogen war, und ſo

unwillig war ſie auf ihre Pflegetochter, daſs ſie ihr droh'te, ſie fortjagen zu wollen. Aber das Mädchen bat und weinte ſo lange, bis ſie endlich doch bleiben durfte. — Nach einiger Zeit wollte die Pflegemutter abermals verreiſen und verbot nun dem Mädchen, beileibe nicht in die zwei Zimmer zu gehen, in welchen ſie noch nicht geweſen ſei. Das Mädchen verſprach ihr nun auch, ſie wolle diesmal gehorſam ſein. Als ſie aber eine Zeitlang allein geweſen war und ſich allerlei Gedanken gemacht hatte, Was doch wohl in dem zweiten Zimmer ſein möchte, konnte ſie ſich nicht enthalten, auch die zweite Thür ein wenig zu öffnen — und wutſch! flog der Mond heraus. Als die Pflegemutter zurückkehrte und ſah, daſs der Mond herausgeſchlüpft war, ward ſie wieder ſehr betrübt und ſagte zu dem Mädchen, nun könne ſie ſie durchaus nicht länger behalten, ſie müſſe jetzt fort. Aber da das Mädchen wieder ſo bitterlich weinte und gar zu artig bat, ſo durfte ſie denn auch noch diesmal bleiben. — Nach einiger Zeit wollte die Pflegemutter abermals verreiſen, und da legte ſie es dem Mädchen, das nun ſchon halb erwachſen war, recht ernſtlich ans Herz, es ja nicht verſuchen zu wollen, in das dritte Zimmer zu gehen, oder auch nur hineinzugucken. Als aber die Pflegemutter eine Zeitlang verreiſ't war, und das Mädchen ſo allein ging und ſich langweilte, konnte ſie es zuletzt nicht mehr aushalten. „Ach," dachte ſie: „wie artig es ſein müſste, ein wenig in das dritte Zimmer zu gucken!" Sie dachte zwar erſt, ſie wollte es doch nicht thun, der Pflegemutter wegen; aber als ſie wieder auf den Gedanken zurück-

kam, konnte ſie ſich doch nicht länger halten; ſie meinte, ſie ſolle und müſſe durchaus hineingucken, und da machte ſie die Thür ein ganz klein wenig auf — und wutſch! flog die Sonne heraus. Als die Pflegemutter nun zurückkehrte und ſah, daſs die Sonne hinausgeflogen war, ward ſie ſo herzlich betrübt und ſagte zu dem Mädchen, nun könne ſie durchaus nicht länger bei ihr bleiben. Die Pflegetochter weinte und bat noch artiger, als zuvor; aber es half Alles nichts. „Nein, ich muſs Dich jetzt ſtrafen," ſagte die Pflegemutter: „aber Du ſollſt die Wahl haben, entweder das allerſchönſte Frauenzimmer zu werden und nicht ſprechen zu können, oder das allerhäſslichſte und ſprechen zu können; aber weg von hier muſſt Du." Das Mädchen ſagte: „So will ich denn lieber das allerſchönſte Frauenzimmer werden und nicht ſprechen können," — und das ward ſie denn auch; aber von der Zeit an war ſie ſtumm.

Als nun das Mädchen ihre Pflegemutter verlaſſen hatte und eine Zeitlang fortgewandert war, kam ſie in einen großen, großen Wald; aber ſo weit ſie auch ging, ſo konnte ſie doch nie das Ende erreichen. Als es Abend wurde, kletterte ſie auf einen hohen Baum, der oberhalb einer Quelle ſtand, und ſetzte ſich darin zum Schlafen nieder. Nicht weit davon aber lag ein Königsſchloſs, und aus dieſem kam früh am andern Morgen eine Dirne und wollte Waſſer zum Thee für den Prinzen aus der Quelle holen. Als nun die Dirne das ſchöne Geſicht in der Quelle ſah, glaubte ſie, es wäre ihr eignes; ſie warf ſogleich den Ei-

mer hin, lief nach Hauſe, hielt den Nacken ſteif und ſagte: „Bin ich ſo ſchön, ſo bin ich auch wohl zu gut, um Waſſer im Eimer zu holen.“ Nun ſollte eine Andre hin und Waſſer holen; aber mit der ging es eben ſo: ſie kam auch zurück und ſagte, ſie wäre viel zu ſchön und zu gut, um nach der Quelle zu gehen und Waſſer für den Prinzen zu holen. Da ging der Prinz ſelbſt hin; denn er wollte ſehen, wie das zuſammenhing. Als er nun zu der Quelle kam, erblickte er ebenfalls das Bild, und ſogleich ſah er nach dem Baum hinauf. Da ward er denn das ſchöne Mädchen gewahr, das dort in den Zweigen ſaß. Er ſchmeichelte ſie herunter und nahm ſie mit nach Hauſe und wollte ſie durchaus zur Gemahlinn haben, weil ſie ſo ſchön war. Aber ſeine Mutter, die noch lebte, machte Einwendungen: „Sie kann nicht ſprechen,“ ſagte ſie: „es mag daher wohl ein Trollmenſch ſein.“ Aber der Prinz gab ſich nicht eher zufrieden, bis er ſie bekam. Als er nun eine Zeitlang mit ihr zuſammengelebt hatte, ward ſie ſchwanger, und wie ſie gebären ſollte, ſtellte der Prinz eine ſtarke Wache um ſie her. Aber in der Geburtsſtunde ſchliefen alle ein; und als ſie geboren hatte, kam ihre Pflegemutter, ſchnitt das Kind in den kleinen Finger und beſtrich der Königinn mit dem Blute den Mund und die Hände und ſagte: „Nun ſollſt Du eben ſo betrübt werden, als ich damals war, wie Du den Stern hatteſt hinausſchlüpfen laſſen,“ und darauf verſchwand ſie mit dem Kinde. Als Die, welche der Prinz zur Bewachung hingeſtellt hatte, die Augen wieder aufſchlugen, glaubten ſie, die Königinn hätte ihr Kind aufgefreſſen, und die alte Königinn wollte

daher, daſs man ſie verbrennen ſolle; aber der Prinz hatte ſie ſo herzlich lieb, und nach vielem Bitten gelang es ihm, ſie von der Strafe zu befreien, aber es war nur mit genauer Noth. Als die Königinn zum zweiten Mal ins Wochenbett ſollte, wurde eine Wache um ſie geſtellt, die war doppelt ſo ſtark, als die erſte. Aber es ging wieder eben ſo, wie das vorige Mal, nur daſs jetzt die Pflegemutter zu ihr ſagte: „Nun ſollſt Du eben ſo betrübt werden, als ich damals war, wie Du den Mond hatteſt hinausſchlüpfen laſſen.“ Die Königinn weinte und bat, — denn wenn die Pflegemutter da war, konnte ſie ſprechen — aber es half Alles nichts. Nun wollte die alte Königinn durchaus, daſs ſie verbrannt werden ſollte; aber der Prinz bat ſie auch noch dieſes Mal frei. Als die Königinn zum dritten Mal ins Kindbett ſollte, ward eine dreifoppelte Wache um ſie geſtellt; aber es ging wieder ganz ſo, wie zuvor: die Pflegemutter kam, während die Wache ſchlief, nahm das Kind, ſchnitt es in den kleinen Finger und ſtrich der Königinn das Blut um den Mund; nun, ſagte ſie, ſolle ſie eben ſo betrübt werden, als ſie ſelbſt damals geweſen ſei, wie ſie die Sonne hatte hinausſchlüpfen laſſen. Jetzt konnte der Prinz ſie auf keine Weiſe mehr retten, ſie muſste und ſollte verbrannt werden. Aber grade in dem Augenblick, da man ſie auf den Scheiterhaufen brachte, erſchien die Pflegemutter mit allen drei Kindern; die beiden älteſten führte ſie an der Hand, und das jüngſte trug ſie auf dem Arm. Sie trat auf die junge Königinn zu und ſprach: „Hier ſind Deine Kinder, ich gebe ſie Dir jetzt zurück. Ich bin die Jungfrau Maria, —

und ſo betrübt, als Du nun geweſen biſt, ſo betrübt war ich damals, als Du den Stern, den Mond und die Sonne hatteſt hinausſchlüpfen laſſen. Jetzt haſt Du für Das, was Du gethan, Deine Strafe erlitten, und von nun an ſollſt Du wieder ſprechen können.“ Wie froh da der Prinz und die Prinzeſſinn waren, das läſſt ſich wohl denken, aber nicht beſchreiben; ſie lebten nachher immer glücklich zuſammen, und auch des Prinzen Mutter hatte von der Zeit an die junge Königinn recht lieb.

9.

Die drei Prinzessinnen aus Witenland.

Es war einmal ein Fischer, der wohnte nicht weit vom Schloss und fischte für des Königs Tisch. Eines Tages, als er wieder auf den Fang ausgegangen war, konnte er nicht einen Fisch bekommen; er mochte es anfangen, wie er wollte, und noch so viel fischen und angeln, so hing doch nie eine Gräte am Haken. Als es aber schon spät am Tage war, tauchte ein Kopf aus dem Wasser hervor und sprach: „Willst Du mir Das geben, was Deine Frau unter dem Gürtel trägt, so sollst Du Fische genug haben." Der Mann sagte gleich Ja; denn er wusste nicht, dass seine Frau schwanger war. Darnach bekam er aber auch Fische den Tag, so viel er nur wollte. Als er am Abend nach Hause kam und erzählte, wie er all die Fische bekommen, fing die Frau an zu jammern und zu weinen, und sagte, Gott möge ihr gnädig sein wegen des Versprechens, das der Mann gethan hätte, denn sie trüge ein Kind unter dem Gürtel. Man sprach bald auf dem Schloss davon, dass die Frau des Fischers immer so betrübt wäre; und als der König das hörte und die Ursache erfuhr, versprach er dem Fischer, er wolle das Kind

zu ſich nehmen und es zu retten ſuchen. Die Zeit verſtrich, und als die Frau gebären ſollte, brachte ſie einen Knaben zur Welt, den nahm der König zu ſich und erzog ihn wie ſeinen eignen Sohn. Als der Knabe nun herangewachſen war, bat er den König eines Tages, ſeinen Vater auf den Fiſchfang begleiten zu dürfen, er hätte ſo große Luſt zu fiſchen, ſagte er. Der König wollte anfangs nicht, aber weil der Burſch ſo anhaltend bat, erlaubte er es ihm endlich. Der Sohn begleitete nun ſeinen Vater auf den Fiſchfang, und Alles ging den Tag über gut, bis am Abend, da ſie wieder ans Land kamen. Da ward der Burſch gewahr, daſs er ſein Taſchentuch im Boot vergeſſen hatte, und er wollte hingehen und es ſich holen. Kaum aber war er ins Boot gekommen, ſo ſauſ'te dieſes mit ihm fort, daſs nur das Waſſer ſo ſchäumte, und wie ſehr der Burſch auch rudern und arbeiten mochte, ſo half ihm doch Alles nichts; das Boot ſauſ'te fort, bis es weit weg an ein weißes Sandufer trieb. Da ging der Burſch ans Land, und wie er eine Strecke gegangen war, begegnete ihm ein alter Mann mit einem weißen Bart; den fragte der Burſch: „Wie heißt dieſes Land?“ — „Witenland,“ antwortete der Mann; darauf fragte er den Burſchen, wo er her wäre, und wo er hin wolle. Als dieſer es ihm geſagt hatte, ſprach der Mann: „Wenn Du dieſen Strand entlang gehſt, ſo kommſt Du zu drei Prinzeſſinnen, welche in die Erde geſenkt ſtehen, ſo daſs nur der Kopf hervorragt. Sobald ſie Dich erblicken, wird die erſte, welche die älteſte iſt, wohl rufen und Dich bitten, ihr zu Hülfe zu kommen, und

eben ſo wird es mit der zweiten geſchehen; aber zu keiner von dieſen beiden ſollſt Du hingehen; beeile Dich nur, ihnen vorüberzukommen und thue, als ob Du ſie gar nicht bemerkteſt, aber zu der dritten ſollſt Du hingehen und thun, um Was ſie Dich bittet; denn es wird Dein Glück ſein.“

Als der Burſch nun zu der erſten von den Prinzeſſinnen kam, rief dieſe und bat ihn ſo flehentlich, er möchte doch zu ihr kommen; aber er ging ihr vorüber, als ob er ſie ganz und gar nicht bemerkte, eben ſo auch der zweiten, aber zu der dritten ging er hin. „Willſt Du thun, Was ich Dir ſage, ſo ſollſt Du haben, Welche von uns Dreien Du willſt,“ ſagte die Prinzeſſinn. Ja, das wollte der Burſch gern, und nun erzählte ſie ihm, daſs ſie hier von drei Trollen wären verſenkt worden; früher aber hätten ſie auf dem Schloſs gewohnt, das er dort drüben im Walde ſehen könne. „Nun muſſt Du,“ ſagte ſie: „in das Schloſs gehen und Dich von den Trollen eine Nacht für Jede von uns peitſchen laſſen; kannſt Du das aushalten, ſo errettеſt Du uns.“ — Ja, antwortete der Burſch: er wollt's verſuchen. — „Wenn Du in das Schloſs gehſt,“ ſagte die Prinzeſſinn weiter: „ſo ſtehen da zwei Löwen in der Pforte, aber gehe nur mitten zwiſchen ihnen hindurch, ſo thun ſie Dir Nichts. Gehe dann grade aus in ein kleines Zimmer, und da lege Dich nieder. Dann kommt der Troll an und ſchlägt Dich; aber wenn er Dich genug geſchlagen hat, ſo waſche Dich nur mit dem Waſſer aus der Flaſche, die dort an der Wand hangt, dann wirſt Du ſogleich wie-

der geſund, und darnach nimm das Schwert, das neben der Flaſche hangt, und tödte damit den Trollen.“ Ja, der Burſch that, wie die Prinzeſſinn ihm geſagt hatte: er ging mitten zwiſchen den Löwen hindurch, als ob er ſie gar nicht beachte, ſchritt dann grade aus in die kleine Kammer, und da legte er ſich nieder. Die erſte Nacht kam ein Troll mit drei Köpfen und drei Ruthen und peitſchte den Burſchen gottsjämmerlich; aber dieſer hielt Alles ruhig aus, bis der Troll fertig war; da nahm der Burſch die Flaſche und wuſch ſich damit die Wunden, ergriff dann das Schwert und hau'te dem Trollen den Kopf ab. Als er nun am andern Morgen zu den Prinzeſſinnen kam, ſtanden dieſe bis an den Gürtel über der Erde. Die zweite Nacht ging es eben ſo; aber der Troll, welcher jetzt kam, hatte ſechs Köpfe und ſechs Ruthen und peitſchte ihn noch weit ärger, als der vorige. Als aber der Burſch am Morgen zu den Prinzeſſinnen kam, ſtanden dieſe nur noch bis ans Schienbein in der Erde. In der dritten Nacht kam ein Troll, der hatte neun Köpfe und neun Ruthen und ſchlug und peitſchte den Burſchen ſo lange, bis dieſer zuletzt ohne Bewuſſtſein umfiel. Da nahm ihn der Troll und warf ihn gegen die Wand, aber bei der Gelegenheit fiel die Flaſche herunter und beſpritzte den Burſchen über und über, ſo daſs er augenblicklich wieder geſund ward. Er nun nicht faul ergriff das Schwert und hieb damit dem Trollen den Kopf ab; und als er darauf am Morgen zu den Prinzeſſinnen kam, ſtanden dieſe mit dem ganzen Leibe über der Erde. Nun heirathete er die jüngſte von ihnen und wurde

darauf König, und lebte glücklich und zufrieden mit ihr eine lange Zeit.

Da bekam er einmal so große Luſt, wieder nach Hauſe zu reiſen und ſeine Ältern zu beſuchen. Das gefiel aber der Königinn, ſeiner Gemahlinn, gar nicht; weil er aber nun durchaus fort wollte und muſste, ſagte ſie zu ihm; „Eins muſſt Du mir jedoch verſprechen, daſs Du nämlich bloß Das thun willſt, um was Dein Vater Dich bittet, aber nicht Das, um was Deine Mutter Dich bittet," und das verſprach er ihr denn auch. Darauf gab ſie ihm einen Ring, der hatte die Eigenſchaft, daſs Der, welcher ihn am Finger trug, zwei Wünſche thun konnte. Er wünſchte ſich nun nach Hauſe, und als die Ältern ihn ſahen, konnten ſie ſich nicht genug darüber verwundern, wie ſtattlich und prächtig er ausſah.

Als er nun einige Tage zu Hauſe geweſen war, wollte ſeine Mutter, er ſollte aufs Schloſs gehen und dem König zeigen, was für ein Mann aus ihm geworden ſei. Der Vater aber ſagte: „Nein, das ſoll er nicht; denn alsdann können wir nicht länger die Freude haben, ihn bei uns zu ſehen. Aber es half nichts; die Mutter bat und quälte ihn ſo lange, bis er endlich ging. Als er nun auf's Schloſs kam, war er weit ſtattlicher an Kleidern und in Allem, als der andre König; das war dieſem nun gar nicht recht, und er ſagte daher: „Ja, aber nun ſollſt Du meine Gemahlinn ſehen; ich glaube nicht, daſs Deine ſo ſchön iſt, wie meine." — „Gott gäbe, ſie ſtände hier, ſo ſollteſt Du es ſehen!" ſagte der junge König, und ſogleich

ſtand ſie da; aber ſie war ſehr betrübt und ſagte: „Warum haſt Du mir nicht gehorcht und nur auf Das gehört, was Dein Vater Dir ſagte? Nun muſs ich wieder fort, und Du haſt keine Wünſche mehr.“ Darauf knüpfte ſie ihm einen Ring ins Haar, worauf ihr Name ſtand, und wünſchte ſich wieder nach Hauſe.

Da ward der junge König ſehr betrübt und dachte an nichts Anders, als wie er nur wieder zu ſeiner Gemahlinn kommen ſollte. „Ich muſs ſehen, ob ich nicht irgendwo erfahren kann, wo Witenland liegt,“ dachte er und begab ſich auf den Weg. Als er ein Ende gegangen war, begegnete ihm Einer, der war Herr über alle Thiere im Walde, und ſie kamen zu ihm, wenn er nur in ſein Horn blies; den fragte der König nach Witenland. „Ich weiß nicht, wo es liegt,“ ſagte der Mann: „aber ich will meine Thiere fragen.“ Darauf blies er ſie herbei und fragte, ob nicht Einer von ihnen wüſste, wo Witenland läge; aber das wuſste Keiner.

Da gab der Mann ihm ein Paar Schneeſchuhe. „Wenn Du die anhaſt,“ ſagte er: „kommſt Du zu meinem Bruder, der über hundert Meilen weit von hier wohnt; der iſt Herr über alle Vögel in der Luft, Du kannſt den fragen. Wenn Du aber dort angekommen biſt, ſo kehre die Schuhe nur um, ſo daſs die Spitze nach hier wendet, dann gehn ſie von ſelbſt wieder nach Hauſe.“ Als der König nun an Ort- und Stelle gekommen war, kehrte er die Schneeſchuhe um, wie der Herr über die Thiere ihm ge-

ſagt hatte, und darauf gingen ſie von ſelbſt wieder nach Hauſe.

Er fragte nun wieder nach Witenland, und der Mann blies alle Vögel herbei und fragte ſie, ob nicht Einer von ihnen wüßte, wo Witenland läge. Nein, das wußte wieder Keiner. Lange nach den andern Vögeln kam auch noch ein alter Adler, der zehn Jahre lang in der Fremde geweſen war, aber der wußte es auch nicht. „Nun," ſagte der Mann: „dann will ich Dir ein Paar Schneeſchuhe leihen; wenn Du die anhaſt, kommſt Du zu meinem Bruder, der hundert Meilen weit von hier wohnt; er iſt Herr über alle Fiſche im Meer, Du mußt den fragen; vergiß aber nicht, die Schuhe wieder umzukehren, wenn Du dort angekommen biſt." Der König dankte dem Mann und legte die Schuhe an. Als er nun zu Dem gekommen war, der Herr über alle Fiſche im Meer war, kehrte er die Schuhe wieder um, worauf dieſe, eben ſo, wie die andern, wieder nach Hauſe gingen.

Der König fragte nun wieder nach Witenland. Da blies der Mann alle Fiſche herbei; aber auch von ihnen wußte Keiner Beſcheid. Endlich kam ein alter, alter Hecht; der Mann hatte viele Mühe, ihn herbeizublaſen, und als er ihn nach Witenland fragte, antwortete der Hecht: „Ja, da bin ich gut bekannt; denn ich bin da zehn Jahre lang Koch geweſen. Morgen ſoll ich wieder dahin; denn die Königinn, die ihren Gemahl verloren hat, macht morgen wieder Hochzeit." — „Wenn es ſich ſo verhält, ſo will ich Dir einen guten Rath geben," ſagte der Mann: „Hier

draußen auf einem Erlenmoor ſtehn drei Brüder, die haben da ſchon hundert Jahre geſtanden und ſich um einen Hut, einen Mantel und ein Paar Stiefeln gebalgt. Wenn Einer die drei Dinge hat, ſo kann er ſich unſichtbar machen und ſich ſo weit weg wünſchen, als er will. Du kannſt ſagen, Du wollteſt die Sachen probiren und nachher zwiſchen ihnen das Urtheil ſprechen." Der König dankte dem Mann und that, wie er ihm geſagt hatte. „Was ſteht Ihr hier beſtändig und balgt Euch?" ſagte er, als er zu den drei Brüdern gekommen war: „laſſt mich die Dinge probiren, dann will ich das Urtheil zwiſchen Euch ſprechen." Ja, das wollten ſie gern. Als er aber den Hut, den Mantel und die Stiefeln bekommen hatte, ſagte er: „Wenn wir uns das nächſte Mal wiederſehen, ſollt Ihr das Urtheil erfahren," und damit wünſchte er ſich fort. Als er durch die Luft fuhr, traf er mit dem Nordwind zuſammen. „Wo willſt Du hin?" fragte ihn der Nordwind. „Nach Witenland," ſagte der König und erzählte ihm, Was ihm begegnet war. „Ja, Du fährſt wohl etwas ſchneller, als ich," ſagte der Nordwind; „ich muſs nun in jeden Winkel und wehen und puſten. Wenn Du aber an Ort und Stelle kommſt, ſo ſtelle Dich nur auf die Treppe neben der Thür hin; dann werde ich geſauſ't kommen, als wollte ich das ganze Schloſs umwehen. Wenn dann der Prinz, der Deine Gemahlinn haben ſoll, herauskommt und ſehen will, Was es giebt, ſo faſs ihn nur beim Kragen und wirf ihn hinaus; dann will ich ſchon zuſehen, wie ich ihn fortſchaffe." Ja, der König that,

wie ihm der Nordwind geſagt hatte: er ſtellte ſich auf die Treppe hin, und als der Nordwind geſauſ't und gebrauſ't kam und einen Griff ins Schloſsdach that, ſo daſs es bebte und krachte, ging der Prinz hinaus und wollte ſehen, Was es gab. Aber in demſelben Augenblick ergriff der König ihn beim Kragen und warf ihn hinaus. Da nahm ihn der Nordwind und fuhr mit ihm davon. Als der König ſo mit guter Manier den Prinzen quitt geworden war, ging er ins Schloſs. Anfangs erkannte die Königinn ihn nicht, weil er durch das lange Wandern und ſeinen heftigen Kummer ſo bleich und mager geworden war. Als er ihr aber den Ring zeigte, ward ſie herzlich froh; und nun wurde mit groſsem Jubel erſt die rechte Hochzeit gefeiert.

10.

Es giebt noch mehr ſolche Weiber.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die wollten ſäen, aber ſie hatten kein Saatkorn und auch kein Geld, ſich etwas zu kaufen. Eine einzige Kuh hatten ſie, und mit der ſollte der Mann in die Stadt gehen und ſie verkaufen, damit ſie Geld zu Saatkorn bekämen. Als es aber zum Stücke kam, wagte die Frau es nicht, den Mann allein reiſen zu laſſen, denn ſie fürchtete, er möchte das Geld vertrinken. Sie machte ſich daher ſelbſt mit der Kuh auf den Weg und nahm auch noch ein Huhn mit.

Dicht bei der Stadt begegnete ihr ein Schlachter. „Willſt Du die Kuh verkaufen, Mutter?“ fragte er ſie. „Ja,“ ſagte die Frau. „Was willſt Du denn dafür haben?“ — „Für die Kuh verlange ich drei Groſchen,“ ſagte ſie: „aber das Huhn ſollſt Du für acht Thaler haben.“ — „Das Huhn kann ich nicht gebrauchen,“ ſagte der Schlachter: „und das wirſt Du ſchon los, wenn Du zur Stadt kommſt; aber für die Kuh will ich Dir drei Groſchen geben.“ Sie verkaufte ihm nun die Kuh und erhielt ihre

drei Groſchen; aber in der Stadt war Niemand, der acht Thaler für ein magres ſchäbiges Huhn geben wollte. Die Frau ging deſshalb wieder zurück zum Schlachter und ſagte: „Gevatter, ich kann mein Huhn nicht los werden; Du muſſt es mir auch nur abkaufen, da Du doch einmal die Kuh bekommen haſt.“ — „Nun, wir werden ſchon Handels eins werden,“ ſagte der Schlachter. Darauf tractirte er ſie mit Eſſen und gab ihr ſo viel Branntwein, daſs ſie trunken ward und Sinn und Verſtand verlor.

Während ſie nun da lag und ſchlief, tauchte der Schlachter ſie in ein Theerfaſs und legte ſie dann in einen Federhaufen.

Als ſie darauf erwachte, war ſie über und über gefiedert und wunderte ſich und ſprach: „Bin ich's, oder bin ich's nicht? Nein, ich kann's nicht ſein, das muſs ein großer ſonderbarer Vogel ſein. Wie ſoll ich's doch nur erfahren, ob ich's bin, oder nicht? Ja, nun weiß ich's: wenn mich die Kälber lecken, und der Hund mich nicht anbellt, wenn ich nach Hauſe komme, ſo bin ich's.“

Der Hund aber ſah kaum das Unthier, ſo fing er an zu bellen, als ob Schelme und Diebe auf den Hof gekommen wären. „Nein, das kann ich unmöglich ſein,“ ſagte ſie. Als ſie in den Stall kam, wollten die Kälber ſie nicht lecken wegen des ſtrengen Theergeruchs. „Nein, das kann ich nicht ſein,“ ſagte ſie, ſtieg auf das Staburdach und fing an, mit den Armen zu ſchlagen, als ob es Flügel wären, und ſie in die Höhe wollte. Als der Mann das gewahr ward, kam er mit der Büchſe heraus und zielte nach ihr. „Ach,

ſchieß nicht! ſchieß nicht!" rief ſie: „das bin ich." — „Biſt Du es?" ſagte der Mann: „was ſtehſt Du denn da, wie eine Ziege? Komm herunter und thu mir Rechenſchaft von Deinem Verkauf!" Sie kroch nun herunter, aber ſie hatte nicht einen Heller; denn die drei Groſchen, die ſie vom Schlachter bekommen hatte, die hatte ſie in ihrer Beſoffenheit weggeworfen; und als der Mann nun hörte, wie Alles zugegangen war, ward er ſo zornig, daſs er ſagte, er wolle von Haus und Hof gehen, und nicht eher zurückkehren, als bis er drei andre Weiber fände, die eben ſo unklug wären.

Er machte ſich nun auf den Weg, und als er eine Strecke gegangen war, erblickte er eine neu aufgezimmerte Hütte, und ein Weib lief mit einem leeren Sieb aus und ein; aber ſo oft ſie hineinlief, warf ſie die Schürze über das Sieb, als ob ſie Etwas drin hätte. „Warum thut Ihr das, Mutter?" fragte er die Frau. „O, ich will nur ein wenig Sonne hineintragen," ſagte ſie: „aber ich weiß nicht, wie es recht zugeht: wenn ich draußen bin, habe ich die Sonne im Sieb, aber ſobald ich hineinkomme, iſt ſie weg. Da ich noch in meiner alten Hütte wohnte, hatte ich Sonne genug, obgleich ich nie das Geringſte hineintrug. Wenn mir nur Einer Sonne ſchaffen könnte, ſo wollt' ich ihm gern dreihundert Thaler geben." — „Habt Ihr eine Art," ſagte der Mann: „ſo will ich Euch ſchon Sonne verſchaffen." Er bekam nun eine Art und damit hau'te er die Fenſterlöcher hinein, denn die hatte der Zimmermann vergeſſen. Sogleich ſchien nun die Sonne hindurch, und er

bekam ſeine dreihundert Thaler. „Das war Eine!“ dachte der Mann und ging weiter.

Nach einer Weile kam er zu einem Hauſe, in welchem er ein entſetzliches Geſchrei hörte. Er ging hinein, und da ſah er nun eine Frau, die damit beſchäftigt war, ihrem Mann den Kopf mit einem Waſchbläuel zu bearbeiten; über den Kopf hatte ſie ein Hemd ohne Halsloch gezogen. „Wollt Ihr Euern Mann todtſchlagen, Mutter?“ fragte er. „Nein,“ ſagte ſie: „ich will nur ein Halsloch in dieſes Hemd haben.“ Der Mann ſchrie und geberdete ſich übel und ſprach: „Gott tröſte Den, der ein neues Hemd anhaben ſoll! Wenn Jemand meiner Frau lehren könnte, ein Halsloch auf eine andre Manier ins Hemd zu kriegen, ſo wollt' ich ihm gern dreihundert Thaler geben.“ — „Das ſoll bald gethan ſein; gebt mir nur eine Schere,“ ſagte der Andre. Er bekam nun eine Schere, ſchnitt ein Loch ins Hemd und ging mit ſeinen Dreihundert davon. „Das war die Zweite!“ ſagte er bei ſich ſelbſt.

Endlich kam er zu einem Bauerhof, wo er ſich eine Weile auszuruhen gedachte. Als er in die Stube trat, fragte die Frau ihn: „Wo ſeid Ihr her, Gevatter?“ — „Ich bin aus Ringelreich,“ antwortete er. „Nein, was Ihr ſagt! ſeid Ihr aus dem Himmelreich? *) Dann kennt Ihr auch wohl den zweiten Peter, meinen ſeligen Mann.“

*) Im Norwegiſchen iſt das Wortſpiel: Ringerige und Himmerige. Ringerige heißt übrigens eine alte Provinz in Norwegen.

— Die Frau war nämlich zum dritten Mal verheirathet; ihr erſter und ihr letzter Mann waren ſchlimm; darum glaubte ſie, daſs nur der zweite, der gut geweſen war, ſelig geworden ſei. — „Ja, den kenn' ich ſehr gut," ſagte er. „Wie geht's ihm denn?" fragte die Frau. „O, es geht ihm nur dürftig," erwiederte der Ringelreicher: „er ſchlendert von einem Hof zum andern und hat weder Eſſen in der Schüſſel, noch Kleider auf dem Leibe — an Geld iſt nun gar nicht zu denken." — „Ach, Gott helf mir!" rief die Frau: „er brauchte eben nicht ſo elend einherzugehen, er, der ſo Viel hinterlaſſen hat; hier hangt ein ganzer Boden voll Kleider, die ihm gehörten, und eine groſse Kiſte mit Geld ſteht hier auch; wenn Ihr's mitnehmen wollt, Gevatter, ſo will ich Euch gern ein Pferd und einen Karren geben, damit Ihr's fortſchaffen könnt; das Pferd kann er da behalten, und auf dem Karren kann er ſitzen und von einem Hof zum andern fahren, denn er hat es eben nicht nöthig, zu Fuß zu gehen." Der Ringelreicher erhielt nun eine ganze Karrenfuhre voll Kleider und eine Kiſte voll blankes Silbergeld und ſo viel Eſſen und Trinken, als er nur wollte, und damit ſetzte er ſich auf und fuhr davon. „Das war die Dritte!" ſagte er bei ſich ſelbſt.

Aber draußen auf dem Felde ging der dritte Mann der Frau und pflügte, und da er Jemanden, den er nicht kannte, mit ſeinem Pferd und ſeinem Karren abreiſen ſah, ging er nach Hauſe zu ſeiner Frau und fragte ſie, was Das für Einer wäre, der mit ſeinem blauen Pferd davon

reiſ'te. „Ach Der," ſagte die Frau: „das war ein Mann aus dem Himmelreich; er ſagte, daſs es dem zweiten Peter, meinem ſeligen Mann, ſo ſchlecht gehe, daſs er von Hof zu Hof ſchlendern müſſe und weder Kleider, noch Geld hätte; darum ſchickte ich ihm alle ſeine alten Kleider, die hier hangen, und auch die alte Geldkiſte mit dem Silbergeld." Als der Mann das hörte, merkte er ſogleich, Was die Uhr geſchlagen hatte, ſattelte ſein Pferd und ritt in vollem Galopp davon. Es dauerte nicht lange, ſo war er dicht hinter dem Ringelreicher. Wie dieſer ihn aber gewahr ward, fuhr er den Karren ins Unterholz, riſs dem Pferd eine Handvoll Haare aus und lief auf einen Hügel, wo er die Pferdehaare an eine Birke band; darnach legte er ſich darunter auf die Erde hin und glotzte und ſtierte in die Wolken. „Nein! nein!" ſagte er ſo bei ſich ſelbſt, als der dritte Peter geritten kam: „nein, ſo Was hab' ich noch in meinem Leben nicht geſehen!" Peter ſah ihm verwundert eine Weile zu, endlich fragte er ihn: „Was liegſt Du da und glotzäugſt?" — „Nein, ſo Was hab' ich noch mein Lebtag nicht geſehen!" ſagte der Andre: „Hier fuhr ſo eben Einer mit einem blauen Pferd grade zum Himmel hinauf; da ſiehſt Du noch die Haare, die an der Birke hangen, und da oben in den Wolken ſiehſt Du das blaue Pferd." Peter ſah bald zu den Wolken hinauf, bald nach Dem, welcher da lag und ſtierte; endlich ſagte er: „Ich ſehe Nichts, als nur die Pferdehaare an der Birke." — „Nein, Du kannſt es da auch nicht ſehen," ſagte der Andre: „aber komm hieher und lege Dich auf dieſe Stelle hin, und dann muſſt

Du grade in die Wolken ſehen, und die Augen nicht wegkehren.“ Als nun der dritte Peter da lag und in die Wolken ſtarrte, daſs ihm die Augen voll Waſſer liefen, ſchwang der Ringelreicher ſich auf das Pferd und machte ſich ſowohl mit dieſem, als mit dem Karren davon. Wie Peter es auf dem Wege raſſeln hörte, ſprang er auf; aber er war ſo verſtört, als er den Andern mit ſeinen beiden Pferden und ſeinem Karren davon jagen ſah, daſs er ſich nicht eher beſann, ihm nachzueilen, als bis es zu ſpät war.

Er ließ die Ohren ziemlich lang hängen, wie er nach Hauſe kam; als ihn aber ſeine Frau fragte, wo er das Pferd gelaſſen hätte, ſagte er: „O, ich hab' es ihm für den zweiten Peter mitgegeben; denn ich dachte, es wäre nicht werth, daſs er im Himmel auf einem elenden Rumpelkaſten ſitzen und von Hof zu Hof karren ſolle; nun kann er die Karre verkaufen und ſich einen Wagen anſchaffen.“ — „Dafür ſollſt Du Dank haben,“ ſagte die Frau: „ich hätte nie geglaubt, daſs Du ein ſo guter Mann wärſt.“

Als nun der Andre mit den ſechshundert Thalern und der Karrenfuhre voll Kleider und der Geldkiſte nach Hauſe kam, ſah er, daſs aller Acker gepflügt und beſä't war. Darum war die erſte Frage, die er an ſeine Frau that, woher ſie das Saatkorn bekommen hätte. „O,“ ſagte ſie: „ich habe immer gehört: „Wer da ſäet, wird auch ernten;“ darum hab' ich denn das Salz geſä't, das Die vom Dovrefjeld hier abgeſetzt haben, und wenn wir bloß Regen bekommen, wird's wohl aufgehen, ſollt' ich

meinen.“ — „Verrückt biſt Du, und verrückt bleibſt Du, ſo lange Du lebſt;“ ſagte der Mann: „aber es mag drum ſein! denn die Andern ſind auch nicht klüger, als Du.“

11.

Einem Jeden gefallen ſeine Kinder am beſten.

Ein Schütz ging einmal in einem Wald; da begegnete ihm die Bruchſchnepfe. „Lieber Freund, ſchieß nicht meine Kinder!“ ſagte die Schnepfe. „Was ſind denn das für welche, Deine Kinder?“ fragte der Schütz. „Die ſchönſten Kinder, die im Wald gehen, ſind meine,“ antwortete die Schnepfe. „Ich will ſie denn nicht ſchießen,“ ſagte der Schütz. Als er aber zurückkehrte, hatte er ein ganzes Bündel junge Bruchſchnepfen, die er alle geſchoſſen hatte, in der Hand. „Au! au! warum haſt Du dennoch meine Kinder geſchoſſen?“ ſagte die Schnepfe. „Waren dieſe denn Deine?“ fragte der Schütz: „ich ſchoſs die häſslichſten, die ich fand.“ — „Ach ja,“ antwortete die Schnepfe: „weißt Du denn nicht, daſs einem Jeden ſeine Kinder am beſten gefallen?“

12.

Eine Freiergeſchichte.

Es war einmal ein Burſch, der ging aufs Freien aus Da kam er unter anderm auch zu einem Kathen, wo die Leute in purer Armuth und Dürftigkeit lebten. Als aber der Freier kam, wollten ſie gern wohlhabend ſcheinen, kannſt Du glauben. Der Mann hatte einen neuen Ärmel in ſeine Jacke bekommen. „Setz Dich nieder!“ ſagte er zu dem Freier: „aber 's ſieht hier überall ſo ſtäubig aus!“ und damit ging er umher und wiſchte und ſtäubte mit ſeinem neuen Jackenärmel überall auf den Bänken und Tiſchen herum; den andern Arm aber hielt er auf den Rücken. Die Frau hatte einen neuen Schuh bekommen, und mit dem ſtieß ſie an alle Bänke und Stühle. „Es liegt hier ſo Viel herum,“ ſagte ſie: „es ſieht hier ſo unordentlich aus.“ Darauf riefen ſie die Tochter, ſie ſollte hereinkommen und aufräumen. Die hatte eine neue Mütze bekommen und ſteckte den Kopf zur Thür herein und nickte: „Ich kann denn doch auch nicht überall ſein,“ ſagte ſie. Ja, das waren rechte Wohlſtandsleute, zu denen der Freier gekommen war.

13.

Die drei Muhmen.

Es war einmal ein armer Mann, der wohnte in einer Hütte, weit weit weg in einem Walde, und ernährte ſich mit der Jägerei. Er hatte eine einzige Tochter, die war außerordentlich ſchön. Da aber die Mutter ſchon früh geſtorben, und das Mädchen nun ſchon halb erwachſen war, ſagte ſie eines Tages zu ihrem Vater, ſie wolle ſich bei andern Leuten in Dienſt geben, damit ſie lernen könne, ſich hiernach ſelbſt ihr Brod zu verdienen. „Ja, meine Tochter," ſagte der Vater: „Du haſt bei mir freilich nichts Anders gelernt, als Vögel rupfen, aber Du magſt es immerhin verſuchen, Dir Dein Brod ſelbſt zu verdienen." Das Mädchen ging nun fort, um ſich einen Dienſt zu ſuchen, und als ſie eine Weile gegangen war, kam ſie zu einem Königsſchloſs; da blieb ſie, und die Königinn mochte ſie ſo wohl leiden, daſs die andern Dirnen ganz neidiſch auf ſie wurden. Darum ſagten ſie eines Tages zu der Königinn, das Mädchen hätte ſich gerühmt, ein Pfund Flachs in vier und zwanzig Stunden ſpinnen zu können; denn ſie wuſsten, die Königinn hielt ſo viel

auf Handarbeiten. „Ja, haſt Du das geſagt, ſo ſollſt Du es auch," ſagte die Königinn zu ihr: „indeſſen macht es nichts, wenn Du auch etwas mehr Zeit dazu gebrauchſt." Das arme Mädchen wagte nicht, zu ſagen, daſs ſie niemals geſponnen hätte, ſondern bat nur um eine Kammer für ſich allein; die bekam ſie denn auch, und man brachte ihr einen Spinnrocken und Flachs. Da ſaß ſie nun und war betrübt und weinte und konnte ſich gar nicht rathen. Sie ſtellte den Rocken vor ſich hin und kehrte und dreh'te ihn, aber ſie wuſste ganz und gar nicht, wie ſie's anfangen ſollte; denn ſie hatte nie zuvor in ihrem Leben nur einmal einen Spinnrocken geſehen.

Als ſie nun ſo betrübt da ſaß, trat eine alte Frau zu ihr ein. „Was fehlt Dir, mein Kind?" fragte ſie. „Ach," antwortete das Mädchen: „was kann es nützen, daſs ich es Dir ſage, denn Du kannſt mir ja doch nicht helfen." — „Man kann nicht wiſſen," ſagte die Frau: „es wäre doch möglich, daſs ich Rath für Dich wüſste." Ja, ich kann es ihr ja wohl ſagen, dachte das Mädchen und erzählte ihr nun, wie ihre Mitdienerinnen ausgeſagt hätten, ſie habe ſich gerühmt, ein Pfund Flachs in vier und zwanzig Stunden ſpinnen zu können; „aber ich Arme!" ſagte ſie: „ich habe nie in meinem Leben einen Spinnrocken geſehen, geſchweige denn, daſs ich ſo Viel ſollte in vier und zwanzig Stunden ſpinnen können." — „Es mag nun drum ſein, mein Kind!" ſagte die Frau: „willſt Du mich an Deinem Ehrentag Muhme nennen, ſo will ich den Flachs für Dich ſpinnen, und Du kannſt Dich hinlegen

und ſchlafen.“ Ja, das wollte das Mädchen gern und ging hin und legte ſich ſchlafen.

Am andern Morgen, als ſie erwachte, lag aller Flachs geſponnen auf dem Tiſch, und das ſo ſauber und fein, daſs man nie ſo ſchönes ebnes Garn noch geſehen hatte. Die Königinn freu'te ſich ſehr über das ſchöne Garn und hielt nun noch mehr von dem Mädchen, als vorher. Darüber wurden die andern noch neidiſcher auf ſie und ſagten nun zu der Königinn, jetzt hätte ſie ſich auch gerühmt, das Garn, das ſie geſponnen, in vier und zwanzig Stunden weben zu können. Die Königinn ſagte wieder, wenn ſie das geſagt hätte, ſo ſolle ſie es auch, aber es machte nichts, wenn ſie auch nicht eben in vier und zwanzig Stunden damit fertig würde. Das Mädchen wagte auch diesmal nicht, ihre Ungeſchicklichkeit zu bekennen, ſondern bat nur um eine Kammer für ſich allein, dann wollte ſie es verſuchen. Da ſaſs ſie nun wieder und war betrübt und weinte und wuſste nicht, Was ſie anfangen ſollte. Es dauerte aber nicht lange, ſo trat wieder eine alte Frau herein und fragte: „Was fehlt Dir, mein Kind?“ Das Mädchen wollte es ihr erſt nicht ſagen, aber zuletzt erzählte ſie ihr denn, Was die Königinn von ihr verlangte. „Ei nun,“ ſagte die Frau: „es mag drum ſein! willſt Du mich an Deinem Ehrentag Muhme nennen, ſo will ich das Garn für Dich weben, und Du kannſt Dich hinlegen und ſchlafen.“ Ja, das wollte das Mädchen gern, und damit ging ſie hin und legte ſich ſchlafen. Als ſie aufwachte, lag alles Garn ſo ſauber und dicht gewebt auf dem Tiſch, wie

nur möglich. Sie brachte es nun der Königinn, und dieſe freu'te ſich außerordentlich über die ſchöne Leinwand und hielt jetzt noch weit mehr von dem Mädchen, als zuvor. Aber darüber wurden die andern noch neidiſcher und erbitterter auf ſie und dachten an nichts Anders, als Was ſie jetzt angeben ſollten, um ihr zu ſchaden.

Endlich verfielen ſie darauf, zu der Königinn zu ſagen, jetzt hätte ſie ſich auch gerühmt, all die Leinwand, die ſie geſponnen, in vier und zwanzig Stunden zu Hemden aufnähen zu können. Es ging nun eben ſo, wie früher: das Mädchen wagte nicht, zu ſagen, daſs ſie nicht nähen könne; ſie erhielt wieder ihre Kammer für ſich allein und ſaß da und war betrübt und weinte. Nun trat aber wieder eine alte Frau zu ihr ein und verſprach ihr, die Leinwand für ſie zu nähen, wenn ſie ſie an ihrem Ehrentag Muhme nennen wolle. Ja, das wollte das Mädchen gern und that wieder, wie die Frau ihr ſagte, ging hin und legte ſich ſchlafen. Am andern Morgen, als ſie erwachte, war alle Leinwand zu Hemden aufgenäh't, die auf dem Tiſch lagen; eine ſo ſchöne Naht hatte man aber noch nie geſehen, und die Hemden waren alle hübſch gezeichnet und völlig fertig. Als die Königinn die Arbeit ſah, freu'te und verwunderte ſie ſich ſo ſehr über die ſchöne Naht, daſs ſie die Hände über dem Kopf zuſammenſchlug. „Nein, eine ſo ſchöne Naht habe ich noch nie geſehen," ſagte ſie, und von nun an hatte ſie das Mädchen ſo lieb, wie ihr eignes Kind. „Wenn Du jetzt den Prinzen haben willſt, ſo ſollſt Du ihn bekommen," ſagte ſie zu dem Mädchen: „denn Du

haſt niemals nöthig, Etwas aus dem Hauſe zu geben, da Du Alles ſelbſt ſpinnen und weben und auch nähen kannſt.“ Weil das Mädchen nun ſo ſchön war, und der Prinz ſie gern leiden mochte, wurde auch ſogleich die Hochzeit gehalten. Als ſich aber der Prinz mit ihr zur Tafel geſetzt hatte, trat plötzlich ein altes häſsliches Weib herein mit einer langen langen Naſe — die war gewiſs drei Ellen lang.

Da ſtand die Braut auf, ging auf die Alte zu und ſagte: „Guten Tag, Muhme!“ — „Iſt das die Muhme meiner Braut?“ fragte der Prinz. Ja, das wäre ſie. „Ja, ſo müſſen wir ſie denn wohl mit bei Tafel ſitzen laſſen,“ ſagte der Prinz; aber er ſowohl, als die Andern meinten doch, ſie wäre gar zu garſtig, um mit ihnen bei Tafel zu ſitzen.

Nicht lange darnach trat wieder ein altes häſsliches Weib ein, die hatte einen Allerwertheſten, ſo dick und ſo breit, daſs ſie nur mit genauer Noth zur Thür herein konnte. Sogleich ſtand die Braut auf und grüßte ſie und ſagte: „Guten Tag, Muhme!“ und der Prinz fragte wieder, ob das auch eine Muhme ſeiner Braut wäre. „Ja,“ antworteten beide, und ſie muſste ſich nun ebenfalls an die Tafel ſetzen.

Kaum aber hatte ſie ſich niedergeſetzt, ſo trat wiederum ein altes häſsliches Weib ein, mit Augen, ſo groß, wie ein Paar Teller, und ſo roth und fließend, daſs es ganz abſcheulich ausſah. Die Braut ſtand wieder auf und grüßte ſie und ſagte: „Guten Tag, Muhme!“ und der Prinz bat auch ſie, ſich an die Tafel zu ſetzen, aber er

er dachte bei ſich ſelbſt: „Gott ſteh mir bei wegen all der Muhmen, die meine Braut hat!“ Als ſie ein wenig geſeſſen hatten, konnte der Prinz ſich nicht enthalten, zu ſagen: „Wie in aller Welt kann doch meine Braut, die ſo ſchön iſt, ſo häſsliche und miſsgeſtaltne Muhmen haben!“ — „Das will ich Dir ſagen,“ verſetzte die eine: „ich war eben ſo ſchön, wie Deine Braut, da ich in ihrem Alter war; aber daſs ich eine ſo lange Naſe habe, kommt daher, weil ich ſo viel geſeſſen und geſponnen und dabei den Kopf beſtändig gerüttelt und geſchüttelt habe; davon hat ſich die Naſe ausgedehnt und iſt ſo lang geworden, wie Du ſie jetzt ſiehſt!“ — „Und ich,“ ſagte die zweite: „ich habe von meiner Jugend an auf dem Webſtuhl geſeſſen und immer hin und her gehuppelt; davon iſt mein Allerwertheſter ſo groſs geworden und ſo angeſchwollen, wie Du ihn jetzt ſiehſt.“ Darauf ſagte die dritte: „Ich habe, ſeit ich ganz klein war, immer da geſeſſen und auf das Nähzeug geſtiert; davon ſind meine Augen ſo häſslich und roth geworden.“ — „Na, ſo!“ ſagte der Prinz: „das war gut, daſs ich das zu wiſſen bekam, wie die Leute von Dergleichen ſo häſslich werden können; ſo ſoll denn nun meine Braut auch in ihrem Leben nicht wieder ſpinnen, noch nähen, noch weben!“

14.

Der Sohn der Wittwe.

Es war einmal eine arme arme Wittwe, die hatte einen einzigen Sohn, für den quälte ſie ſich ſo lange ab, bis der Prediger ihn gefirmelt hatte. Da ſagte ſie, jetzt könne ſie ihn nicht länger ernähren, er müſſe nun fort und ſich ſein Brod ſelbſt verdienen. Der Burſch wanderte darauf fort in die Welt, und als er eine gute Strecke Weges zurückgelegt hatte, begegnete ihm ein Mann, der fragte ihn, wo er hin wolle. „Ich will fort in die Welt und zuſehen, ob ich nicht einen Dienſt bekommen kann," ſagte der Burſch. „Willſt Du bei mir dienen?" — „O ja, eben ſo gut bei Dir, als bei jedem Andern," verſetzte der Burſch. „Ja, Du ſollſt es gut bei mir haben," ſagte der Mann: „Du ſollſt mir bloß zur Geſellſchaft ſein, weiter verlange ich von Dir Nichts." Der Burſch trat nun ſeinen Dienſt bei dem Manne an; er führte ein herrliches Leben, hatte Eſſen und Trinken vollauf und nur Wenig oder gar Nichts zu thun; aber er ſah ſonſt auch niemals eine Menſchenſeele.

Eines Tages ſagte der Mann zu ihm: „Ich werde jetzt auf acht Tage verreiſen; während der Zeit muſſt Du hier allein bleiben, aber Du darfſt ja nicht in eins von dieſen vier Zimmern gehen; thuſt Du das, ſo koſtet es Dir das Leben, wenn ich zurückkomme.“ — Nein, ſagte der Burſch, er wollt's gewiſs nicht thun. Als aber der Mann drei oder vier Tage fort geweſen war, konnte der Burſch ſich nicht länger halten, ſondern ging in das eine der Zimmer. Er ſah ſich hier überall um, aber bemerkte Nichts, als nur eine Borte über der Thür, und darauf lag eine Dornruthe. „Das iſt auch was Rechtes, um es mir ſo ſtrenge zu verbieten, in dies Zimmer zu gehen, wenn hier weiter Nichts zu ſehen iſt!“ dachte der Burſch. Als die acht Tage um waren, kam der Mann wieder nach Hauſe. „Du biſt doch auch wohl in keins von den Zimmern gegangen,“ ſagte er. „Nein, ganz und gar nicht,“ ſagte der Burſch. „Nun, das werde ich gleich ſehen,“ ſagte der Mann, und darauf ging er grade in das Zimmer, in welchem der Burſch geweſen war. „Ja, Du biſt doch drin geweſen,“ ſagte er, als er zurückkam: „und nun muſs ich Dich tödten.“ Aber der Burſch weinte und bat ſo lange, bis er doch zuletzt mit dem Leben davon kam; aber tüchtige Schläge erhielt er. Als er die ausgeſtanden hatte, waren ſie wieder eben ſo gute Freunde, als zuvor.

Einige Zeit darnach verreiſ'te der Mann abermals; er ſagte, daſs er jetzt vierzehn Tage ausbleiben würde, und verbot dem Burſchen wieder ſtrenge, in irgend eins der Zimmer zu gehen, in welchen er noch nicht geweſen

ſei; aber in das, worin er ſchon geweſen, könne er immer wieder gehen, wenn er wolle. Es ging nun eben ſo, wie das vorige Mal, nur daſs der Burſch ſich jetzt acht Tage hielt, eh' er wieder in eines der verbotenen Zimmer ging. Er ſah auch hier Nichts, als über der Thür eine Borte und darauf einen Feldſtein und einen Waſſerkrug. „Nun, das iſt auch was Rechtes, um davor ſo bange zu ſein!" dachte der Burſch. Als der Mann nach Hauſe kam, fragte er den Burſchen wieder, ob er auch in irgend einem der Zimmer geweſen ſei. Nein, ſagte der Burſch, er wäre nicht drin geweſen. „Nun, das werde ich gleich ſehen," ſprach der Mann, und da er nun ſah, daſs der Burſch dennoch drin geweſen war, ſagte er: „Nun kann ich Dich nicht länger ſchonen, jetzt muſſt Du das Leben verlieren." Aber der Burſch weinte und bat ſo lange, bis er denn zuletzt wieder mit einer Tracht Schläge davon kam, aber die war denn auch nicht ſchlecht. Als er ſich davon erholt hatte, führte er wieder ein herrliches Leben; und er und der Mann waren wieder eben ſo gute Freunde, wie zuvor.

Einige Zeit darnach wollte der Mann abermals verreiſen; er ſagte, daſs er jetzt drei Wochen abweſend ſein würde, und ſchärfte dem Burſchen ein, beileibe nicht in das dritte Zimmer zu gehen; wenn er es dennoch thäte, ſagte er, könne er ſich nur ſogleich darauf gefaſſt machen, das Leben zu verlieren. Nach vierzehn Tagen konnte der Burſch ſich nicht länger halten, ſondern ging auch in das dritte Zimmer; er ſah aber darin Nichts, als nur eine Fall-

thür am Fußboden. Als er die aufhob und hinunterſah, erblickte er einen großen kupfernen Keſſel und drinnen pruttelte und kochte es, ohne daſs Feuer darunter war. Ich möchte doch wiſſen, ob's wohl warm iſt, dachte der Burſch und ſteckte den Finger hinein; als er ihn aber wieder herauszog, war er über und über vergoldet; er ſchabte und wuſch ihn, aber die Vergoldung wollte nicht wieder ab; da band er einen Lappen darum. Als darauf der Mann nach Hauſe kam und ihn fragte, Was ſeinem Finger fehle, ſagte der Burſch, er habe ſich ſo arg geſchnitten; aber da riſs der Mann ihm den Lappen ab und ſah nun ſogleich, Was dem Finger fehlte. Erſt wollte er den Burſchen durchaus tödten; aber da dieſer wieder ſo heftig weinte und ſo flehentlich bat, klopfte er ihn bloß ſo, daſs er drei Tage lang zu Bette liegen muſste. Darauf nahm er einen Krug von der Wand, worin eine Salbe war, und beſtrich damit den Burſchen, worauf dieſer ſogleich wieder friſch und geſund aufſtand.

Als einige Zeit vergangen war, wollte der Mann abermals verreiſen und wollte nun einen ganzen Monat ausbleiben. Zu dem Burſchen aber ſagte er, wenn er es ſich einfallen ließe, auch in das vierte Zimmer zu gehen, ſo könne er durchaus nicht hoffen, das Leben zu behalten; dieſes Mal würde er ihn gewiſs nicht ſchonen. Der Burſch hielt ſich etwa drei ganze Wochen, aber länger konnt' er's nicht aushalten, ſondern ging nun auch in das vierte Zimmer. Hierin ſtand ein großes Pferd mit einem Schmutztrog beim Kopf und einem Heutrog beim

Schwanz. Dem Burſchen däuchte das ungleich, und daher tauſchte er um und ſetzte den Heutrog beim Kopf hin und den Schmutztrog beim Schwanz. Da ſagte das Pferd: „Weil Du ein ſo gutes Herz haſt und mir Etwas zu eſſen gönnſt, will ich Dich erretten; denn kommt der Troll jetzt nach Hauſe und findet Dich hier noch vor, ſo tödtet er Dich ganz gewiſs. Gehe aber nun in das Zimmer hier grade gegenüber und nimm eine von den Rüſtungen; aber du darfſt ja keine von den blanken nehmen, ſondern Du ſollſt die allerroſtigſte nehmen, die Du da ſiehſt, und auf gleiche Weiſe ſollſt Du auch Schwert und Sattel wählen.“ Das that der Burſch; aber es war alles das ſehr ſchwer für ihn zu tragen.

Als er mit den Sachen zurückkam, ſagte das Pferd, nun ſolle er ſich nackt auskleiden und in das Zimmer gehen, wo der Keſſel ſtände und kochte, und in dem ſolle er ſich gut baden. „Da werde ich wohl ſchön ausſehen!“ dachte der Burſch, aber er ging doch hin. Als er ſich nun gebadet hatte, war er ſo ſchön und groß geworden und ſo roth und weiß, wie Milch und Blut, dazu weit ſtärker, als vorher. „Spürſt Du eine Veränderung?“ fragte ihn das Pferd. „Ja,“ ſagte der Burſch. „Dann verſuch' einmal, ob Du mich aufheben kannſt,“ ſagte das Pferd. Ja, das konnte der Burſch, und das Schwert konnte er ſchwingen, wie gar Nichts. Als das Pferd das ſah, ſprach es: „Lege mir jetzt den Sattel auf und Dir ſelbſt die Rüſtung an, und dann nimm die Dornruthe und den Stein und die Waſſerflaſche und den Salbenkrug; dann wollen wir fortreiſen.“

Wie der Burſch das gethan hatte und auf das Pferd geſtiegen war, ging es — haſt Du mich nicht geſehen! auf und davon. Als der Burſch nun ein gutes Ende geritten war, ſagte das Pferd: „Mir däucht, ich höre ein Geräuſch; ſieh Dich mal um, ob Du Etwas gewahr wirſt.“ — Ich ſehe Männer hinter uns,“ ſagte der Burſch: „wohl gegen zwanzig Stück.“ — „Das iſt der Troll,“ ſagte das Pferd: „er kommt mit ſeinen Leuten.“

Das Pferd trabte aber weiter, ſo lange bis Die, welche hinter ihnen waren, ganz nahe kamen. Da ſagte das Pferd: „Wirf jetzt die Dornruthe hinter Dich, aber ſo weit Du nur kannſt!“ Das that der Burſch, und im ſelben Augenblick wuchs da ein großer dicker Dornwald auf. Nun ritt der Burſch wieder eine weite Strecke fort, während der Troll ſich nach Hauſe begab, um Art und Beil zu holen, damit er ſich durch den Wald hauen könne. Endlich ſagte das Pferd wieder: „Sieh Dich mal um, ob Du Etwas gewahr wirſt.“ — „Ja, eine große Menge,“ ſagte der Burſch: „wie eine ganze Kirchengemeine.“ — „Ja, das iſt wieder der Troll,“ ſagte das Pferd: „nun hat er noch mehr Leute mitgebracht. Wirf aber jetzt den Feldſtein hinter Dich, aber ſo weit Du nur kannſt.“

Als der Burſch das that, entſtand plötzlich ein großer hoher Berg von Feldſteinen hinter ihnen. Nun mußte der Troll wieder nach Hauſe, um ſich Geräthſchaften zu holen, womit er ſich durch den Berg minire, und während er das that, ritt der Burſch wieder eine gute Strecke weiter. Zuletzt ſagte das Pferd wieder, er

ſolle ſich mal umſehen, ob er etwas gewahr würde; und als der Burſch ſich nun umſah, bemerkte er ein ganzes Kriegsheer, und Alle trugen ſo blanke Rüſtungen und Waffen, daſs es nur ſo glitzerte. „Ja," ſagte das Pferd: „es iſt wieder der Troll; nun hat er alle ſeine Leute mitgebracht. Gieß aber jetzt die Flaſche mit Waſſer hinter Dir aus; aber hüte Dich wohl, daſs Du Etwas auf meinen Leib ſpritzeſt!" Das that der Burſch; aber wie ſehr er ſich auch in Acht nahm, ſo ſpritzte er doch einen Tropfen an den Schenkel des Pferdes. Augenblicklich entſtand ein groſſes wogendes Waſſer, und durch den Tropfen, den er auf das Pferd geſpritzt hatte, kam dieſes weit hinaus in dem Waſſer zu ſtehen; aber es ſchwamm doch glücklich ans Land. Als der Troll nun zu dem Waſſer kam, legte er ſich mit allen ſeinen Leuten nieder, um es aufzutrinken, und da tranken ſie ſo lange, bis ſie barſten. „Nun ſind wir ſie quitt!" ſagte das Pferd.

Als ſie nun eine lange lange Zeit gereiſ't hatten, kamen ſie zu einer grünen Ebene mitten in einem Walde. „Lege jetzt Deine Rüſtung ab und zieh wieder Deine Lumpen an," ſagte das Pferd: „nimm mir dann den Sattel ab und laſs mich frei und hänge Alles hier in die groſſe hohle Linde hin; darnach muſſt Du Dir eine Perrücke von Tannenmoos machen, und geh dann hinauf zu des Königs Schloſs, das hier in der Nähe liegt, und bitte dort um einen Dienſt. Wenn Du mich dann nöthig haſt, ſo komm bloſs her und rüttle an dem Gebiſs, dann werde ich zu Dir kommen."

Ja, der Burſch that, wie das Pferd ihm geſagt hatte, und als er ſich die Moosperrücke aufſetzte, war er ſo bleich und jämmerlich und elend anzuſehen, daſs Keiner ihn mehr erkennen konnte. Er ging nun zu dem Königsſchloſs, und da bat er zuerſt um einen Dienſt in der Küche; er wolle dem Koch Waſſer und Holz zutragen, ſagte er. Aber die Köchinn fragte ihn: „Warum haſt Du die häſsliche Perrücke auf? Nimm die ab," ſagte ſie: „ich will ſonſt Nichts von Dir wiſſen, ſo häſslich Du ausſiehſt." — „Das kann ich nicht," ſagte der Burſch: „denn mein Kopf iſt nicht ſo recht rein." — „Denkſt Du, ich will Dich dann hier beim Eſſen haben, wenn es ſo mit Dir beſchaffen iſt?" ſagte der Koch: „Geh hinunter zum Stallmeiſter! Du ſchickſt Dich beſſer dazu, den Stall auszumiſten." Als aber der Stallmeiſter ihm ſagte, er ſolle die Perrücke abnehmen, bekam dieſer dieſelbe Antwort, und nun wollte auch der ihn nicht behalten. „Du kannſt zum Gärtner gehen," ſagte er: „Du ſchickſt Dich beſſer dazu, in der Erde zu wühlen, Du." Beim Gärtner durfte er denn endlich bleiben; aber Keiner von den andern Bedienten wollte mit ihm zuſammenſchlafen; darum muſste er denn allein ſchlafen unter der Treppe im Luſthauſe, das ſtand auf Stollen und hatte eine ſehr große Treppe; darunter bekam er einiges Moos, und da lag er nun und ſchlief, ſo gut er konnte.

Als er nun eine Zeitlang im Königsſchloſs geweſen war, geſchah es eines Morgens, als die Sonne aufging, daſs er ſeine Moosperrücke abnahm und da ſtand und

ſich wuſch, und da war er ſo ſchön, daſs es eine Luſt war, ihn anzuſehen.

Die Prinzeſſinn ſah durch ihr Fenſter den wackern Gärtnerburſchen, und es däuchte ihr, einen ſo ſchönen Menſchen habe ſie noch nie geſehen. Sie fragte den Gärtner, warum er dort draußen unter der Treppe liege. „O, es will Keiner von den andern Bedienten mit ihm zuſammenſchlafen," ſagte der. „Laſs ihn heute Abend heraufkommen und bei der Thür drinnen in meiner Kammer liegen," ſagte die Prinzeſſinn: „ſo werden ſie ſich nachher wohl nicht weigern, mit ihm zuſammenzuſchlafen." Der Gärtner ſagte das dem Burſchen. „Meinſt Du aber, ich werde das thun?" ſagte der: „man möchte nachher ſagen, es wäre Etwas zwiſchen mir und der Prinzeſſinn." — „Ja, Du haſt auch wohl Urſache, Dich vor ſolchem Verdacht zu fürchten," ſagte der Gärtner: „ſo wacker wie Du biſt." — „Nun, wenn Ihr's denn ſo wollt, dann will ich es wohl thun," ſagte der Burſch. Als er nun am Abend die Treppe hinauf ſollte, ſchlarfte er ſo mit ſeinen Schuhen, daſs ſie ihn bitten muſsten, leiſe zu gehen, damit der König ihn nicht gewahr werde. Als er in die Kammer der Prinzeſſinn gekommen war, legte er ſich ſogleich bei der Thür nieder und fing an zu ſchnarchen. Da ſagte die Prinzeſſinn zu ihrem Kammermädchen: „Schleich Dich zu ihm und nimm ihm die Moosperrücke ab." Aber als ſie ſie ihm abnehmen wollte, erwachte der Burſch, hielt mit beiden Händen die Perrücke feſt und ſagte, die könne ſie nicht bekommen. Darauf legte er ſich wieder hin und ſchnarchte. Die

Prinzeſſinn gab dem Mädchen wieder einen Wink, und diesmal gelang es ihr, ihm die Perrücke abzunehmen. Da lag nun der Burſch ſo ſchön und ſo roth und weiß, wie die Prinzeſſinn ihn in der Morgenſonne geſehen hatte. Nachher ſchlief der Burſch jede Nacht in der Prinzeſſinn ihrer Kammer.

Es dauerte aber nicht lange, ſo erfuhr der König, daſs der Burſch jede Nacht in der Prinzeſſinn ihrer Kammer ſchlief, und darüber ward er ſo erbittert, daſs er ihn beinahe ums Leben gebracht hätte. Er warf ihn in einen finſtern Thurm, und ſeine Tochter ſperrte er auf ihr Zimmer ein, und ſie durfte nicht heraus, weder Tag, noch Nacht; ſo viel ſie auch weinte und für ſich und den Burſchen bitten mochte, es half Alles nichts, der König ward darüber nur noch mehr erbittert.

Einige Zeit darnach entſtand Krieg und Unfriede im Lande, und der König muſste ſich gegen einen andern König rüſten, der ihm ſein Land wegnehmen wollte. Als der Burſch das hörte, bat er den Kerkermeiſter, zum König zu gehen und ihm die Erlaubniſs auszuwirken, Harniſch und Schwert tragen zu dürfen und mit in den Krieg zu ziehen. Alle lachten laut auf, als der Kerkermeiſter ſeinen Auftrag anbrachte und den König um einiges altes Gerümpel zu einer Rüſtung für den Burſchen bat, damit ſie doch die Luſt haben könnten, zu ſehen, wie der arme Wicht in den Krieg zöge. Na, das bekam er denn auch und dazu eine alte Kracke, die hinkte auf drei Beinen.

Sie zogen nun gegen den Feind aus; aber ſie waren

noch nicht weit von dem Königshof gekommen, als der Burſch mit ſeiner Kracke in einem Moor ſtecken blieb und hupf'te und jupf'te: „Hei, willſt du auf! Hei, willſt du auf!“ Daran hatten die Andern recht ihre Luſt und lachten und hatten den Burſchen zum beſten, als ſie an ihm vorbeiritten. Aber kaum waren ſie vorüber, ſo lief der Burſch zu der Linde, legte ſeine Rüſtung an und rüttelte an dem Gebiſs, und ſogleich kam das Pferd an und ſagte: „Thue Du nun Dein Beſtes, dann werde ich das meinige thun.“ Als der Burſch ſie einholte, hatte die Schlacht ſchon begonnen, und der König war in einer ſchlimmen Klemme. Aber ehe man ſich's verſah, hatte der Burſch den Feind in die Flucht geſchlagen. Der König und ſeine Leute wunderten ſich und konnten nicht begreifen, Wer es nur ſein mochte, der ihnen ſo gute Hülfe geleiſtet; denn Keiner war ihm ſo nahe gekommen, um mit ihm ſprechen zu können, und als die Schlacht vorüber war, da war er verſchwunden. — Wie ſie nun zurückzogen, ſaß der Burſch noch in dem Moor und hupf'te und jupf'te auf ſeiner dreibeinigen Kracke. Da lachten Alle wieder. „Nein, ſeh nur Einer! da ſitzt der Narr noch und hupf't und jupf't!“ ſagten ſie.

Als ſie am andern Tage auszogen, ſaß der Burſch noch da. Sie lachten ihn wieder aus und machten ſich über ihn luſtig. Aber kaum waren ſie vorüber, ſo lief der Burſch wieder zu der Linde, und Alles ging wieder grade ſo, wie den vorigen Tag. Alle wunderten ſich und konnten nicht begreifen, was es für ein fremder Held ſei,

der ihnen Hülfe geleiſtet; denn Keiner war ihm wieder ſo nahe gekommen, um mit ihm ſprechen zu können. Daſs aber Niemand auf den Burſchen rieth, verſteht ſich von ſelbſt.

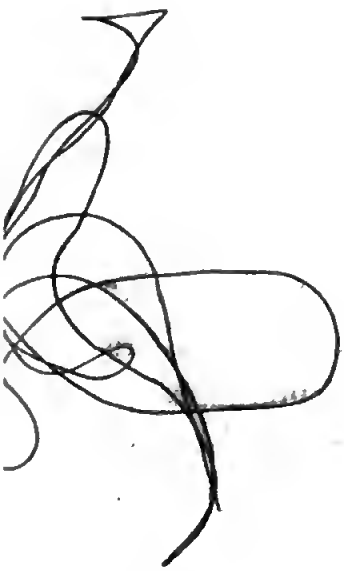
Als ſie am Abend nach Hauſe zogen und ſahen, daſs der Burſch noch immer auf der Kracke ſaß, lachten ſie ihn wieder aus, und Einer von ihnen ſchoſs einen Pfeil auf ihn ab und traf ihn ins Bein. Da fing der Burſch gottsjämmerlich an zu ſchreien und zu lamentiren; aber der König warf ihm ſein Taſchentuch zu, und das band er ſich um das Bein.

Als ſie am dritten Morgen auszogen, ſaß der Burſch wieder im Moor. „Hei, willſt du auf! Hei, willſt du auf!“ rief er zu der Kracke. „Nein, wahrhaftig! er wird da ſitzen müſſen, bis er todthungert!“ ſagten die Andern, als ſie vorüberzogen, und machten ſich wieder über ihn luſtig. — Der Burſch lief aber wieder zu der Linde und kam eben in der Schlacht an, als Noth an den Mann ging. An dieſem Tage tödtete er den feindlichen König, und damit war der Krieg auf einmal vorbei.

Nun aber erkannte der König den fremden Ritter ſogleich an dem Taſchentuch, den dieſer ſich um das Bein gebunden hatte; die vornehmſten Cavaliere nahmen ihn darauf in ihre Mitte und ritten mit ihm nach dem Königsſchloſs, und als die Prinzeſſinn ihn von ihrem Fenſter aus ſah, ward ſie ſo froh, daſs es gar nicht zu ſagen iſt. „Da kommt mein Bräutigam auch“ ſagte ſie. Er aber nahm den Salbenkrug und ſtrich ſich von der Salbe aufs Bein und beſtrich

auch alle Verwundeten damit, und da wurden ſie augenblicklich alle wieder friſch und geſund. Hierauf bekam er die Prinzeſſinn zur Gemahlinn. Aber als er am Hochzeitstage in den Stall zu dem Pferd kam, ſtand dieſes ganz betrübt da und wollte gar nicht freſſen. Der junge König — denn er war jetzt König geworden und hatte das halbe Reich bekommen — fragte, Was ihm fehle. Da ſagte das Pferd: „Jetzt hab' ich Dir durchgeholfen; aber nun will ich nicht länger leben. Nimm jetzt Dein Schwert und haue mir den Kopf ab!" — „Nein, das thu' ich nicht!" ſagte der junge König: „Du ſollſt das beſte Futter haben, das Du Dir wünſchen magſt, und ſollſt von nun an beſtändig in Ruhe leben." — „Wenn Du nicht thun willſt, Was ich Dir ſage," verſetzte das Pferd: „dann muſs ich Dich ums Leben bringen." Da konnte der König nicht anders, ſondern muſste thun, wie das Pferd wollte. Als er aber das Schwert aufhob, um zuzuhauen, da war er ſo betrübt, daſs er das Geſicht wegkehren muſste, um den Hieb nicht zu ſehen. Kaum aber hatte er ihm den Kopf abgeſchlagen, ſo ſtand ein ſchöner Prinz da, wo vorher das Pferd geſtanden hatte. „Wo in aller Welt kommſt Du her?" fragte der König. „Ich war das Pferd," antwortete der Prinz: „Ehedem war ich König in dem Lande, wo nachher der König regierte, den Du geſtern in der Schlacht getödtet haſt; er war es, der einen Zauberham auf mich gworfen und mich an den Trollen verkauft hatte. Weil er aber nun getödtet iſt, bekomm' ich mein Reich zurück, und Du und ich werden Nachbar-

könige; aber wir wollen nie mit einander Krieg führen.“ Und das thaten ſie denn auch nicht; ſie blieben Freunde, ſo lange ſie lebten, und kamen oft, einander zu beſuchen.



15.

Die Tochter des Mannes und die Tochter der Frau.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die heiratheten einander, und jeder von ihnen hatte eine Tochter. Die Tochter der Frau war faul und träge und mochte nicht das Geringſte thun; aber die Tochter des Mannes war fleißig und flink, und doch konnte ſie der Stiefmutter nie Etwas zu Dank machen. Einmal ſollten die beiden Mädchen am Brunnen ſitzen und ſpinnen. Die Tochter der Frau aber bekam Flachs zu ſpinnen, und die Tochter des Mannes nichts Anders, als Schweinsborſten. „Du biſt nun immer ſo flink und ferm, Du," ſagte die Tochter der Frau: „aber dennoch fürchte ich mich nicht, mit Dir um die Wette zu ſpinnen." Sie wurden nun darüber einig, daſs Der, dem zuerſt der Faden auslief, in den Brunnen ſollte. Wie ſie nun anfingen zu ſpinnen, ſo lief der Tochter des Mannes zuerſt der Faden aus, und die muſste nun in den Brunnen. Sie fiel unverletzt bis auf

den Grund; dort unten aber ſah ſie weit um ſich her eine ſchöne grüne Wieſe.

Sie ging nun fort und kam zu einem Reiſerzaun, da wollte ſie hinüber. „O, tritt nicht ſo hart auf mich!“ ſagte der Zaun: „ich will Dir auch ein andermal wieder gefällig ſein.“ Sie machte ſich nun ſo leicht, als ſie konnte, und ſtieg ſo vorſichtig hinüber, daſs ſie den Zaun nicht einmal berührte.

Nun ging ſie eine Strecke weiter und kam zu einer ſcheckigen Kuh, die einen Milcheimer an den Hörnern trug; es war eine große ſchöne Kuh, und ihr Euter war ſo voll und rund. „O, ſei doch ſo gut und melke mich!“ ſagte die Kuh: „denn mir iſt das Euter ſo ſtraff von der Milch; trinke ſo Viel Du willſt und gieße den Reſt auf meinen Huf; ich will Dir auch ein andermal wieder gefällig ſein.“ Das Mädchen that, wie die Kuh ſie gebeten hatte; ſowie ſie nur die Zitzen anfaſste, ſpritzte die Milch in den Eimer; ſie trank darauf, bis ſie ihren Durſt gelöſcht hatte, goſs dann der Kuh den Reſt auf den Huf, und den Eimer hängte ſie ihr wieder an die Hörner.

Als ſie ein Ende weiter gegangen war, begegnete ihr ein großer Schafbock, der war ſo dick und hatte ſo lange Wolle, daſs er ſie auf der Erde nachſchleppen muſste, und an dem einen Horn hing eine große Schere. „O, ſei doch ſo gut und ſcher' mich!“ ſagte der Bock: „denn ich erliege unter der Laſt meiner Wolle, und mir iſt ſo heiß, daſs ich beinahe erſticken möchte; nimm ſo Viel Du willſt und wirre mir den Reſt um den Hals; ich will Dir auch

ein andermal wieder gefällig ſein.“ Das Mädchen zeigte ſich ſogleich bereit, zu thun, wie der Bock ſie gebeten hatte, und dieſer legte ſich von ſelbſt auf ihren Schoß, und da lag er ganz ſtill; und ſie ſchor ihn ſo behutſam, daſs ſie ihn auch nicht ein einziges Mal ins Fell ſchnitt. Darauf nahm ſie von der Wolle ſo Viel ſie wollte, und den Reſt wirrte ſie dem Bock um den Hals.

Etwas weiter hin kam ſie zu einem Apfelbaum, der war ſo voll von Äpfeln, daſs die Zweige ſich zur Erde niederbogen, und an dem Stamm ſtand eine kleine Stange. „O, ſei doch ſo gut und pflücke meine Äpfel ab!“ ſagte der Baum: „damit meine Zweige ſich in die Höhe richten können; es iſt ſo beſchwerlich, immer ſo krumm zu ſtehen; die Du nicht mit der Hand erreichen kannſt, ſchlage mit der Stange ab, aber ſchlage ja vorſichtig, damit Du mich nicht zu Schanden ſchlägſt; iſs dann ſo Viel Du willſt und lege den Reſt hübſch ordentlich unten an meinen Stamm hin; ich will Dir auch ein andermal wieder gefällig ſein.“ Das Mädchen pflückte nun ſo viel Äpfel ab, als ſie mit der Hand erreichen konnte, und die übrigen ſchlug ſie vorſichtig mit der Stange herunter; darauf aß ſie ſich ſatt und legte den Reſt noch ſo ſauber und nett unten an den Stamm hin.

Sie ging nun eine gute Strecke weiter, und endlich kam ſie zu einem großen Hauſe, wo ein Trollweib mit ihrer Tochter wohnte. Da ging ſie hinein und fragte, ob ſie nicht einen Dienſt bekommen könnte. „O, es kann nichts nützen,“ ſagte das Trollweib: „denn wir haben

ſchon Viele gehabt, aber Keine von ihnen hat was getaugt.“ Das Mädchen aber bat ſo artig und ſo flehentlich, ſie doch in Dienſt zu nehmen, bis ſie ſie denn endlich nahmen; und nun gab das Trollweib ihr ein Sieb und befahl ihr, Waſſer darin zu holen. Es däuchte dem Mädchen zwar etwas ungereimt, Waſſer in einem Sieb zu holen, aber ſie ſagte doch Nichts, ſondern ging willig hin, und als ſie zu dem Brunnen kam, ſangen die Vöglein:

„Kleb' mit Lehm,
Stopf mit Stroh!
Kleb' mit Lehm,
Stopf mit Stroh!“

Ja, das that ſie, und nun konnte ſie das Waſſer in dem Sieb tragen. Aber als ſie damit nach Hauſe kam, ſagte das Trollweib: „Das haſt Du nicht aus Dir ſelber.“

Darauf ſollte ſie in den Stall gehen und ihn ausmiſten und die Kühe melken. Als ſie aber hineinkam, ſtand da eine Schaufel, die war ſo groß und ſo ſchwer, daſs ſie ſie auf keine Weiſe handthieren, ja nicht einmal aufheben konnte. Sie wuſste nun gar nicht, wie ſie's anfangen ſollte. Aber die Vögel ſangen, ſie ſolle nur Etwas mit dem Beſenſtiel hinauswerfen, dann würde all das Übrige nachfliegen. Kaum hatte ſie das gethan, ſo war der Stall auf einmal ſo rein, als wäre er noch ſo ſauber gemiſtet und gefegt. Jetzt wollte ſie die Kühe melken; aber die waren ſo unruhig und ſchlugen und ſtießen, ſo daſs ſie gar nicht dazu gelangen konnte, ſie zu melken. Aber da ſangen die Vöglein draußen wieder:

ſie zu dem Bock kam, hörte ſie wieder ein ſo entſetzliches Geräuſch, daſs ſie ſich gar nicht zu laſſen wuſste, ſo angſt ward ihr; denn ſie konnte ſich wohl denken, daſs es das Trollweib war, das ſich bedacht hatte. „Komm, ich will Dir helfen," ſagte der Bock: „verbirg Dich ſchnell unter meine Wolle, dann ſieht ſie Dich nicht; ſonſt nimmt ſie Dir den Schrein weg und zerreißt Dich."

Kaum hatte ſie ſich verborgen, ſo kam auch ſchon das Trollweib angeſtoben. „Haſt Du nicht eine Dirne hier gehen ſehen?" fragte ſie den Bock. „Ja wohl," ſagte der Bock: „ich ſah eine vor einer Weile; aber ſie lief ſo ſchnell, daſs Du ſie nicht wieder einholſt." Da kehrte das Trollweib wieder um und ging nach Hauſe.

Als das Mädchen nun weiter bis zu der Kuh gekommen war, hörte ſie wieder ein entſetzliches Geräuſch auf dem Wege. „Komm," ſagte die Kuh: „ich will Dir helfen; verbirg Dich ſchnell unter mein Euter; ſonſt kommt das Trollweib und nimmt Dir den Schrein weg und zerreißt Dich." Es dauerte nicht lange, ſo kam das Weib an. „Haſt Du nicht eine Dirne hier gehen ſehen?" fragte ſie. „Ja, ich ſah eine vor einer Weile, ſagte die Kuh: aber die iſt nun ſchon weit weg, denn ſie lief ſo ſchnell; die holſt Du nicht mehr ein." Das Trollweib kehrte nun wieder um und ging nach Hauſe.

Als das Mädchen nun ein gutes Ende weiter gegangen und nicht mehr weit von dem Reiſerzaun war, hörte ſie wieder ein ſo entſetzliches Geräuſch auf dem Wege, daſs ihr angſt und bange ward; denn ſie wuſste nun wohl,

daſs es wieder das Trollweib war, das ſich bedacht hatte. „Komm, ich will Dir helfen,“ ſagte der Zaun: „kriech ſchnell unter meine Reiſer, daſs ſie Dich nicht ſieht; ſonſt nimmt ſie Dir den Schrein weg und zerreißt Dich.“ Sie kroch nun ſchnell unter die Reiſer des Zauns. „Haſt Du nicht eine Dirne hier gehen ſehen?“ fragte das Trollweib, als ſie zu dem Zaun kam. „Nein, ich habe keine Dirne geſehen,“ antwortete der Zaun und war ſo erbittert, daſs er kniſterte, und dann machte er ſich ſo groß, daſs gar nicht daran zu denken war, hinüber zu kommen. Es war nun kein andrer Rath für das Trollweib, ſie muſste wieder umkehren und nach Hauſe gehen.

Als nun aber das Mädchen wieder zu Hauſe ankam, waren die Stiefmutter und ihre Tochter nur noch neidiſcher auf ſie; denn jetzt war das Mädchen noch weit ſtattlicher und ſo ſchön, daſs es eine Luſt war, ſie anzuſehen. Sie durfte aber nicht drinnen bei ihnen in der Stube bleiben, ſondern ſie jagten ſie hinaus in den Schweinſtall, da ſollte ſie wohnen. Hier wuſch das Mädchen nun Alles ſauber und rein, und darnach machte ſie den Schrein auf, um zu ſehen, Was ſie zum Lohn bekommen hatte, und als ſie den Schrein aufgemacht hatte, fand ſie darin ſo viel Gold und Silber und ſo viel andre koſtbare Sachen, daſs ſie ſowohl die Wände, als den Boden damit behängen konnte; und es ſah nun weit herrlicher in dem Schweinſtall aus, als in dem prächtigſten Königsſchloſs. Als die Stiefmutter und ihre Tochter das ſahen, waren ſie ganz außer ſich und fragten das Mädchen, wie denn ihr Dienſt ausgefallen ſei. „O, das könnt Ihr Euch

wohl vorſtellen," ſagte ſie: „da ich einen ſo guten Lohn bekommen habe; es waren ſolche Leute und eine ſolche Frau, daſs man Ihresgleichen nicht mehr findet."

Da wollte nun die Tochter der Stiefmutter auch fort und dienen, damit ſie auch einen ſolchen Goldſchrein bekäme. Beide Mädchen ſetzten ſich nun wieder hin, um zu ſpinnen; aber da ſollte die Tochter der Frau Schweinsborſten ſpinnen, und die Tochter des Mannes Flachs, und Wem zuerſt der Faden auslief, der ſollte in den Brunnen. Es dauerte nicht lange, ſo lief der Frau ihrer Tochter der Faden aus, wie man ſich wohl denken kann, und da warfen ſie ſie in den Brunnen.

Nun geſchah es eben ſo, wie vorhin mit der Tochter des Mannes: ſie fiel hinab bis auf den Grund, ohne Schaden zu nehmen, und befand ſich nun auf einer ſchönen grünen Wieſe. Als ſie eine Strecke weit gegangen war, kam ſie zu dem Reiſerzaun. „Tritt nicht ſo hart auf mich! ich will Dir auch ein andermal wieder gefällig ſein," ſagte der Zaun. „Ei, was ſcher' ich mich um einen alten Reiſerhaufen!" ſagte ſie und trat auf den Zaun, daſs es nur ſo knackte.

Etwas ſpäter kam ſie zu der Kuh, deren Euter ſo ſtraff von der Milch war. „O, ſei doch ſo gut und melke mich!" ſagte die Kuh: „ich will Dir auch ein andermal wieder gefällig ſein; trinke ſo Viel Du willſt, und gieße dann den Reſt auf meinen Huf." Ja, das that ſie, ſie melkte die Kuh und trank ſo Viel ſie vermochte; dann aber war Nichts mehr übrig, das ſie auf den Huf gießen

konnte; das Eimer ſchleuderte ſie über den Hügel und ging fort.

Als ſie nun eine Strecke weiter gegangen war, kam ſie zu dem Bock, welcher die Wolle nach ſich ſchleppte. „O, ſei doch ſo gut und ſcher' mich! ich will Dir auch ein andermal wieder gefällig ſein," ſagte der Bock: „nimm ſo Viel von der Wolle, als Du willſt, und wirre mir dann den Reſt um den Hals." Das that ſie; aber ſie benahm ſich dabei ſo ungeſchickt, daſs ſie dem Bock große Stücke aus dem Fell ſchnitt, und all die Wolle nahm ſie mit.

Ein wenig darnach kam ſie zu dem Apfelbaum, der wieder ganz krumm unter der Laſt ſeiner Frucht ſtand. „O, ſei doch ſo gut und pflücke meine Äpfel ab," ſagte der Apfelbaum: „damit meine Zweige ſich wieder aufrichten können! denn es iſt ſo beſchwerlich, hier ſo krumm zu ſtehen; aber nimm Dich in Acht, daſs Du mir keinen Schaden thuſt; iſs ſo Viel Du willſt, und lege dann den Reſt hübſch ordentlich unten an meinen Stamm hin." Sie pflückte nun die nächſten Äpfel ab, und die ſie nicht mit der Hand erreichen konnte, ſchlug ſie mit der Stange herunter; aber ſie kümmerte ſich weiter um Nichts, riſs und ſchlug große Zweige mit ab und aß ſo lange, bis ſie zuletzt nicht mehr konnte, und dann warf ſie den Reſt hulterpulter unter den Baum hin.

Als ſie nun noch ein kleines Ende weiter gegangen war, kam ſie zu dem Hauſe, wo das Trollweib wohnte; da bat ſie um einen Dienſt. Das Trollweib ſagte, ſie wolle kein Dienſtmädchen haben; denn entweder taugten ſie nichts,

oder ſie wären auch allzu flink und betrögen ſie um ihr Eigenthum. Aber das Mädchen ließ ſich damit nicht abweiſen, ſondern ſagte, ſie wolle und müſſe bei ihr dienen. Da ſagte denn das Trollweib zuletzt, ja, ſie wolle ſie in Dienſt nehmen, wenn ſie zu Etwas tauge.

Das Erſte, was ſie zu thun bekam, war, Waſſer im Sieb zu holen. Ja, ſie ging auch zu dem Brunnen und ſchöpfte Waſſer ins Sieb; aber ſowie ſie es oben hineinſchöpfte, lief es unten immer wieder heraus. Da ſangen die Vöglein:

„Kleb' mit Lehm,
Stopf mit Stroh!
Kleb' mit Lehm,
Stopf mit Stroh!"

Aber ſie bekümmerte ſich nicht um Das, was die Vögel ſangen, ſondern warf mit dem Lehm nach ihnen, ſo daſs ſie davon flogen; und ſie muſste mit dem leeren Sieb wieder nach Hauſe gehen und bekam Gnickpümpe von dem Trollweib obendrein. Darauf ſollte ſie den Stall ausmiſten und die Kühe melken. Dazu däuchte ſie ſich nun zwar viel zu gut, aber ſie ging doch hin. Als ſie in den Stall kam, konnte ſie jedoch auf keine Weiſe die Schaufel handthieren, denn die war viel zu ſchwer und zu groß für ſie. Die Vögel ſagten ihr nun eben Das, was ſie der Tochter des Mannes geſagt hatten, ſie ſolle ein Wenig mit dem Beſenſtiel hinauswerfen, dann würde all das Übrige nachfliegen; aber ſie nahm den Beſen und warf damit nach den Vögeln. Als ſie darauf die Kühe

melken wollte, waren dieſe ſo unruhig und ſchlugen und ſtießen, und ſo oft ſie ein Wenig in den Eimer bekommen hatte, ſchlugen ſie ihn immer wieder um. Da ſangen die Vögel:

„Kleinen Trunk,
Kleinen Strahl
Stripp zu den Vöglein
Allzumal!“

Aber ſie bumpſ'te und ſchlug die Kühe, warf nach den Vögeln mit Allem, was ihr in die Hände kam, und hielt eine Wirthſchaft, daſs es ganz entſetzlich war. Damit hatte ſie aber, als ſie zurückkam, weder den Stall ausgemiſtet, noch die Kühe gemelkt, und bekam nun tüchtige Hiebe und Schelte von dem Trollweib. Darnach ſollte ſie die ſchwarze Wolle weiß waſchen; aber damit ging es um Nichts beſſer. Das war endlich dem Trollweib allzu arg. Nein, ein ſolches Dienſtmädchen konnte ſie nicht gebrauchen, denn ſie taugte ja zu Nichts. Sie ſetzte aber drei Schreine hin, einen rothen, einen grünen und einen blauen; denn ihren Lohn ſollte ſie gleichwohl haben und ſich einen von den drei Schreinen auswählen, den ſie ſelbſt wollte. Da ſangen die Vögel:

„Nimm nicht den grünen,
Nimm nicht den rothen,
Den blauen nimm jetzt,
Auf welchen wir haben
Drei Kreuze geſetzt.“

Aber ſie bekümmerte ſich nicht um Das, was die Vö-

gel ſangen, ſondern nahm den rothen, der am meiſten ſchimmerte. Darnach begab ſie ſich auf den Weg und ging nach Hauſe. Sie durfte aber in guter Ruhe gehen; denn es war Niemand, der ſie verfolgte. Als ſie zu Hauſe ankam, war die Mutter ſehr erfreu't, und ſie gingen beide ſogleich in die große Stube und ſetzten da den Schrein hin; denn ſie glaubten, es wäre nichts Anders, als lauter Gold und Silber drin, und meinten, ſie wollten Wände und Boden damit vergolden; als ſie ihn aber aufmachten, wimmelte lauter Gewürm und Ungeziefer hervor, und ſo oft das Mädchen den Mund aufthat, fielen Würmer und Kröten und all das Ungeziefer heraus, das man ſich nur denken kann, ſo daſs es zuletzt nicht mehr möglich war, mit ihr in einem Hauſe auszudauern. Das war der Lohn, den ſie für ihren Dienſt bei dem Trollweib bekommen hatte.

16.

Hähnchen und Hühnchen im Nuſswald.

Hähnchen und Hühnchen gingen einmal in den Nuſswald, um ſich Nüſſe zu pflücken; da bekam Hühnchen eine Nuſsſchale in den Hals und lag nun da und zappelte und ſchlug mit den Flügeln. Nun ſollte Hähnchen hinlaufen und dem Hühnchen Waſſer aus der Quelle holen. Hähnchen lief auch hin, und als er zur Quelle kam', ſagte er: „Quelle, gieb mir Waſſer, das Waſſer geb' ich Hühnchen, meinem Schatz, das liegt auf den Tod im Nuſswald.“ Die Quelle aber antwortete: „Ich geb' Dir kein Waſſer, eh' Du mir nicht Laub giebſt.“ Da lief Hähnchen zur Linde: „Linde, gieb mir Laub, das Laub geb' ich der Quelle, die Quelle giebt mir Waſſer, das Waſſer geb' ich Hühnchen, meinem Schatz, das liegt auf den Tod im Nuſswald.“ — „Ich geb' Dir kein Laub, eh' Du mir nicht rothes Goldband giebſt,“ antwortete die Linde. Da lief Hähnchen zur Jungfrau Maria: „Jungfrau Maria, gieb mir rothes Goldband, das rothe Goldband geb' ich der Linde, die Linde giebt mir Laub, das Laub geb' ich der Quelle, die Quelle giebt mir Waſſer, das Waſſer geb'

ich Hühnchen, meinem Schatz, das liegt auf den Tod im Nußwald.“ — „Ich geb' Dir kein rothes Goldband, eh' Du mir nicht Schuhe giebſt,“ antwortete die Jungfrau Maria. Da lief Hähnchen zum Schuſter: „Schuſter, gieb mir Schuh', die Schuh' geb' ich der Jungfrau Maria, die Jungfrau Maria giebt mir rothes Goldband, das rothe Goldband geb' ich der Linde, die Linde giebt mir Laub, das Laub geb' ich der Quelle, die Quelle giebt mir Waſſer, das Waſſer geb' ich Hühnchen, meinem Schatz, das liegt auf den Tod im Nußwald.“ — „Ich geb' Dir keine Schuh', eh' Du mir nicht Borſten giebſt,“ antwortete der Schuſter. Da lief Hähnchen zum Eber: „Eber, gieb mir Borſten, die Borſten geb' ich dem Schuſter, der Schuſter giebt mir Schuh', die Schuh' geb' ich der Jungfrau Maria, die Jungfrau Maria giebt mir rothes Goldband, das rothe Goldband geb' ich der Linde, die Linde giebt mir Laub, das Laub geb' ich der Quelle, die Quelle giebt mir Waſſer, das Waſſer geb' ich Hühnchen, meinem Schatz, das liegt auf den Tod im Nußwald.“ — „Ich geb' Dir keine Borſten, eh' Du mir nicht Korn giebſt,“ antwortete der Eber. Da lief Hähnchen zum Dreſcher: „Dreſcher, gieb' mir Korn, das Korn geb' ich dem Eber, der Eber giebt mir Borſten, die Borſten geb' ich dem Schuſter, der Schuſter giebt mir Schuh', die Schuh geb' ich der Jungfrau Maria, die Jungfrau Maria giebt mir rothes Goldband, das rothe Goldband geb' ich der Linde, die Linde giebt mir Laub, das Laub geb' ich der Quelle, die Quelle giebt mir Waſſer, das Waſſer geb' ich Hühnchen, meinem

Schatz, das liegt auf den Tod im Nuſswald." — „Ich geb' Dir kein Korn, eh' Du mir nicht Brod giebſt," antwortete der Dreſcher. Da lief Hähnchen zur Backfrau: „Backfrau, gieb mir Brod, das Brod geb' ich dem Dreſcher, der Dreſcher giebt mir Korn, das Korn geb' ich dem Eber, der Eber giebt mir Borſten, die Borſten geb' ich dem Schuſter, der Schuſter giebt mir Schuh', die Schuh' geb' ich der Jungfrau Maria, die Jungfrau Maria giebt mir rothes Goldband, das rothe Goldband geb' ich der Linde, die Linde giebt mir Laub, das Laub geb' ich der Quelle, die Quelle giebt mir Waſſer, das Waſſer geb' ich Hühnchen, meinem Schatz, das liegt auf den Tod im Nuſswald." — Ich geb' Dir kein Brod, eh' Du mir nicht Holz giebſt," antwortete die Backfrau. Da lief Hähnchen zum Holzhauer: „Holzhauer, gieb mir Holz, das Holz geb' ich der Backfrau, die Backfrau giebt mir Brod, das Brod geb' ich dem Dreſcher, der Dreſcher giebt mir Korn, das Korn geb' ich dem Eber, der Eber giebt mir Borſten, die Borſten geb' ich dem Schuſter, der Schuſter giebt mir Schuh', die Schuh' geb' ich der Jungfrau Maria, die Jungfrau Maria giebt mir rothes Goldband, das rothe Goldband geb' ich der Linde, die Linde giebt mir Laub, das Laub geb' ich der Quelle, die Quelle giebt mir Waſſer, das Waſſer geb' ich Hühnchen, meinem Schatz, das liegt auf den Tod im Nuſswald." — „Ich geb' Dir kein Holz, eh' Du mir nicht eine Axt giebſt," antwortete der Holzhauer. Da lief Hähnchen zum Schmied: „Schmied, gieb mir 'ne Axt, die Axt geb' ich dem Holz-

hauer, der Holzhauer giebt mir Holz, das Holz geb' ich der Backfrau, die Backfrau giebt mir Brod, das Brod geb' ich dem Dreſcher, der Dreſcher giebt mir Korn, das Korn geb' ich dem Eber, der Eber giebt mir Borſten, die Borſten geb' ich dem Schuſter, der Schuſter giebt mir Schuh', die Schuh' geb' ich der Jungfrau Maria, die Jungfrau Maria giebt mir rothes Goldband, das rothe Goldband geb' ich der Linde, die Linde giebt mir Laub, das Laub geb' ich der Quelle, die Quelle giebt mir Waſſer, das Waſſer geb' ich Hühnchen, meinem Schatz, das liegt auf den Tod im Nuſswald." — „Ich geb' Dir keine Art, eh' Du mir nicht Kohlen giebſt," antwortete der Schmied. Da lief Hähnchen zum Köhler: „Köhler, gieb mir Kohlen, die Kohlen geb' ich dem Schmied, der Schmied giebt mir 'ne Art, die Art geb' ich dem Holzhauer, der Holzhauer giebt mir Holz, das Holz geb' ich der Backfrau, die Backfrau giebt mir Brod, das Brod geb' ich dem Dreſcher, der Dreſcher giebt mir Korn, das Korn geb' ich dem Eber, der Eber giebt mir Borſten, die Borſten geb' ich dem Schuſter, der Schuſter giebt mir Schuh' die Schuh' geb ich der Jungfrau Maria, die Jungfrau Maria giebt mir rothes Goldband, das rothe Goldband geb' ich der Linde, die Linde giebt mir Laub, das Laub geb' ich der Quelle, die Quelle giebt mir Waſſer, das Waſſer geb' ich Hühnchen, meinem Schatz, das liegt auf den Tod im Nuſswald." Da jammerte den Köhler das Hähnchen, und er gab ihm Kohlen. Nun bekam der Schmied Kohlen, und der Holzhauer eine Art, und die

Backfrau Holz, und der Dreſcher Brod, und der Eber Korn, und der Schuſter Borſten, und die Jungfrau Maria Schuh', und die Linde rothes Goldband, und die Quelle Laub, und Hähnchen Waſſer, und das gab er Hühnchen, ſeinem Schatz, das auf den Tod im Nuſswald lag; da ward Hühnchen wieder geſund.

17.

Der Bär und der Fuchs.

a) Warum der Bär einen Stumpfschwanz hat.

Dem Bären begegnete einmal der Fuchs, der mit einem Bündel Fische angeschlichen kam, die er gestohlen hatte. „Wo hast Du die her?“ fragte der Bär. „Die hab' ich mir geangelt, Herr Bär,“ versetzte der Fuchs. Da bekam der Bär auch Lust, das Angeln zu lernen, und bat den Fuchs, ihm doch zu sagen, wie er es machen müßte. „Das ist eine leichte Kunst und sehr bald gelernt,“ erwiederte der Fuchs: „Du musst nur aufs Eis gehen, Dir ein Loch hauen und den Schwanz hineinstecken, und dann musst Du ihn recht lange drein halten und Dich nicht darum bekümmern, wenn's ein bischen weh' thut; denn das ist ein Zeichen, daſs Fische dran beißen; und je länger Du's aushalten kannst, desto mehr Fische bekommst Du; aber wenn's zuletzt recht tüchtig kneift, dann musst Du aufziehen.“ Ja, der Bär that, wie der Fuchs ihm

geſagt hatte, und hielt den Schwanz ſo lange ins Loch, bis er darin feſtgefroren war. Da zog er auf — den Schwanz ab, und nun geht er noch da den heutigen Tag mit einem Stumpfſchwanz.

b) Wie der Fuchs den Bären ums Weihnachtseſſen prellt.

Der Bär und der Fuchs hatten ſich einmal zuſammen ein Viertel Butter gekauft, das wollten ſie zum Weihnachten haben und verwahrten es daher unter einen dicken Tannenbuſch. Darauf gingen ſie fort und legten ſich auf einem Hügel in der Sonne ſchlafen. Als ſie eine Weile gelegen hatten, ſprang der Fuchs auf und rief: „Ja!“ und damit lief er gradesweges zu dem Butterviertel, wovon er gut den dritten Theil auffraß. Als er aber zurückkam, und der Bär ihn fragte, wo er geweſen ſei, daſs er ſo fett ums Maul wäre, ſagte er: „Meinſt Du denn nicht, ich ſei zu Gevatter gebeten, Du?“ — „Na ſo!“ ſagte der Bär: „wie hieß denn das Kind?“ — „Angefangen,“ ſagte der Fuchs.

Damit legten ſie ſich wieder ſchlafen. Nach einer Weile ſprang der Fuchs abermals auf und rief: „Ja!“ und lief wieder zu dem Butterviertel. Als er zurückkam, und der Bär ihn fragte, wo er geweſen ſei, antwortete er: „Ach, wurde ich denn nicht wieder zu Gevatter gebeten, Du!“ — „Wie hieß jetzt das Kind?“ fragte der Bär. „Halbverzehrt,“ antwortete der Fuchs.

Der Bär meinte, das wär' ein ſchöbſcher Name; aber es dauerte nicht lange, ſo fing er wieder an zu gähnen und ſchlief ein. Als er nun ein Weilchen gelegen hatte, ging es wieder eben ſo, wie die beiden vorigen Male: Der Fuchs ſprang wieder auf und rief: „Ja!“ lief zu dem Butterviertel und fraß nun auch den letzten Reſt auf. Wie er zurückkam, war er wieder zu Kindtauf geweſen, und als der Bär wiſſen wollte, wie das Kind hieß, antwortete er: „Den-Boden-geleckt.“ Damit legten ſie ſich wieder zur Ruhe und ſchliefen beide eine gute Weile. Darnach wollten ſie hingehen und ſich nach ihrer Butter umſehen. Als es ſich nun aber fand, daſs ſie rein aufgezehrt war, beſchuldigte der Bär dafür den Fuchs, und der Fuchs beſchuldigte wieder den Bären, und der Eine behauptete immer, der Andre ſei bei der Butter geweſen, während er da gelegen habe und geſchlafen. „Nun,“ ſagte Reineke: „wir wollen's bald erfahren, Wer von uns die Butter geſtohlen hat: wir wollen uns jetzt wieder auf dem Hügel ſchlafen legen, und Wer dann am fettſten unten beim Schwanz iſt, wenn wir aufwachen, der hat ſie geſtohlen.“ Ja, der Bär wollte gleich auf die Probe eingehen, und weil er bei ſich ſelbſt wuſste, daſs er die Butter nicht einmal gekoſtet hatte, legte er ſich ganz ruhig auf dem Hügel ſchlafen. Da ſchlich Reineke ſich aber fort nach dem Viertel und erwiſchte noch ein Klümpchen Butter, das in einer Ritze ſitzen geblieben war; damit ſchlich er ſich zurück zu dem Bären, beſtrich ihn mit der

Butter unten beim Schwanz und legte ſich dann wieder ſchlafen, als wüſste er von Nichts. Als nun beide aufwachten, hatte die Sonne die Butter geſchmelzt, und da war's denn gleichwohl der Bär, der die Butter gefreſſen hatte.

18.

Gudbrand vom Berge.

Es war einmal ein Mann, der hieß Gudbrand; der hatte ein Gehöft, das lag weit weg am Abhang eines Berges, und darum nannten die Leute ihn Gudbrand vom Berge. Er lebte aber mit seiner Frau so zufrieden und verträglich zusammen, daſs Alles, was der Mann that, der Frau so wohl gethan däuchte, daſs es nimmermehr besser gemacht werden könne; wie er's auch anfangen mochte, sie muſste sich immer darüber freuen. Sie besaßen ihr Stück Ackerland, hatten hundert Thaler in der Kiste liegen, und im Stall hatten sie zwei Kühe im Joch stehen. Da sagte die Frau eines Tages zu Gudbrand: „Mir däucht, wir sollten die eine Kuh zur Stadt bringen und sie verkaufen, damit wir doch ein paar Ausgabeschillinge bekämen; wir sind so brave Leute und sollten doch ein paar Schillinge unter den Händen haben, so wie andre Leute es haben; die hundert Thaler in der Kiste dürfen wir nicht angreifen, und ich weiß nicht, Was wir mit mehr, als mit einer Kuh, wollen; und dann ist auch noch immer ein kleiner Gewinn dabei, daſs ich alsdann nur auf die eine Kuh zu passen brauch, statt

daſs ich jetzt mich mit zweien placken muſs.“ Ja, das däuchte dem Gudbrand ganz recht und vernünftig geſprochen, und er nahm ſogleich die Kuh und ging damit zur Stadt, um ſie zu verkaufen. In der Stadt aber fand ſich Niemand, der ihm die Kuh abkaufen wollte. „Ei nun!“ dachte Gudbrand: „ſo geh' ich mit meiner Kuh wieder nach Hauſe; ich weiß, ich habe ſowohl Stall, als Joch, für ſie, und es iſt eben ſo weit hin, als her,“ und damit ſtiefelte er getroſt wieder mit ſeiner Kuh heimwärts.

Als er ein Endchen gegangen war, begegnete ihm Einer, der hatte ein Pferd, das er verkaufen wollte. Nun däuchte unſerm Gudbrand, es ſei beſſer, ein Pferd zu haben, als eine Kuh, und darum tauſchte er mit dem Manne. Als er noch etwas weiter gegangen war, begegnete ihm Einer, der trieb ein fettes Schwein vor ſich her, und da meinte Gudbrand wieder, es ſei doch beſſer, ein fettes Schwein zu haben, als ein Pferd, und tauſchte mit dem Manne. Darauf ging er weiter, und nach einer Weile begegnete ihm ein Mann mit einer Ziege. „Es iſt freilich immer beſſer, eine Ziege zu haben, als ein Schwein,“ dachte Gudbrand und tauſchte mit dem Mann, der die Ziege hatte. Nun ging er eine weite Strecke fort, bis ihm endlich ein Mann begegnete, der ein Schaf hatte, und mit dem tauſchte er ebenfalls, denn er dachte: „Beſſer iſt's immer, ein Schaf zu haben, als eine Ziege.“ Als er nun noch weiter gegangen war, begegnete ihm ein Mann mit einer Gans, und nun vertauſchte Gudbrand das Schaf gegen die Gans. Als er darauf ein weites, weites Ende gegangen war, begegnete

ihm ein Mann mit einem Hahn; mit dem tauſchte er nochmals, denn er dachte: „Im Grunde iſt's doch beſſer, einen Hahn zu haben, als eine Gans.“ Er ſchritt nun ſo lange fort, bis es ſchon ſpät am Tage war, und da nun der Hunger ſich bei ihm einſtellte, verkaufte er den Hahn für drei Groſchen und kaufte ſich dafür Etwas zu eſſen, „denn es iſt doch beſſer, das Leben heimzubringen, als einen Hahn,“ dachte Gudbrand vom Berge. Darauf ſetzte er ſeinen Weg nach Hauſe fort, bis er zu dem Gehöft ſeines nächſten Nachbars kam; da kehrte er ein. „Nun, wie iſt es Dir in der Stadt gegangen?“ fragten die Leute ihn. „O, das iſt nun ſo ſo gegangen,“ ſagte Gudbrand: „ich kann mein Glück eben nicht loben und auch nicht verachten,“ und damit erzählte er ihnen, wie ſich Alles zugetragen hatte, vom Anfang an bis zu Ende. „Na, da wirſt Du aber auch ſchön empfangen werden von Deiner Frau, wenn Du nach Hauſe kommſt,“ ſagte der Mann von dem Gehöft: „Gott ſteh' Dir bei! ich möchte nicht in Deiner Haut ſtecken.“ — „Mir däucht, es könnte weit ſchlimmer gegangen ſein,“ ſagte Gudbrand vom Berge: „ſei es aber nun übel, oder wohl gegangen, ſo habe ich doch eine ſo gute Frau, die mir nie Vorwürfe macht, wie ich's auch immer anfange.“ — „Ja, das mag wahr ſein,“ ſagte der Mann: „aber ich glaub's darum doch nicht.“ — „Wollen wir wetten?“ verſetzte Gudbrand vom Berge: „Ich habe hundert Thaler in der Kiſte liegen, hältſt Du eben ſo Viel dagegen?“ — „Topp!“ rief der Nachbar; und als es anfing zu dämmern, begaben beide ſich zu Gudbrand's Ge-

höft. Hier blieb der Nachbar draußen vor der Thür ſtehen, um zu horchen, während Gudbrand hineinging zu ſeiner Frau und mit ihr ſprach. „Guten Abend!“ ſagte Gudbrand vom Berge, als er eintrat. „Guten Abend!“ ſagte die Frau: „Na, Gott ſei Lob! biſt Du wieder da?“ — Ja, das war er denn. Nun fragte die Frau, wie's ihm denn gegangen wär' in der Stadt. „Ach, ſo ſo!“ antwortete Gudbrand: „ich kann mein Glück eben nicht ſonderlich rühmen. Als ich zur Stadt kam, war da Niemand, der mir die Kuh abkaufen wollte; darum vertauſchte ich ſie gegen ein Pferd.“ — „Ei! das muſs ich Dir ja Dank wiſſen,“ ſagte ſie: „wir ſind ſo brave Leute, daſs wir auch wohl zur Kirche fahren können, eben ſo gut, wie Andre, und wenn wir Rath haben, uns ein Pferd anzuſchaffen, warum ſollten wir es nicht? — Geht hin, Jungens, und zieht das Pferd ein!“ — „Je,“ ſagte Gudbrand: „ich hab' das Pferd doch nicht; denn als ich ein Stück Weges gegangen war, vertauſchte ich es gegen ein Schwein.“ — „Nein!“ rief die Frau: „das iſt doch recht, als wenn ich's ſelbſt gethan hätte! danke ſchön, lieber Mann! nun hab' ich doch Speck im Hauſe, um den Leuten Etwas anzubieten, die zu uns kommen. Was ſollten wir auch wohl mit dem Pferd? Die Leute würden nur ſagen, wir wären ſo vornehm geworden, daſs wir nicht mehr zur Kirche gehen könnten, wie wir ſonſt gethan — Geht hin, Jungens, und bringt's Schwein herein!“ — „Aber ich habe das Schwein doch auch nicht,“ ſagte Gudbrand: „denn als ich ein Ende weiter gegangen

war, vertauſchte ich es gegen eine Milchziege.“ — „Jerum! wie Du Alles vortrefflich machſt!“ rief die Frau: „Was ſollte ich auch mit dem Schwein, wenn ich's recht bedenke? Die Leute würden nur ſagen: „Die da freſſen Alles auf, was ſie haben. Nein, hab' ich eine Ziege, ſo bekomm' ich Milch und Käſe, und die Ziege bleibt mir dennoch — Jungens, laſſt die Ziege ein!“ — „Nein, ich hab' die Ziege doch auch nicht,“ ſagte Gudbrand: „denn als ich etwas weiter auf dem Weg gekommen war, vertauſchte ich die Ziege und bekam dafür ein herrliches Schaf.“ — „Nein!“ rief die Frau: „Du haſt Alles gemacht, wie ich's mir nur wünſchen kann, grade, als wär' ich ſelbſt dabei geweſen. Was ſollten wir auch mit der Ziege? Ich müßte dann immer dahinterher laufen und bergan und bergab klettern. Hab' ich aber ein Schaf, ſo hab' ich Wolle und Kleider im Hauſe und Eſſen obendrein — Geht hin, Jungens, und bringt das Schaf 'rein!“ — „Aber ich hab' das Schaf auch nicht mehr,“ ſagte Gudbrand: „denn als ich etwas weiter gegangen war, vertauſchte ich es gegen eine Gans.“ — „Ei, tauſendmal ſchönen Dank!“ ſagte die Frau: „Was ſollte ich auch wohl mit dem Schaf? Ich habe ja weder Rocken, noch Spindel, und frage auch nicht darnach, mich zu placken und zu quälen und Kleider zu weben; wir können ja unſre Kleider kaufen, wie wir ſonſt gethan haben. Nun bekomm' ich doch mal Gänſefleiſch zu ſchmecken, wonach ich ſchon ſo lange gejankt habe, und kann mir Dunen in meinen Pfülk ſtopfen — Geht hin, Jungens, und holt die Gans

'rein!" — „Je, ich hab' die Gans aber auch nicht," ſagte Gudbrand: „denn als ich noch ein Stück Weges gegangen war, vertauſchte ich ſie gegen einen Hahn." — „Gott weiß, wie Du auf Das verfallen biſt!" rief die Frau: „es iſt grade Alles, als ob ich's ſelbſt gemacht hätte. Ein Hahn, das iſt eben Dasſelbe, als ob Du eine Weck-Uhr gekauft hätteſt; denn jeden Morgen kräh't der Hahn um Vier, und dann können wir zu rechter Zeit auf die Beine kommen. Was ſollten wir wohl mit der Gans? Ich verſteh' mich nicht darauf, Gänſefleiſch zu pökeln, und meinen Pfülk kann ich mir ja mit Seegras ſtopfen — Geht hin, Jungens, und holt den Hahn 'rein!" — „Aber ich habe doch den Hahn auch nicht," ſagte Gudbrand: „denn als ich noch etwas weiter gegangen war, bekam ich einen entſetzlichen Hunger und mußte den Hahn für drei Groſchen verkaufen, daſs ich nur das Leben heimbrachte." — „Na, das war recht, daſs Du das thatſt!" rief die Frau: „Wie Du's auch anfängſt, ſo machſt Du Alles, wie ich's nur wünſchen kann. Was ſollten wir auch mit dem Hahn? Wir ſind ja unſre eignen Herren, und können des Morgens liegen bleiben, ſo lange wir wollen. Na, Gott ſei Lob! wenn ich nur Dich wieder habe, der Du Alles ſo gut machſt, brauch ich weder Hahn, noch Gans, noch Schwein, noch Kuh." Nun machte Gudbrand die Thür auf. „Hab' ich jetzt die hundert Thaler gewonnen?" rief er; und da mußte denn der Nachbar geſtehen, daſs er es hätte.

19.

Kari Träſtak.

Es war einmal ein König, der war Wittwer geworden. Mit ſeiner Gemahlinn hatte er eine Tochter, die war ſo gut von Herzen und ſo ſchön, daſs Niemand gutmüthiger und ſchöner ſein konnte. Der König trauerte lange um ſeine Gemahlinn, weil er ſo viel von ihr gehalten hatte; zuletzt ward er aber des ledigen Standes überdrüſſig und verheirathete ſich mit einer Königinn-Wittwe, die hatte auch eine Tochter, aber die war eben ſo häſslich und böſe, als die andre gut und ſchön war. Die Stiefmutter und ihre Tochter waren nun neidiſch auf die Königstochter wegen ihrer Schönheit; aber ſo lange der König zu Hauſe blieb, wagten ſie nicht, ihr Etwas zu Leide zu thun, weil er ſo viel von ihr hielt.

Als aber eine Zeit vergangen war, bekam der König Krieg mit einem andern König und zog in die Schlacht. Nun, meinte die Königinn, könnte ſie thun, Was ſie wollte, ſchlug die Königstochter, ließ ſie hungern

und ſtieß ſie in alle Ecken herum. Zuletzt war Alles zu gut für die Königstochter, und ſie muſste endlich die Kühe hüten. So trieb ſie nun mit den Kühen hinaus und weidete ſie in dem Wald und auf dem Berg. Eſſen bekam ſie nur wenig, oder gar nicht; ſie ward bleich und hager und war faſt immer betrübt und weinte. Unter der Heerde, die ſie weidete, war auch ein großer blauer Stier, der ſich immer ſo ſauber und blank hielt, der kam oft zu der Königstochter und ließ ſich von ihr den Kopf krauen. Einmal, als ſie da ſaß und ſo betrübt war und weinte, kam er auch zu ihr und fragte ſie, warum ſie immer ſo traurig wäre. Sie antwortete ihm aber nicht, ſondern fuhr fort zu weinen. „Ja, ich weiß wohl, Was Dir fehlt," ſagte der Stier: „wenn Du es mir auch nicht ſagen willſt; Du weinſt, weil die Königinn immer ſo ſchlimm gegen Dich iſt und Dich beinahe todthungern läſſt. Aber für Eſſen und Trinken ſollſt Du nicht ſorgen: In meinem linken Ohr liegt ein Tuch, wenn Du das herausnimmſt, und es ausbreiteſt, bekommſt Du ſowohl zu eſſen, als zu trinken, Was Du nur verlangſt." Das that ſie, ſie nahm das Tuch heraus und breitete es auf den Raſen hin, und da deckte es ſich mit den ſchönſten Gerichten, die man ſich nur wünſchen kann, und Wein und Meth und Honigkuchen war auch da. Sie kam nun bald wieder zu Kräften und ward ſo voll und roth und weiß, daſs die Königinn und ihre holzdürre Tochter grün und gelb vor lauter Ärger wurden. Die Königinn konnte gar nicht begreifen, wie ihre Stieftochter bei ſo ſchlechter Koſt ein ſo gutes Aus-

ſehen bekommen konnte; darum ſagte ſie zu einer von ihren Dirnen, ſie ſollte ihr im Walde nachgehen und zuſehen, wie das zuſammenhinge; denn ſie glaubte, daſs irgend einer von den Dienſtleuten ihr Etwas zu eſſen gäbe. Die Dirne ging ihr nun im Walde nach und beobachtete ſie, und da ſah ſie denn, daſs die Stieftochter das Tuch aus dem Ohr des blauen Stiers nahm und es auf dem Raſen ausbreitete, worauf es ſich mit den ſchönſten Gerichten deckte, wovon dann die Tochter aß und ſich gütlich that. Das erzählte die Dirne zu Hauſe der Königinn. — Jetzt kehrte der König heim und hatte den Sieg über den andern König davon getragen, gegen den er zu Felde gezogen war. Da war nun große Freude im ganzen Schloſs, doch Niemand freu'te ſich mehr, als des Königs Tochter. Die Königinn aber ſtellte ſich krank an und gab dem Doctor viel Geld, damit er ſagen ſolle, ſie könne nicht wieder geſund werden, wenn ſie nicht das Fleiſch von dem blauen Stier zu eſſen bekäme. Sowohl die Königstochter, als die Leute im Schloſs fragten den Doctor, ob nicht etwas Andres helfen könne, und baten für den Stier, denn ſie hielten alle ſo viel von ihm und ſagten, einen ſolchen Stier gäb's nicht mehr im ganzen Königreich; aber nein, er ſollte und muſste geſchlachtet werden, es war kein andrer Rath. Als die Königstochter das hörte, ward ſie ſehr betrübt und ging hinunter in den Stall zu dem Stier. Der ſtand auch da und ließ den Kopf hangen und ſah ſo betrübt aus, daſs ſie anfing, darüber zu weinen. „Warum weinſt Du?" fragte der Stier. Da erzählte ſie ihm, der König wäre

zu Hauſe gekommen, und die Königinn hätte ſich krank angeſtellt und den Doctor dahin vermocht, zu ſagen, ſie könne nicht wieder geſund werden, wenn ſie nicht das Fleiſch von dem blauen Stier zu eſſen bekäme, und nun ſollte er geſchlachtet werden. Der Stier aber ſagte: „Wenn ſie erſt mich getödtet haben, dann werden ſie Dich auch bald tödten; wenn Du aber ſo willſt, wie ich, ſo machen wir uns beide noch dieſe Nacht davon.“ Die Königstochter meinte zwar, es wäre ſchlimm, ihren Vater zu verlaſſen, aber ſchlimmer doch wär' es noch, im Hauſe bei der Königinn zu bleiben, und verſprach darum dem Stier, mit ihm zu reiſen.

Als es Abend geworden war, und alle die Andern ſich zur Ruhe begeben hatten, ſchlich die Königstochter ſich hinunter in den Stall; da nahm der Stier ſie auf den Rücken und machte ſich mit ihr davon, ſo ſchnell er nur konnte. Als darnach am Morgen die Leute aufſtanden und den Stier ſchlachten wollten, war dieſer fort; und als der König aufgeſtanden war und nach ſeiner Tochter fragte, da war die auch fort. Der König ſchickte Boten aus nach allen Enden der Welt, ſie aufzuſuchen, und ließ ihr nachläuten mit allen Glocken; aber es konnte Niemand eine Spur von ihr entdecken. — Inzwiſchen trabte der Stier mit der Königstochter fort durch viele fremde Länder, und endlich kamen ſie zu einem großen kupfernen Wald, wo ſowohl die Bäume, als die Zweige und Blätter und Blüthen von lauter Kupfer waren.

Ehe ſie aber weiter reiſ'ten, ſagte der Stier zu der

Königstochter: „Wenn wir nun in den Wald kommen, mußt Du Dich wohl in Acht nehmen, daß Du auch nicht ein Blättchen anrührst, sonst ist's aus mit Dir und mit mir; denn es wohnt hier ein Troll mit drei Köpfen, welchem dieser Wald gehört.“ Nein, den Kukuk! sie wollte sich wohl in Acht nehmen und ja Nichts anrühren. Darauf gingen sie sehr vorsichtig in den Wald; die Prinzessinn schmiegte und biegte sich und hielt die Zweige mit den Händen zurück; aber der Wald war so dicht, daß es fast nicht möglich war, hindurch zu kommen, und wie sehr sie sich auch in Acht nahm, versah sie's doch, daß sie ein Blatt abriß und es in der Hand behielt.

„O weh! Was machst Du da?“ sagte der Stier: „jetzt muß ich mich schlagen auf Leben und Tod; aber verwahre nur gut das Blatt.“ Sie hatten bald darauf das Ende des Waldes erreicht. Da kam ein großer Troll dahergeschnoben, der hatte drei Köpfe. „Wer hat meinen Wald angerührt?“ rief er. „Das ist eben so gut mein Wald, als Deiner, sagte der Stier. „Das wollen wir erst ausmachen!“ schrie der Troll. „Laß uns das!“ sagte der Stier. Beide rannten nun an einander, und der Stier stieß und schlug aus allen Kräften; aber der Troll schlug nicht schlechter, und es dauerte einen ganzen Tag, eh' der Stier ihn bezwingen konnte. Da war er aber auch so mit Wunden bedeckt und so erschöpft, daß er nicht mehr von der Stelle zu gehen vermochte. Sie mußten sich nun den ganzen Tag ausruhen; darauf sagte der Stier zu der Königstochter, sie solle das Sal-

benhorn nehmen, das an dem Gürtel des Trollen hing, und ihn mit der Salbe überall beſtreichen. Als ſie das gethan hatte, ward der Stier ſogleich wieder friſch und geſund, und am folgenden Tage ſetzten ſie ihre Reiſe fort. Sie reiſ'ten nun manchen lieben Tag, und endlich kamen ſie zu einem ſilbernen Wald; hier waren ſowohl die Bäume, als die Zweige und die Blätter und Blüthen von lauter Silber.

Ehe ſie aber ihre Reiſe weiter fortſetzten, ſagte der Stier zu der Königstochter: „Wenn wir nun in den Wald kommen, muſſt Du Dich ja ſehr in Acht nehmen; Du darfſt durchaus Nichts anrühren, und auch nicht ſo Viel, als nur ein Blättchen, abreißen; ſonſt iſt es aus mit Dir und mit mir; denn hier wohnt ein Troll mit ſechs Köpfen, welchem dieſer Wald gehört, und mit dem, glaub' ich, werd' ich's nicht aufnehmen können."

Nein, ſagte die Königstochter, ſie wollte ſich ſehr in Acht nehmen und auch nicht das Geringſte anrühren. Als ſie aber in den Wald kamen, war er wieder ſo dicht und ſo eng, daſs ſie beinahe nicht vorwärts kommen konnten. Die Königstochter war ſo vorſichtig, wie nur möglich, und bog die Zweige, die ihr im Wege ſaßen, mit den Händen zur Seite; aber jeden Augenblick ſchlugen ihr die Zweige in die Augen, und wie ſie's auch anfangen mochte, ſo riſs ſie doch wieder ein Blatt ab.

„O weh! Was haſt Du gemacht!" rief der Stier: „Nun muſs ich mich wieder ſchlagen auf Leben und Tod; denn der Troll, welcher hier wohnt, hat ſechs Köpfe und

iſt noch einmal ſo groß, als der vorige; verwahre aber nur vorſichtig das Blatt.“

Es dauerte nicht lange, ſo kam der Troll an. „Wer hat meinen Wald angerührt?“ rief er. „Das iſt eben ſo gut mein Wald, als Deiner,“ ſagte der Stier. „Das wollen wir erſt ausmachen!“ ſchrie der Troll. „Laſs uns das!“ ſagte der Stier, fuhr auf den Trollen zu, bohrte ihm die Augen aus und rannte ihm die Hörner mitten durch den Leib, ſo daſs die Gedärme dabei hingen; aber der Troll wehrte ſich deſſen ungeachtet tapfer, und es dauerte drei ganze Tage, eh' der Stier ihm den Garaus machte. Da war er aber auch ſo elend und hinfällig, daſs er ſich kaum noch rühren konnte, und über und über war er mit Wunden bedeckt, aus welchen das Blut herausfloſs. Da ſagte er zu der Königstochter, ſie ſolle das Salbenhorn nehmen, das an dem Gürtel des Trollen hing, und ihn überall mit der Salbe beſtreichen. Das that ſie denn auch, und darauf heilten die Wunden ſogleich wieder zu. Aber ſo matt war der Stier, daſs ſie eine ganze Woche lang ſich ausruhen muſsten, eh' er im Stande war, weiter zu gehen.

Endlich machten ſie ſich wieder auf den Weg; aber der Stier war immer noch ſehr ſchwach, und es ging daher im Anfang nur langſam. Um ihn zu ſchonen, ſagte die Königstochter, ſie wäre jung und leicht zu Fuß, ſie könnte ja gern gehen; aber das litt der Stier durchaus nicht, ſie muſste ſich wieder auf ihn ſetzen. Nun reiſ'ten ſie eine lange lange Zeit und kamen durch viele Länder,

und die Königstochter wuſste gar nicht mehr, wo ſie in der Welt waren. Aber endlich und zuletzt kamen ſie zu einem goldnen Wald, der war ſo ſchön, daſs das Gold davon heruntertröpfelte; denn ſowohl die Bäume, als die Zweige und die Blätter und Blüthen waren von purem Golde. Hier ging es nun wieder eben ſo, wie in dem kupfernen und dem ſilbernen Wald. Der Stier ſagte zu der Königstochter, daſs ſie durchaus kein Blatt anrühren dürfe; denn hier wohne ein Troll mit neun Köpfen, dem der Wald gehöre, der wäre noch weit größer und ſtärker, als die beiden andern zuſammen, und den glaubte er nun ganz und gar nicht bezwingen zu können. — Nein, ſie wollte ſich wohl in Acht nehmen und durchaus Nichts anrühren, darauf könne er ſich verlaſſen. Als ſie aber in den Wald kamen, war dieſer noch weit dichter und enger, als der ſilberne, und je weiter ſie hineinkamen, deſto ſchlimmer ward es: der Wald wurde immer dichter und enger, und zuletzt ſchien ganz und gar kein Durchkommen mehr. Die Königstochter ſchmiegte und biegte ſich und bog die Zweige mit den Händen zurück; aber jeden Augenblick ſchlugen ſie ihr in die Augen, ſo daſs ſie zuletzt nicht mehr vor ſich ſehen konnte, und eh' ſie ſich recht beſann, hatte ſie einen goldnen Apfel in der Hand. Nun wurde ſie entſetzlich bange und fing an zu weinen und wollte den Apfel wieder wegwerfen; aber der Stier ſagte, ſie ſolle ihn nur behalten und ihn wohl verwahren, und tröſtete ſie, ſo gut er konnte, meinte aber doch, es würde ein

harter Kampf werden, und wußte nicht, ob's diesmal so gut ablaufen würde.

Es dauerte nicht lange, so kam der Troll mit den neun Köpfen an. „Wer hat meinen Wald angerührt?" rief er. „Das ist eben so gut mein Wald, als Deiner," sagte der Stier. „Das wollen wir erst ausmachen!" schrie der Troll. „Laß uns das!" sagte der Stier, und damit rannten sie an einander, daß es ganz entsetzlich war, und die Königstochter fiel beinahe in Ohnmacht. Der Stier bohrte dem Trollen die Augen aus dem Kopf und rannte ihm die Hörner durch den Leib, so daß die Eingeweide herausfielen; aber der Troll kämpfte dessen ungeachtet gleich tapfer; denn sobald der Stier einen Kopf getödtet hatte, bliesen die andern sogleich wieder Leben hinein, und es dauerte wohl eine ganze Woche lang, eh' es dem Stier gelang, den Trollen gänzlich zu tödten. Aber da war er auch so elend und hinfällig, daß er sich nicht rühren konnte, und nicht einmal war er im Stande, zu sagen, die Königstochter solle das Salbenhorn von dem Gürtel des Trollen nehmen und ihn mit der Salbe bestreichen; aber sie that es schon von selbst, und da ward es wieder besser mit dem Stier; aber wohl über drei Wochen mußten sie hier verweilen, eh' er wieder so viel Kräfte gesammelt hatte, um die Reise fortsetzen zu können.

Endlich ging es wieder so allmählich vorwärts; denn der Stier sagte, sie müßten noch etwas weiter. Als sie nun eine Zeit gereis't und über viele mit dichten Wäldern bewachsene Berge gekommen waren, gelangten sie endlich

zu einem Felſen. „Siehſt Du Etwas?“ fragte der Stier. „Nein, ich ſehe Nichts, als den Himmel und die wilde Felsgegend,“ verſetzte die Königstochter. Als ſie aber tiefer ins Gebirge kamen, wurde die Gegend ebener, ſo daſs ſie eine weitere Ausſicht hatten. „Siehſt Du jetzt Etwas?“ fragte der Stier. „Ja, ich ſehe ein kleines Schloſs weit in der Ferne,“ ſagte die Prinzeſſinn. „Nun, das Schloſs iſt eben nicht ſo klein,“ ſagte der Stier. Endlich kamen ſie zu einem großen Gehäge mit einer ſchroffen Felswand. „Siehſt Du jetzt Etwas?“ fragte der Stier wieder. „Ja, nun ſehe ich ganz nahebei das Schloſs; jetzt iſt es weit größer, als vorher.“ ſagte die Königstochter. „Da ſollſt Du hin!“ ſagte der Stier: „Gleich unten beim Schloſs iſt ein Schweinſtall, wenn Du da hineinkommſt, ſo findeſt Du dort einen hölzernen Rock, den muſſt Du anziehen und damit ins Schloſs gehen und ſagen, Du heißeſt Kari Träſtak*), und um einen Dienſt bitten. Jetzt aber ſollſt Du Dein Meſſer nehmen und mir damit den Kopf abſchneiden; alsdann ſtreife mir das Fell ab und lege darein das kupferne Blatt, das ſilberne Blatt und den goldnen Apfel, und verwahre Alles unten bei der Felswand. Am Berge ſteht ein Stock, und wenn Du dann von mir nachher Etwas willſt, ſo klopfe bloß mit dem Stock an die Felswand.“

Anfangs konnte die Prinzeſſinn ſich durchaus nicht dazu entſchließen, dem Stier den Kopf abzuſchneiden. Wie

*) d. i. Holzrock.

dieſer ihr aber ſagte, das ſei der einzige Dank, den er für Das, was er für ſie gethan, von ihr fordre, da konnte ſie denn nicht anders: ſie nahm das Meſſer und ſchnitt ihm, ſo weh es ihr auch that, damit den Kopf vom Rumpf, ſtreifte ihm das Fell ab, legte darein das kupferne Blatt, das ſilberne Blatt und den goldnen Apfel, und verwahrte dann Alles unten bei der Felswand.

Als das geſchehen war, ging ſie weinend und voll großer Betrübniſs in den Schweinſtall; da zog ſie den hölzernen Rock an und begab ſich damit zum Königsſchloſs. Sie trat zuerſt in die Küche ein, und bat um einen Dienſt und ſagte, ſie heiße Kari Träſtak. Ja, ſagte der Koch, einen Dienſt könne ſie bekommen, wenn ſie im Schloſs aufwaſchen und rein machen wolle, denn Die, welche das früher gethan hätte, ſei davon gelaufen; „aber wenn Du eine Zeitlang hier geweſen biſt, wirſt Du's auch wohl überdrüſſig und läufſt auch davon," ſagte er. Nein, das wollte ſie gewiſs nicht.

Sie blieb nun auf dem Schloſs und verrichtete ihr Geſchäft ordentlich und pünktlich. Eines Sonntags, als man Fremde erwartete, bat Kari um Erlaubniſs, dem Prinzen das Waſchwaſſer hinaufbringen zu dürfen; aber die Andern lachten über ſie und ſagten: „Was willſt Du bei dem Prinzen? Glaubſt Du, der Prinz will Etwas von Dir wiſſen, ſo wie Du ausſiehſt?" Aber ſie gab ſich nicht zufrieden, ſondern bat ſo lange, bis man es ihr erlaubte. Als ſie nun die Treppe hinaufſtieg, machte ſie ein ſolches Geräuſch mit ihrem hölzernen Rock, daſs der Prinz her-

auskam und fragte: „Was biſt Du für Eine?“ — „O, ich wollte nur das Waſchwaſſer zum Prinzen hinauftragen,“ ſagte ſie. „Glaubſt Du, ich will das Waſſer haben, das Du mir bringſt?“ ſagte der Prinz und goſs es ihr über den Kopf. Sie muſste nun unverrichteter Sache wieder abziehen, bat aber um Erlaubniſs, in die Kirche zu gehen, und das konnte man ihr denn nicht abſchlagen. Erſt aber ging ſie zu dem Berg und klopfte mit dem Stock an die Felswand, ſo wie der Stier ihr geſagt hatte. Sogleich öffnete ſich dieſe, und es trat ein Mann heraus, der fragte ſie, Was ſie wolle. Die Königstochter ſagte, ſie hätte Erlaubniſs bekommen, in die Kirche zu gehen und den Prediger zu hören, aber ſie hätte keine Kleider anzuziehen. Da gab der Mann ihr ein Kleid, das war ſo blank, wie der kupferne Wald; und Pferd und Sattel erhielt ſie auch. Als ſie nun in die Kirche kam, war ſie ſo ſchön und ſtattlich, daſs Alle ſich darüber verwunderten und gar nicht begreifen konnten, Wer ſie ſei. Faſt Keiner hörte auf Das, was der Prediger ſagte, weil Alle nur ſie betrachteten. Der Prinz ſelbſt war ſo in ſie verliebt, daſs er kein Auge von ihr abwandte.

Als ſie nun aus der Kirche gehen wollte, kam der Prinz ihr nach und machte die Kirchenthür hinter ihr zu, und da geſchah es, daſs er den einen von ihren Handſchuhen in der Hand behielt. Als ſie darnach ihr Pferd beſtieg, trat der Prinz auf ſie zu und fragte ſie, wo ſie her wäre. „Ich bin aus dem Waſchland,“ ſagte Kari,

und indem der Prinz den Handschuh hervorzog, um ihr denselben zu überreichen, sprach sie:

„Hinter mir dunkel, und vor mir hell!
Auf daſs der junge Prinz nicht sieht,
Wohin mich trägt mein Roſs so schnell!“

Der Prinz hatte noch nie einen so schönen Handschuh gesehen, und er reis'te weit umher und fragte nach dem Lande, aus welchem die vornehme Dame sei, die ihren Handschuh im Stich gelassen hatte; aber Niemand konnte ihm sagen, wo es lag.

Am nächsten Sonntag sollte Einer hinaufgehen zum Prinzen und ihm ein Handtuch bringen. „Ach, darf ich nicht hinaufgehen?“ sagte Kari. „Warum nicht gar!“ sagten die Andern, die in der Küche waren: „Du weißt wohl noch, wie es Dir das letzte Mal ging.“ Kari gab sich aber nicht zufrieden, sondern bat so lange, bis man es ihr erlaubte, und darnach lief sie die Treppe hinauf in ihrem hölzernen Rock, daſs es nur so rasselte. Der Prinz kam auf den Lärm heraus, und als er Kari erblickte, riſs er ihr das Tuch aus der Hand und warf es ihr an den Kopf. „Pack Dich, Du abscheuliches Trollmensch!“ sagte er: „Glaubst Du, ich will mich in einem Handtuch abtrocknen, das Du mit Deinen schmutzigen Fingern angefasst hast?“

Darnach begab der Prinz sich in die Kirche, und Kari bat um Erlaubniſs, auch dahin zu gehen. Die Andern sagten aber, Was sie in der Kirche wolle, da sie nichts Anders anzuziehen habe, als ihren hölzernen Rock, der so schmutzig wäre und so abscheulich aussähe.

Aber Kari ſagte, der Prediger däuchte ihr ein ſo wackerer Mann in ſeiner Rede, und ſie hätte davon ſo großen Nutzen. Da ließ man ſie denn hingehen. Erſt aber ging ſie zu dem Berg und klopfte mit dem Stock daran. Sogleich trat wieder der Mann heraus und gab ihr ein Kleid, das war noch weit ſchöner und prächtiger, als das erſte; es war überall mit Silber beſetzt, ſo daſs es glänzte, wie der ſilberne Wald; und ein ſchönes Pferd mit ſilbergeſtickter Decke und ſilbernem Gebiſs erhielt ſie auch.

Als ſie zur Kirche kam, und die Kirchleute, die vor der Thür ſtanden, ſie ſahen, waren alle höchlich verwundert und konnten gar nicht begreifen, Wer ſie ſei, und der Prinz trat ſogleich hinzu, um ihr das Pferd zu halten, während ſie abſtieg. Aber ſie ſprang ſchnell herunter und ſagte, es wäre nicht nöthig; denn ihr Pferd wäre ſo wohl abgerichtet, daſs es ſtill ſtände, wenn ſie es beföhle, und auf ihren Wink ginge und käme. Darauf gingen Alle in die Kirche; aber faſt Keiner hörte auf Das, was der Prediger ſagte, weil Alle nur ſie betrachteten. Der Prinz aber entbraunte diesmal noch weit mehr von Liebe, als das vorige Mal. — Als nun der Gottesdienſt vorbei war, und ſie aus der Thür ging und ihr Pferd beſteigen wollte, da trat der Prinz wieder auf ſie zu und fragte ſie, wo ſie her wäre. „Ich bin aus dem Handtuchlande," ſagte die Königstochter, und im ſelben Augenblick ließ ſie ihre Reitgerte fallen. Als nun der Prinz ſich bückte, um ſie aufzunehmen, ſprach ſie:

Fort w.
oder geflogen
her und fra.
ihm Keiner s.
Sache wieder

Am näch
Prinzen hinau
damit hinaufzu
wie es ihr d.
sie, dass sie
so schwarz un
Rock. Aber
endlich geben
schnell der Pr
und warf ihn
sich sogleich
Kirche, und
ben. Sie
ja so schwar
der hätte
der Prinz
„dann wird
Kari mein
zu sehen
man sie

der Fuchs „Ja,
, sagte die Frau.
chs noch so hübsch
," sagte die Frau
hrem Vieh an.
das Vieh auf die
den zweiten Tag
den dritten Tag
f am Abend nach
das Vieh gelassen
der Rumpf im
d eben bei ihrem
och selbst zusehen;
Fuchs den Kopf
f. Als die Frau
wurde sie so er-
m, der noch im
hs warf, so dass
Davon kommt es,
el hat.

„Hinter mir dunkel, und vor mir hell!
Auf daſs der junge Prinz nicht ſieht,
Wohin mich trägt mein Roſs ſo ſchnell!“

Fort war ſie, und Niemand wuſste, wo ſie geſtoben oder geflogen war. Der Prinz reiſ'te nun wieder weit umher und fragte nach dem Handtuchlande; aber es konnte ihm Keiner ſagen, wo es lag, und er muſste unverrichteter Sache wieder heimkehren.

Am nächſten Sonntag ſollte Einer einen Kamm zu dem Prinzen hinaufbringen. Kari bat wieder um Erlaubniſs, damit hinaufzugehen; aber die Andern erinnerten ſie daran, wie es ihr das letzte Mal gegangen war, und ſchalten ſie, daſs ſie ſich vor dem Prinzen wollte ſehen laſſen, ſo ſchwarz und häſslich, wie ſie ausſähe in ihrem hölzernen Rock. Aber ſie hörte nicht auf, zu bitten, bis man ſie endlich gehen ließ. Als ſie die Treppe hinaufraſſelte, kam ſchnell der Prinz heraus, riſs ihr den Kamm aus der Hand und warf ihn ihr an den Kopf, indem er ſagte, ſie ſolle ſich ſogleich packen. Darnach begab der Prinz ſich in die Kirche, und Kari bat um Erlaubniſs, auch dahin zu gehen. Sie fragten ſie wieder, Was ſie da wolle, da ſie ja ſo ſchwarz und häſslich wäre, und nicht einmal Kleider hätte, ſich vor den Leuten ſehen zu laſſen. „Wenn der Prinz, oder ſonſt Jemand Dich bemerkt,“ ſagten ſie: „dann wird es ſowohl Dir, als uns ſchlecht gehen.“ Aber Kari meinte, ſie hätten wohl nach etwas ganz Anderm zu ſehen, als nach ihr, und hörte nicht auf, zu bitten, bis man ſie zuletzt gehen ließ.

Nun ging es wieder eben ſo, wie die beiden vorigen Male; Kari ging zu dem Berg und klopfte daran mit dem Stock. Da kam wieder der Mann heraus und gab ihr ein Kleid, das war noch weit prächtiger, als das vorige; denn es war von purem Golde und mit vielen Diamanten beſetzt; und ein Pferd mit golddurchwirkter Decke und goldenem Gebiſs erhielt ſie auch.

Als die Königstochter zur Kirche kam, ſtanden der Prediger und die Kirchleute noch vor der Thür und warteten auf ſie. Der Prinz wollte ihr das Pferd halten; aber ſie ſprang ſchnell herunter und ſagte: „Es iſt nicht nöthig; denn mein Pferd iſt ſo gut abgerichtet, daſs es von ſelber ſtill ſteht, wenn ich es befehle.“ Hierauf gingen Alle in die Kirche, und der Prediger ſtieg auf die Kanzel. Aber Keiner hörte auf Das, was er ſagte, weil Alle nur ſie betrachteten und ſich den Kopf darum zerbrachen, wo ſie doch wohl her ſein möchte. Der Prinz aber entbrannte jetzt noch mehr von Liebe, als das vorige Mal; er hörte und ſah nichts Anders, als nur ſie.

Wie der Gottesdienſt beendigt war, und die Königstochter aus der Kirche gehen wollte, hatte der Prinz eine Bütte voll Theer in der Vorhalle hingegoſſen, damit er ihr behülflich ſein könne, wenn ſie hinüber wollte; aber ſie bekümmerte ſich nicht darum, ſondern ſetzte den Fuß mitten in den Theer und ſprang hinüber; aber da blieb der eine von ihren goldnen Schuhen am Boden ſitzen. Als ſie ihr Pferd beſtiegen hatte, trat der Prinz wieder auf ſie zu und fragte ſie, wo ſie her wäre. „Ich bin aus

dem Kammlande," ſagte Kari. Als ihr aber der Prinz den goldnen Schuh reichen wollte, ſprach ſie:

„Hinter mir dunkel, und vor mir hell!
Auf daſs der junge Prinz nicht ſieht,
Wohin mich trägt mein Roſs ſo ſchnell!"

Der Prinz wuſste nun wieder nicht, wo ſie geblieben war, und reiſ'te eine lange Zeit in der Welt herum und fragte nach dem Kammlande; da ihm aber Niemand ſagen konnte, wo es lag, ließ er bekannt machen, daſs Diejenige, welcher der goldne Schuh paſſe, ſeine Gemahlinn werden ſolle. Es fanden ſich nun Schöne und Häſsliche ein von allen Enden der Welt; aber Keine hatte einen ſo kleinen Fuß, daſs ihr der goldne Schuh paſste. Endlich kam auch die böſe Stiefmutter der Kari Träſtak mit ihrer Tochter an, und der letztern paſste der Schuh. Aber ſie war ſo häſslich und ſah ſo recht vergrätzt aus, daſs der Prinz nur ungern ſein Wort hielt. Es wurde jedoch zur Hochzeit angerichtet, und die Tochter ward aufgeputzt wie eine Braut. Als aber der Prinz mit ihr zur Kirche ritt, ſaß da ein kleiner Vogel in einem Baum, der ſang:

„Ein Stück von der Ferſe,
Ein Stück von der Zeh!
Kari's Schuh iſt voll Blut,
Das thut der Braut ſo weh."

Und als ſie zuſahen, da hatte der Vogel recht geſungen; denn das Blut ſickerte aus dem Schuh heraus. Nun muſsten alle Dienſtdirnen und alle Frauensleute, die auf dem Schloſs waren, den Schuh anprobiren; aber es

war keine einzige darunter, die ihn anbekommen konnte. „Wo iſt denn aber Kari Träſtak?“ fragte endlich der Prinz, da alle Andern den Schuh anprobirt hatten; denn er verſtand ſich gut auf Vogelgeſang, und wuſste wohl, wie's geklungen hatte. „Ach, die!“ ſagten die Andern: „mit ihr kann's nichts nützen; denn ſie hat Beine, ſo groß wie Pferdefüße.“ — „Kann ſein!“ ſagte der Prinz: „aber da alle Andern den Schuh anprobirt haben, ſo ſoll ſie ihn auch anprobiren. „Kari!“ rief er zur Thür hinaus, und Kari die Treppe herauf in ihrem hölzernen Rock, daſs es nur ſo raſſelte. „Nun ſollſt Du auch den Schuh anprobiren und Prinzeſſinn werden!“ ſagten die andern Dirnen und lachten und hatten ſie zum beſten. Kari aber nahm den Schuh, ſteckte den Fuß hinein wie gar Nichts, warf ihren Holzrock ab und ſtand nun da in ihrem goldnen Kleid, daſs es nur ſo glitzerte; und an dem andern Fuß trug ſie den andern goldnen Schuh. Als der Prinz ſie nun wieder erkannte, war er über alle Maßen froh, lief auf ſie zu, umarmte und küſste ſie. Und als er nun erfuhr, daſs ſie eine Königstochter war, da freu'te er ſich noch mehr, und darauf wurde die Hochzeit gehalten.

Un ſnipp, ſnapp, ſnuut!
So is dat Leuſchen uut.

20.

Der Fuchs als Hirte.

Es war einmal eine Frau, die ging aus und wollte ſich einen Hirten miethen. Da begegnete ihr der Bär. „Wo willſt Du hin?“ fragte der Bär ſie. „O, ich wollte mir nur einen Hirten miethen,“ antwortete die Frau. „Willſt Du mich zum Hirten haben?“ fragte der Bär. „Ja, wenn Du bloß hübſch locken kannſt,“ ſagte die Frau. „Hö—i!“ ſagte der Bär. „Nein, Dich will ich nicht haben,“ ſagte die Frau, als ſie das hörte, und ging weiter.

Da begegnete ihr der Wolf. „Wo willſt Du hin?“ fragte der Wolf. „O, ich wollte mir nur einen Hirten miethen,“ antwortete die Frau. „Willſt Du mich zum Hirten haben?“ fragte der Wolf. „Ja, kannſt Du auch hübſch locken?“ ſagte die Frau. „Uh—uh!“ ſagte der Wolf. „Nein, Dich will ich nicht haben,“ ſagte die Frau.

Ein Ende weiter hin begegnete ihr der Fuchs. „Wo willſt Du hin?“ fragte der Fuchs. „O, ich wollte mir nur einen Hirten miethen,“ antwortete die Frau. „Willſt

Du mich zum Hirten haben?" fragte der Fuchs „Ja, wenn Du bloß hübſch locken kannſt," ſagte die Frau. „Dil—dal—holom!" ſagte der Fuchs noch ſo hübſch und artig. „Ja, Dich will ich haben," ſagte die Frau und nahm den Fuchs zum Hirten bei ihrem Vieh an.

Am erſten Tage, wie der Fuchs das Vieh auf die Weide trieb, fraß er alle Ziegen auf, den zweiten Tag ließ er ſich die Schafe ſchmecken, und den dritten Tag mußten die Kühe daran. Als er darauf am Abend nach Hauſe kam, fragte die Frau ihn, wo er das Vieh gelaſſen hätte. „Der Kopf iſt im Bach, und der Rumpf im Buſch," ſagte der Fuchs. Die Frau ſtand eben bei ihrem Butterfaß und butterte; aber ſie wollte doch ſelbſt zuſehen; während ſie nun zuſah, ſteckte der Fuchs den Kopf ins Butterfaß und fraß allen Rahm auf. Als die Frau zurückkam und das gewahr ward, da wurde ſie ſo erbittert, daß ſie einen Rahmklumpen nahm, der noch im Butterfaß ſaß, und damit nach dem Fuchs warf, ſo daß er einen Klatſch am Schwanz bekam. Davon kommt es, daß der Fuchs einen weißen Schwanzzipfel hat.

21.

Vom Schmied, den der Teufel nicht in die Hölle lassen durfte.

In jenen Tagen, da unser Herr Christus und St. Petrus noch auf Erden einherwandelten, kamen beide einmal zu einem Schmied; dieser hatte mit dem Teufel den Contract gemacht, dass er nach sieben Jahren ihm gehören solle, wogegen er in der Zeit ein Meister aller Meister in der Schmiedekunst sein sollte, und den Contract hatte sowohl der Schmied, als der Teufel, jeder mit seinem Namen, unterschrieben. Darum hatte der Schmied auch mit großen Buchstaben über die Thür seiner Schmiede die Worte setzen lassen: „Hier wohnt der Meister aller Meister.“ Als nun der Herr Christus kam und die Schrift sah, ging er hinein. „Wer bist Du?“ fragte er den Schmied. „Lies, Was über der Thür steht,“ antwortete dieser: „kannst Du aber nicht Geschriebenes lesen, so musst Du warten, bis Einer kommt, der es Dir lies't.“ Ehe der Herr ihm noch darauf geantwortet hatte, kam ein Mann mit einem Pferd in die Schmiede und bat den Schmied, es

ihm zu beſchlagen „Willſt Du mir erlauben, daſs ich es beſchlage?“ ſagte der Herr Chriſtus. „Du magſt es verſuchen,“ ſagte der Schmied: „ſchlimmer kannſt Du's nicht machen, als daſs ich's nicht wieder ſollte gut machen können.“ Der Herr ging nun zu und nahm dem Pferd das eine Vorderbein ab, legte es in die Eſſe und machte das Hufeiſen glühend; darauf nahm er Nägel und einen Hammer und beſchlug es, und ſetzte es dann wieder unbeſchädigt dem Pferd an. Als das geſchehen war, nahm er das andre Vorderbein ab und machte es damit eben ſo. Und als er auch das wieder angeſetzt hatte, nahm er die beiden Hinterbeine, erſt den rechten, und nachher den linken, legte ſie in die Eſſe, machte das Hufeiſen glühend, nahm Nägel und den Hammer und beſchlug ſie, und ſetzte ſie dann dem Pferd wieder an. Der Schmied ſtand inzwiſchen da und ſah das mit an. „Du biſt aber kein ſo ſchlechter Schmied!“ ſagte er. „Meinſt Du?“ ſagte der Herr Chriſtus.

Ein wenig darnach kam die Mutter des Meiſters in die Schmiede und bat den Schmied, er möchte zu Hauſe kommen und ſein Mittag eſſen; ſie war ſchon ſehr alt, hatte einen krummen Rücken und Runzeln im Geſicht und konnte nur mit genauer Noth noch gehen. „Gieb jetzt Acht, Was Du ſiehſt!“ ſagte der Herr, nahm die Frau, legte ſie in die Eſſe und ſchmiedete eine junge ſchöne Jungfrau aus ihr. „Ich ſage, wie ich geſagt habe, Du biſt gar kein ſo ſchlechter Schmied,“ ſagte der Schmied: „Es ſteht zwar über meiner Thür: „Hier wohnt der Meiſter aller Meiſter,“ aber gleichwohl ſag' ich, man lernt

ſo lange man lebt," und damit ging er in's Haus und aß ſein Mittag.

Als er wieder zurück in die Schmiede gekommen war, kam ein Mann geritten, der wollte ſein Pferd beſchlagen laſſen. „Das ſoll bald gemacht ſein!" ſagte der Schmied: „ich habe jetzt eben eine neue Methode zu beſchlagen gelernt, die iſt gut, wenn die Tage kurz ſind," und damit fing er an, dem Pferd die Beine abzubrechen und ſchnitt und brach ſo lange, bis er ſie alle ab hatte; „denn," ſagte er: „ich weiß nicht, wozu es ſoll, immer mit einem und einem zu bruddeln." Die Beine legte er in die Eſſe, ſo wie er geſehen hatte, daſs der Andre es gemacht, legte dann brav Kohlen zu und ließ die Schmiedejungen friſch den Blaſebalg ziehen. Aber es ging, wie man ſich's wohl denken kann: die Beine verbrannten, und der Schmied mußte das Pferd bezahlen. Das wollte ihm nun gar nicht gefallen. Als aber ein altes armes Weib vorüberging, dachte er: „Gelingt nicht das Eine, ſo gelingt wohl das Andre, nahm das Weib und legte es in die Eſſe, und wie ſehr ſie auch weinen und um ihr Leben bitten mochte, es half ihr nichts. „Du ſiehſt gar nicht Deinen eignen Vortheil ein," ſagte der Schmied: „nun ſollſt Du im Augenblick wieder eine ſchöne Jungfrau werden, und will doch für meine Mühe keinen Schilling von Dir nehmen." Es ging aber mit dem armen Weibe nicht beſſer, als mit dem Pferd. „Das war nicht gut gemacht!" ſagte der Herr Chriſtus. „O, es wird wohl nicht viel von ihr die Rede ſein," ſagte der Schmied: „aber ſchändlich iſt es

von dem Teufel, daſs er nicht beſſer ſein Wort hält, wie's über der Thür ſteht!" — „Wenn ich Dir nun drei Wünſche gewährte," ſagte der Herr: „Was wollteſt Du Dir dann wohl wünſchen?" — „Verſuch es," ſagte der Schmied: „dann wirſt Du's erfahren." Da gab der Herr Chriſtus ihm drei Wünſche; und nun ſagte der Schmied: „Zu allererſt wünſche ich, daſs Der, welchen ich auf jenen Birnbaum klettern heiße, ſo lange drauf ſitzen bleibe, bis es mir gefällt, ihn wieder herunter zu laſſen; für's zweite wünſche ich, daſs Der, welchen ich in meinen Lehnſtuhl ſich niederſetzen heiße, ſo lange drin ſitzen bleibe, bis ich ihn wieder aufzuſtehen erlaube; und endlich wünſche ich, daſs Der, welcher in den ſtählernen Geldbeutel kriecht, den ich in meiner Taſche habe, ſo lange drin bleibe, bis ich ihm Erlaubniſs gebe, wieder herauszukriechen." — „Du haſt gewünſcht wie ein thörichter Mann," ſagte St. Petrus: „zuerſt und vornehmlich hätteſt Du Dir Gottes Gnade und Freundſchaft wünſchen ſollen." — „Ich durfte nicht ſo hoch hinaus," ſagte der Schmied. Hierauf nahmen unſer Herr Chriſtus und St. Petrus Abſchied von ihm und gingen weiter.

Die Zeit verſtrich allmählich, und endlich war die Friſt um, und der Teufel kam und wollte den Schmied holen, ſo wie im Contracte ſtand. „Biſt Du fertig?" fragte der Teufel und ſteckte den Kopf zur Thür hinein. „Ach," ſagte der Schmied: „ich muſs nothwendig noch erſt einen Kopf an dieſem Nagel ſchlagen; ſteige Du indeſſen auf den Birnbaum und pflücke Dir eine Birne;

denn Du biſt wohl hungrig und durſtig von der Reiſe.“ Der Teufel dankte für gutes Anerbieten und kletterte auf den Birnbaum. „Ja, wenn ich's recht bedenke,“ ſagte der Schmied: „ſo krieg ich in den erſten vier Jahren den Kopf noch gar nicht an dem Nagel zurecht geſchlagen; denn das Eiſen iſt ſo verteufelt hart. Herunter darfſt Du aber in dieſer Zeit nicht, ſondern kannſt ſo lange da ſitzen bleiben und Dich ausruhen.“ Der Teufel bat und bettelte, „ſo dünn wie ein Blechpfennig,“ der Schmied möchte ihn doch wieder herunterlaſſen; aber all ſein Bitten und Betteln half ihm nichts. Zuletzt muſste er dem Schmied verſprechen, er wolle nicht eher wiederkommen, als bis die vier Jahre um wären; und da durfte er denn wieder herunter.

Als nun die Zeit verſtrichen war, kam der Teufel abermals, um den Schmied zu holen. „Nun haſt Du wohl endlich den Kopf an dem Nagel fertig,“ ſagte er. „Ja, den Kopf hab' ich fertig,“ verſetzte der Schmied: „aber dennoch kommſt Du mir ein ganz klein wenig zu früh, denn ich habe noch die Spitze nicht geſchärft; ſo verdammt hartes Eiſen hab' ich noch nie zuvor geſchmiedet. Während ich nun die Spitze an dem Nagel ſchärfe, kannſt Du Dich ein wenig in meinen Lehnſtuhl niederlaſſen und Dich ausruhen; denn Du biſt wohl müde von der Reiſe, kann ich mir denken.“ — „Ich danke für gutes Anerbieten,“ ſagte der Teufel und ſetzte ſich in den Lehnſtuhl. Kaum aber hatte er ſich niedergeſetzt, ſo ſagte der Schmied: „Wenn ich's nun recht bedenke, ſo krieg' ich die Spitze in den erſten vier Jahren noch gar nicht geſchärft.“ Der

Teufel bat anfangs ſehr höflich, der Schmied möchte ihn doch wieder frei laſſen, und da alles Bitten nichts half, fing er an zu drohen. Aber der Schmied entſchuldigte ſich und ſagte, das Eiſen wäre an Allem ſchuld, denn es wäre ſo verdammt hart. Übrigens tröſtete er den Teufel und ſagte, er ſäße in ſeinem Stuhl ja bequem und gemächlich, er ſolle ſich die Zeit nicht lang werden laſſen, denn um vier Jahre ſolle er auf die Minute wieder frei werden. Es war nun kein andrer Rath: der Teufel muſste ihm verſprechen, ihn nicht eher holen zu wollen, als bis die vier Jahre um wären. Als er ihm das verſprochen hatte, ſagte der Schmied: „So magſt Du denn wieder aufſtehen.“ Der Teufel — haſt Du mich nicht geſehen! auf und davon.

Nach vier Jahren kam der Teufel abermals, um den Schmied zu holen. „Nun biſt Du wohl endlich fertig,“ ſagte er, indem er den Kopf zur Thür hereinſteckte. „Fix und fertig!“ antwortete der Schmied: „und jetzt kann's losgehen, wann Du willſt.“ „Aber,“ ſagte er: „da iſt Eins, worüber ich mir oft den Kopf zerbrochen habe; ſage mir doch, iſt es wahr, Was die Leute ſagen, daſs der Teufel ſich ſo klein machen kann, als er will?“ — „Freilich iſt es wahr!“ verſetzte der Teufel. „O, dann könnteſt Du mir wohl den Gefallen thun und in dieſen ſtählernen Beutel hineinkriechen und zuſehen, ob im Boden kein Loch iſt,“ ſagte der Schmied: „ich bin ſo bange, daſs ich mein Reiſegeld daraus verliere.“ — „Recht gern,“ ſagte der Teufel, machte ſich ganz klein und kroch in den Beutel. Kaum aber war er hinein, ſo machte der Schmied

den Beutel zu. „Er iſt überall ganz und dicht," ſagte der Teufel drinnen. „Na, das iſt nur gut," ſagte der Schmied: „aber beſſer iſt's, vorbedacht, als klug nachher; darum will ich Sicherheits halber den Beutel lieber ein wenig ſchweißen," und damit legte er den Beutel in die Eſſe und machte ihn glühend. „Au! au! biſt Du denn toll?" rief der Teufel: „weißt Du nicht, daſs ich drinnen bin?" — „Ich kann Dir nicht helfen," ſagte der Schmied: „ein altes Sprichwort ſagt: „Man muſs das Eiſen ſchmieden, während es warm iſt,"" und damit nahm er ſeinen großen Hammer, legte den Beutel auf den Amboſs und ſchlug zu all was er konnte. „Au! au!" ſchrie der Teufel im Beutel: „laſs mich bloß hinaus, ich will auch nun und nimmermehr wiederkommen." — „Ja, ich glaube, jetzt iſt er gut geſchweißt," ſagte der Schmied: „ſo magſt Du denn wieder herauskriechen." Damit machte er den Beutel auf, und der Teufel heraus und auf und davon in ſolcher Haſt, daſs er ſich auch nicht einmal umſah.

Als aber eine Zeit vergangen war, dachte der Schmied, er hätte doch wohl unrecht gethan, ſich den Teufel zum Unfreund zu machen; „denn," dachte er: „ſollte ich nicht in den Himmel kommen, ſo könnte ich riskiren, keine Herberge zu finden, weil ich mich mit Dem, der das Regiment in der Hölle hat, überworfen habe; darum iſt's beſſer, ich verſuche, je eher, je lieber, entweder in die Hölle, oder in den Himmel zu kommen, damit ich doch weiß, woran ich bin," und damit nahm er ſeinen Hammer auf den Nacken und machte ſich auf den Weg. Als er ein gutes

Ende gegangen war, kam er zu einem Kreuzweg, wo die Straße zum Himmel und die Straße zur Hölle ſich theilen. Da traf er mit einem Schneidergeſellen zuſammen, der mit ſeinem Bügeleiſen in der Hand dahin trippelte. „Guten Tag!“ ſagte der Schmied: „wo geht die Reiſe hin?“ — „Nach dem Himmel,“ ſagte der Schneider: „wenn ich bloß hineinſchlüpfen könnte — und Du?“ — „Wir gehen dann wohl nicht zuſammen,“ ſagte der Schmied: „ich habe gedacht, es erſt in der Hölle zu verſuchen; denn ich habe ein wenig Bekanntſchaft mit dem Teufel von früherher.“ Darauf nahmen ſie von einander Abſchied, und jeder zog ſeine Straße. Aber der Schmied war ein ſtarker, kräftiger Mann und ging weit ſchneller, als der Schneider, und da dauerte es nicht lange, ſo ſtand er vor der Höllenpforte. Er ließ ſich von der Wache anmelden und ſagen, es ſtände Jemand draußen vor der Hölle, der wolle gern ein Wort mit dem Teufel ſprechen. „Geh hinaus und frage, Wer es iſt,“ ſagte der Teufel zu der Wache, und die Wache ging hinaus. „Grüße nur den Teufel von mir,“ war die Antwort: „und ſage ihm, es ſei der Schmied, der den Beutel hätte — er wüßte wohl, und dann bitt' ihn, daß er mich nur gleich hineinlaſſe; denn erſtlich hab' ich heut den ganzen Vormittag geſchmiedet, und dann hab' ich einen langen Weg gemacht.“ Als der Teufel dieſen Beſcheid erhielt, befahl er der Wache, alle neun Schlöſſer an der Höllenpforte zuzumachen und noch ein großes Hängeſchloß vorzulegen; „denn,“ ſagte er: „kommt er herein, ſo richtet er lauter Unfug in der Hölle an.“ — „Hier iſt alſo kein

Quartier für dich!" ſagte der Schmied bei ſich ſelbſt, als er hörte, wie man drinnen die Pforte verrammte: „ich muſs es darum wohl im Himmel verſuchen," und damit machte er Kehrum, ging zurück nach dem Kreuzweg und ſchlug die Straße ein, die der Schneider gegangen war. Weil es ihn nun verdroſs, daſs er den langen Weg hin und zurück hatte gehen müſſen ohne Nutzen, holte er aus, was er nur konnte, und kam eben bei der Himmelspforte an, als St. Petrus ſie ein wenig öffnete, um den Schneider hineinzulaſſen. Der Schmied war wohl noch ſechs bis ſieben Schritte davon. „Jetzt iſt es am beſten, daſs ich mich ſpute," dachte er, griff nach ſeinem Hammer und warf ihn in die Thürritze, als eben der Schneider hineinſchlüpfte. Kam der Schmied aber nicht durch die Öffnung hinein, ſo weiß ich nicht, wo er geblieben iſt.

22.

Der Hahn und die Henne*).

Die Henne. Du verſprichſt mir Schuh Jahr aus, Jahr ein, und ich krieg' nimmer keine Schuh nicht.

Der Hahn. Kannſt Du warten, ſo kriegſt Du wohl Schuh.

Die Henne. Ich lege Eier und thu', Was ich kann, und doch geh' ich barfuß allezeit.

Der Hahn. So nimm Deine Eier und reiſe nach der Stadt und kauf Dir Schuh und geh nicht länger barfuß!

*) Bei dieſem Mährchen kommt Alles auf die Betonung an, indem man nämlich die Stimme des Hahns und der Henne nachzuahmen ſucht. Anm. d. Verf.

23.

Der Hahn, der Kukuk und der Auerhahn.

Der Hahn, der Kukuk und der Auerhahn hatten einmal eine Kuh zuſammen gekauft. Da es nun nicht anging, ſie zu theilen, und ſie ſich auch nicht um die Ausbezahlung vergleichen konnten, kamen ſie dahin überein, daſs Der, welcher am Morgen zuerſt erwachte, die Kuh haben ſolle. Darauf erwachte der Hahn zuerſt:

„Mein iſt die Kuh!
„Mein iſt die Kuh!“

rief der Hahn. Während der Hahn noch kräh'te, erwachte der Kukuk:

„Halb Kuh!
„Halb Kuh!“

rief der Kukuk. Während der Kukuk noch rief, erwachte der Auerhahn:

„Theilt, meine Brüder,
„Wie recht und billig —
„Recht und billig!
„Tſchio! tſchi!“

rief der Auerhahn. Kannſt Du mir nun ſagen, Wer jetzt die Kuh haben ſollte?

24.

Lillekort.*)

Es waren einmal ein Paar Eheleute, die wohnten in einer elenden Hütte, worin Nichts war, als die liebe Armuth; denn sie hatten weder zu beißen, noch zu brocken. Hatten sie aber sonst Nichts, so hatten sie doch einen Gottessegen an Kindern, und jedes Jahr bekamen sie noch mehr. Nun war es eben um die Zeit, daſs sie wieder eins erwarteten. Darüber war der Mann sehr verdrießlich und murrte und brummte den ganzen Tag und sagte, nachgerade könne es doch wohl einmal Genug sein von diesen Gaben Gottes. Und als die Zeit kam, da die Frau gebären sollte, ging er fort ins Holz, weil er, wie er sagte, den neuen Schreihals nicht hören wollte; denn er bekäme ihn doch noch früh genug zu hören, sagte er: wenn er nachher nach Essen grölte.

Als der Mann gegangen war, gebar die Frau einen allerliebsten Knaben, der sah sich in der Stube rings um, that den Mund auf und sprach: „Liebe Mutter, gieb mir

*) Lille bedeutet: klein; kort: kurz.

nur ein paar alte Kleider von meinen Brüdern und einen Schnappſack mit Eſſen auf ein paar Tage; dann will ich hinauswandern in die Welt und mein Glück verſuchen; denn Du haſt, wie ich wohl ſehe, doch noch Kinder genug zu ernähren." — „Ach, Gott helfe mir, mein Sohn!" ſagte die Mutter: „Du biſt ja noch viel zu klein, um ſchon in die Welt auszuwandern; das kann ich nimmermehr zugeben." Aber der Knabe bat ſo lange, bis die Mutter ihm zuletzt einige alte Lappen zuſammenſuchte und ihm etwas Eſſen in ein Tuch knüpfte, und damit ſchritt er froh und fröhlich hinaus in die Welt. Kaum aber war er gegangen, ſo gebar die Frau noch einen Knaben, der ſah auch um ſich her und ſagte darauf: „Ach, liebe Mutter, gieb mir nur ein paar alte Kleider von meinen Brüdern und auf ein paar Tage zu eſſen, dann will ich hinauswandern in die Welt und meinen Zwillingsbruder aufſuchen; denn Du haſt, wie ich wohl ſehe, doch noch Kinder genug zu ernähren." — „Ach, Gott helf mir! Du biſt ja noch viel zu klein, Du armer Wicht!" ſagte die Frau: „das kann ich nimmermehr zugeben." Aber der Knabe bat ſo lange, bis ſie ihm denn einige alte Lappen zuſammenſuchte und ihm etwas Eſſen in ein Tuch knüpfte, und damit wanderte er noch ſo mannhaft in die Welt hinaus, um ſeinen Zwillingsbruder aufzuſuchen. Als er nun eine Zeitlang fortgewandert war, wurde er ſeinen Bruder anſichtig. „Holla, heda!" rief er ihm zu: „Du legſt ja los, als ob's für Geld ginge. Du hätteſt doch erſt ein wenig warten und Dich nach Deinem jüngern Bruder umſehen ſollen, eh' Du

ſo patzig in die Welt hinausmarſchirteſt.“ Der älteſte Bruder ſtand ſtill und ſah ſich nach ihm um, und als nun der jüngſte zu ihm gekommen war und ihm erzählt hatte, wie die Sache zuſammenhing, und daſs er ſein Bruder ſei, ſagte er: „Aber jetzt wollen wir uns hier niederſetzen und mal zuſehen, Was unſre Mutter uns zum Mundſchmack mitgegeben hat,“ und darauf ſetzten ſie ſich nieder und erfriſchten ſich.

Wie ſie nun etwas weiter gegangen waren, kamen ſie zu einem Bach, der durch ein grünes Feld floſs. Da ſagte der jüngſte: „Hier wollen wir einander einen Namen geben, da man uns zu Hauſe doch nicht getauft hat, weil wir ſo ſchnell ausgewandert ſind.“ — „Wie willſt Du denn heißen?“ fragte der älteſte. „Ich will Lillekort heißen,“ erwiederte der andre: „und Du?“ — „Ich will König Lavring heißen,“ ſagte der älteſte. Nun tauften ſie einander und gingen dann weiter. Endlich kamen ſie zu einem Kreuzweg, und nun wurden ſie darüber einig, daſs jeder ſeine eigne Straße ziehen ſollte. Sie trennten ſich daher; aber ſie waren noch nicht ſehr weit gegangen, ſo trafen ſie wieder zuſammen. Sie trennten ſich darauf abermals, und jeder zog ſeine Straße; aber ehe ſie ſich's verſahen, waren ſie wieder beiſammen, und ſo geſchah es auch zum dritten Mal. Da verabredeten ſie, daſs jeder nach einer beſondern Richtung, nämlich der eine nach Oſten, und der andre nach Weſten, gehen ſolle. „Kommſt Du aber einmal in Noth und große Gefahr,“ ſagte der älteſte: „dann rufe mich nur dreimal laut bei Namen,

alsdann werde ich Dir zu Hülfe kommen; aber Du mußt mich ja nicht rufen, eh' Du nicht in der äußersten Noth bist." — „Dann wird's wohl lange dauern, eh' wir uns wiedersehen," versetzte Lillekort. Darauf sagten sie einander Lebewohl, und jeder zog seines Weges, Lillekort nach Osten, und König Lavring nach Westen.

Als nun Lillekort eine gute Weile gewandert hatte, begegnete ihm ein altes, krummpuckliges Weib, das nur ein Auge hatte; das stahl Lillekort ihr. „Au! au!" rief das Weib: „wo ist mein Auge geblieben?" — „Was giebst Du mir, wenn ich's Dir wiedergebe?" sagte Lillekort. „Ich gebe Dir ein Schwert, womit Du eine ganze Kriegsmacht niedermetzeln kannst, und wenn sie auch noch so groß wäre," antwortete das Weib. „Ja, gieb her!" sagte Lillekort. Das Weib gab ihm darauf das Schwert und erhielt dafür ihr Auge zurück. Nun ging Lillekort weiter, und nach einer Weile begegnete ihm wieder ein altes krummpuckliges Weib mit einem Auge, das stahl Lillekort ihr, eh' sie wußte, wie ihr geschah. „Au! au! wo ist mein Auge geblieben?" rief sie. „Was giebst Du mir, wenn ich's Dir wiedergebe?" sagte Lillekort. „Ein Schiff, das über Süß- und Salzwasser, über Berg' und tiefe Thäler geht," antwortete das Weib. „Ja, gieb her!" sagte Lillekort. Das Weib gab ihm darauf ein ganz kleines Schiff, so klein, daß man's in die Tasche stecken konnte, und dafür erhielt sie ihr Auge zurück, und jeder ging seines Weges. Als Lillekort nun wieder eine gute Strecke gewandert war, begegnete ihm zum dritten Mal ein altes krummpuckliges Weib mit ei-

nem Auge; das ſtahl Lillekort ebenfalls, und als das Weib ſchrie und ſich geberdete und fragte, wo ihr Auge geblieben ſei, ſagte Lillekort: „Was giebſt Du mir, wenn ich's Dir wiedergebe?“ — „Ich lehre Dir die Kunſt, hundert Laſten Malz auf einmal zu verbrauen,“ ſagte ſie. Für dieſe Kunſt erhielt nun das Weib ihr Auge zurück, und jeder zog ſeines Weges.

Als nun Lillekort ein kleines Ende gegangen war, wollte er einmal das Schiff probiren. Er nahm es daher aus der Taſche und ſteckte den einen Fuß hinein; da ward das Schiff weit größer; und als er nun auch den andern Fuß nachzog, ward es ſo groß, wie die Schiffe, die in der See gehen. Da ſprach Lillekort: „Fahr hin über Salzwaſſer und Süßwaſſer, über Berg' und tiefe Thäler, bis daſs du kominſt zu des Königs Schloſs!“ — und fort ſauſ'te das Schiff, wie ein Vogel durch die Luft, bis daſs es zum Königsſchloſs kam; da ſtand es ſtill. Drinnen im Schloſs aber hatten die Leute von den Fenſtern aus geſehen, wie Lillekort dahergeſegelt kam. Darüber waren nun Alle ſehr verwundert und liefen hinunter, um zu ſehen, was Das für Einer wäre, der ſo auf einem Schiff durch die Luft gefahren kam. Während ſie aber hinunterliefen, war Lillekort ſchon aus ſeinem Schiff herausgeſtiegen und hatte es wieder in die Taſche geſteckt; denn ſowie er nur mit den Füßen hinaustrat, ward es wieder ſo klein, als es war, da er es von der Alten bekommen hatte. Die Leute vom Königsſchloſs ſahen nun nichts Anders, als einen kleinen in Lumpen gehüllten Knaben, der da am Ufer

ſtand. Der König fragte ihn, wo er her wäre. Der Knabe aber ſagte, das wüſste er nicht, und eben ſo wenig wuſste er zu ſagen, auf welche Weiſe er hergekommen ſei, bat aber inſtändig um einen Dienſt auf dem Schloſs und ſagte, wenn ſie nichts Anders für ihn zu thun hätten, ſo könne er ja der Köchinn Holz und Waſſer zutragen. Dieſe Bitte ward ihm denn auch gewährt. Als Lillekort aber auf das Schloſs kam, ſah er, daſs Alles, ſowohl inwendig, als auswendig, ſelbſt die Wände und das Dach, mit Schwarz bezogen war. Er fragte deſshalb die Köchinn, Was das zu bedeuten hätte. „Das will ich Dir ſagen," antwortete die Köchinn: „Die Königstochter iſt ſchon vor langer Zeit an drei Trollen verſprochen worden, und am nächſten Donnerstag-Abend wird der eine kommen und ſie abholen. Der Ritter Röd hat ſich zwar verbürgt, ſie zu befreien; aber Gott mag wiſſen, ob er's kann, und darum iſt hier Alles ſo voll Sorge und Betrübniſs, wie Du wohl denken kannſt."

Als es nun am Donnerstag-Abend um die Zeit war, führte der Ritter Röd die Prinzeſſinn hinaus ans Meerufer — denn da war es, wo der Troll ſie abholen wollte — und da ſollte nun der Ritter Röd ſie in Schutz nehmen; aber er that dem Trollen eben keinen großen Schaden, will ich glauben; denn kaum hatte die Prinzeſſinn ſich am Ufer niedergeſetzt, ſo kroch der Ritter auf einen großen Baum, welcher da ſtand, und verbarg ſich zwiſchen die Zweige, ſo gut er konnte. Die Prinzeſſinn weinte und bat ihn ſo flehentlich, er möchte ſie doch nicht verlaſſen; aber der

Ritter Röd achtete nicht auf ihr Bitten, ſondern ſagte: „Es iſt beſſer, daſs Einer das Leben verliert, als daſs Zwei umkommen.“

Inzwiſchen bat Lillekort die Köchinn um Erlaubniſs, ein wenig an den Strand zu gehen. „O, Was willſt Du da?“ ſagte die Köchinn: „Du haſt da Nichts zu thun.“ — „Ach ja, liebe Köchinn, laſs mich nur hingehen,“ ſagte Lillekort: „ich wollte ſo gern mit den andern Kindern ein wenig ſpielen.“ — „Na, geh denn!“ ſagte die Köchinn: „aber daſs Du nur nicht länger ausbleibſt, als bis der Keſſel zum Abendeſſen über's Feuer gehängt, und der Braten an den Spieß geſteckt wird! und bring' dann einen tüchtigen Armvoll Holz mit in die Küche!“ Ja, das wollte Lillekort nicht vergeſſen, und damit lief er fort ans Ufer.

Als er eben dort ankam, wo die Königstochter ſaß, kam auch ſchon der Troll dahergeſauſ't, er war ſo groß und ſo dick, daſs es ganz abſcheulich ausſah, und fünf Köpfe hatte er. „Feuer!“ ſchrie der Troll. „Feuer gleichfalls!“ ſagte Lillekort. „Kannſt Du fechten?“ rief der Troll. „Kann ich's nicht, ſo kann ich's lernen,“ ſagte Lillekort. Darauf ſchlug der Troll mit einer dicken eiſernen Stange, die er in der Fauſt hielt, nach ihm, ſo daſs die Erde ihm fünf Ellen hoch über den Kopf flog.

„Twi!“ ſagte Lillekort: „Das war auch was Rechtes! Nun ſollſt Du aber einen Schlag von mir ſehen!“ und damit ergriff er ſein Schwert, das er von dem alten krummpuckligen Weib bekommen hatte, und hieb damit nach dem Trollen, ſo daſs alle fünf Köpfe über den Sand

hinflogen. Als die Prinzeſſinn ſich nun befrei't ſah, war ſie ſo froh, daſs ſie ſich vor Freude gar nicht zu laſſen wuſste. „Schlaf nun ein Stündchen auf meinem Schoß!" ſagte ſie zu Lillekort, und während er nun auf ihrem Schoß lag und ſchlief, zog ſie ihm ein goldnes Kleid an.

Nun dauerte es nicht lange, ſo kroch der Ritter Röd wieder vom Baum herunter, weil er ſah, daſs jetzt keine Gefahr mehr für ihn vorhanden war. Er brachte die Prinzeſſinn durch Drohungen dahin, daſs ſie ſagen muſste, er ſei es, der ſie befrei't habe, und wenn ſie das nicht ſagte, wollte er ihr das Leben nehmen. Darauf ſchnitt er dem Trollen die Lungen aus dem Leib und die Zungen aus den Köpfen, und führte dann die Prinzeſſinn wieder zurück nach dem Königsſchloſs. Und hatte man dem Ritter zuvor keine Ehre angethan, ſo that man es jetzt; der König wuſste gar nicht, Was er alles erſinnen ſollte, um ihn zu ehren, und immer muſste der Ritter Röd bei Tafel ihm zur Seite ſitzen. Lillekort aber begab ſich auf das Trollſchiff, nahm eine ganze Menge goldne und ſilberne Faſsreifen, und damit kehrte er zurück nach dem Schloſs. Als die Köchinn all das Gold und Silber ſah, das er brachte, war ſie ganz erſtaunt darüber und ſagte: „Mein lieber kleiner Lillekort, wo haſt Du denn all die ſchönen Sachen herbekommen?" denn ſie befürchtete, er möchte nicht auf eine ehrliche Weiſe dazu gekommen ſein. „O," antwortete Lillekort: „ich bin zu Hauſe geweſen, und da waren dieſe Reifen von einem Eimer abgefallen, und da hab' ich ſie für Dich mitgenommen." Als die Köchinn hörte, daſs ſie die

Reiſen haben ſolle, fragte ſie nicht weiter, ſondern bedankte ſich bei Lillekort, und damit war Alles gut.

Den andern Donnerstag-Abend ging es wieder eben ſo: Alle waren voll Sorge und Betrübniß; allein der Ritter Röd ſagte, hätte er die Königstochter von dem einen Trollen befrei't, ſo würde er ſie jetzt auch wohl von dem zweiten befreien, und damit geleitete er ſie noch ſo kecklich wieder hinaus ans Meerufer. Aber er that auch diesmal dem Trollen eben keinen großen Schaden; denn als es um die Zeit war, daß man den Trollen erwartete, ſagte er wieder, wie das vorige Mal: „Es iſt beſſer, daß Einer das Leben verliert, als daß Zwei umkommen," und damit kroch er wieder auf den Baum.

Lillekort aber bat die Köchinn wieder um Erlaubniß, ein wenig an den Strand zu gehen. „O, Was willſt Du da?" ſagte die Köchinn. „Ja, liebe Köchinn, laß mich nur gehen," ſagte Lillekort: „ich wollte gern mit den andern Kindern ein wenig ſpielen." Da gab ſie ihm denn auch diesmal Erlaubniß; aber das mußte er ihr verſprechen, daß er zurück ſein wollte, wenn der Braten gewendet werden ſollte, und dann müßte er einen guten Armvoll Holz mitbringen.

Kaum war Lillekort am Ufer angelangt, ſo kam auch ſchon der Troll daher, daß es nur ſo ſauſ'te; er war noch einmal ſo groß, als der vorige, und hatte zehn Köpfe. „Feuer!" ſchrie der Troll. „Feuer gleichfalls!" ſagte Lillekort. „Kannſt Du fechten?" rief der Troll. „Kann ich's nicht, ſo kann ich's lernen," ſagte Lillekort. Darauf

ſchlug der Troll mit ſeiner eiſernen Stange nach ihm — die war noch einmal ſo groß, als die des erſten Trollen — ſo daſs die Erde ihm zehn Ellen hoch über den Kopf flog. „Twi!“ ſagte Lillekort: „das war auch was Rechtes! Nun ſollſt Du einen Schlag von mir ſehen!“ und damit ergriff er ſein Schwert und hieb nach dem Trollen, ſo daſs alle zehn Köpfe über den Sand hintanzten.

Darauf ſagte die Königstochter wieder zu ihm: „Schlaf jetzt ein Stündchen auf meinem Schoß!“ und während Lillekort nun auf ihrem Schoß lag und ſchlief, zog ſie ihm ein ſilbernes Kleid an. Sobald der Ritter Röd merkte, daſs keine Gefahr mehr vorhanden war, kroch er wieder vom Baum herunter und zwang die Prinzeſſinn abermals durch Drohungen, zu ſagen, daſs er es ſei, der ſie befreit habe. Darauf nahm er die Zungen und die Lungen des Trollen, knüpfte ſie in ſein Taſchentuch und geleitete die Königstochter wieder zurück nach dem Schloſs. Hier war nun lauter Freude und Jubel, wie man ſich wohl denken kann, und der König wuſste gar nicht, Was er alles angeben ſollte, um dem Ritter Röd genugſam Ehre und Achtung zu erweiſen.

Lillekort aber ging auf das Trollſchiff und nahm einen ganzen Armvoll Gold- und Silberreifen mit ſich. Als er zurück auf das Schloſs kam, ſchlug die Köchinn die Hände über dem Kopf zuſammen und konnte ſich nicht genug wundern über all das Gold und Silber, das er mitbrachte. Aber Lillekort ſagte, er wäre zu Hauſe bei ſeiner Mutter geweſen, und da hätte er die Reifen geſammelt,

die von den Eimern abgefallen wären, um ſie der Köchinn zu bringen.

Als nun der dritte Donnerstag-Abend kam, ging es wieder eben ſo, wie die beiden vorigen Male: Das ganze Schloſs war aus- und inwendig mit Schwarz behängt, und Alle waren voll Sorge und Betrübniſs. Aber der Ritter Röd ſagte, ſie hätten eben nicht nöthig, in Furcht zu ſein; denn hätte er die Prinzeſſinn von zwei Trollen befrei't, ſo könnte er ſie auch wohl von dem dritten befreien. Darauf führte er die Prinzeſſinn hinaus ans Ufer. Als es aber um die Zeit war, daſs der Troll kommen ſollte, kroch der Ritter Röd wieder auf den Baum und verbarg ſich. Die Prinzeſſinn weinte und bat; aber es half Alles nichts; er blieb bei dem Alten: es ſei beſſer, daſs Einer das Leben verlöre, als daſs Zwei umkämen.

Lillekort bat wieder um Erlaubniſs, an den Strand hinauszugehen. „Ach, was willſt Du da?" ſagte die Köchinn; aber er bat ſo lange, bis ſie es ihm denn zuletzt erlaubte; doch muſste er verſprechen, daſs er wieder zu Hauſe ſein wollte, wenn der Braten gewendet werden ſollte. Kaum aber war er darauf ans Ufer gekommen, ſo kam auch ſchon der Troll angeſauſ't; er war noch weit größer, als der vorige, und hatte funfzehn Köpfe. „Feuer!" ſchrie der Troll. „Feuer gleichfalls!" ſagte Lillekort. „Kannſt Du fechten?" rief der Troll. „Kann ich's nicht, ſo kann ich's lernen," ſagte Lillekort. „Ich will Dich belernen!" rief der Troll und holte mit ſeiner eiſernen Stange aus, daſs die Erde funfzehn Ellen hoch in die Luft fuhr.

„Twi!“ ſagte Lillekort: „das war auch was Rechtes! Nun ſollſt Du aber einen Schlag von mir ſehen!“ und damit ergriff er ſein Schwert und hieb nach dem Trollen, daſs alle funfzehn Köpfe über den Sand hintanzten.

Da war nun die Prinzeſſinn erlöſ't; ſie dankte Lillekort für ihre Rettung und ſagte dann wieder: „Schlaf jetzt ein Stündchen auf meinem Schoſs!“ und während Lillekort nun da lag und ſchlief, zog ihm die Prinzeſſinn ein Kleid von Meſſing an. Als er aufwachte, fragte ſie ihn: „Wie ſoll es aber jetzt an den Tag kommen, daſs Du es biſt, der mich erlöſ't hat?“ — „Das will ich Dir ſagen,“ verſetzte Lillekort: „Wenn nun der Ritter Röd Dich wieder nach Hauſe geleitet und ſich für Den ausgiebt, der Dich erlöſ't hat, dann weißt Du wohl, ſoll er Dich und das halbe Reich haben. Wenn man Dich aber dann am Hochzeitstage fragt, Wen Du zum Mundſchenken haben willſt, dann ſollſt Du ſagen: „Ich will den kleinen Buben haben, der in der Küche iſt und der Köchinn Holz und Waſſer zuträgt.“ Wenn ich Dir dann den Wein einſchenke, werde ich einen Tropfen auf dem Ritter ſeinen Teller verſchütten, aber nicht auf Deinen; dann wird er wohl böſe werden und mich ſchlagen, und das wiederholt ſich dreimal. Das dritte Mal aber ſollſt Du ſagen: „Schande über Dich, daſs Du meinen Herzgeliebten ſchlägſt! denn er hat mich befrei't und ihn will ich haben.““ Nachdem Lillekort mit der Prinzeſſinn dieſe Verabredung getroffen, begab er ſich wieder aufs Schloſs; zuvor aber nahm er aus dem Trollſchiff noch eine ganze Menge Gold und Silber und andre Koſt-

barkeiten mit, und der Köchinn brachte er wieder einen ganzen Armvoll Gold- und Silberreifen.

Kaum ſah der Ritter Röd, daſs alle Gefahr vorbei war, als er von dem Baum herunterkroch und die Königstochter wieder durch Drohungen dahin vermochte, zu ſagen, er ſei es, der ſie befrei't habe. Darauf geleitete er ſie zurück nach dem Schloſs; und hatte man ihm zuvor noch nicht Ehre genug angethan, ſo that man es jetzt. Der König ſann und dachte auf nichts Anders, als wie er ihn gebührend dafür belohnen ſollte, daſs er ſeine Tochter von den drei Trollen befrei't hatte, und es däuchte ihm jetzt das Allergeringſte, wenn er ihm die Prinzeſſinn und das halbe Reich gäbe. Am Hochzeitstage aber bat die Prinzeſſinn, daſs man ihr den kleinen Buben, der in der Küche ſei und der Köchinn Holz und Waſſer zutrüge, zum Mundſchenken bei der Hochzeitstafel geben möchte. „Ach, was willſt Du mit dem ſchmutzigen Lumpenjungen?" ſagte der Ritter Röd. Aber die Prinzeſſinn ſagte, daſs ſie ihn zum Mundſchenken haben wolle, und keinen Andern; und da muſste man ihr denn nachgeben.

Hierauf ging Alles ſo, wie es zwiſchen Lillekort und der Königstochter verabredet war. Lillekort verſchüttete dreimal einen Tropfen Wein auf den Teller des Ritters Röd, und jedesmal ward der Ritter zornig und ſchlug ihn. Beim erſten Schlag fiel dem Knaben das Lumpenkleid ab, das er in der Küche trug; beim zweiten Schlag fiel ihm das Kleid von Meſſing ab, und beim dritten Schlag das ſilberne Kleid, ſo daſs er nun da ſtand in

ſeinem goldnen Kleide, ſo blank und prächtig, daſs es nur ſo glitzerte. Da ſagte die Königstochter: „Schande über Dich, daſs Du meinen Herzgeliebten ſchlägſt; denn er hat mich befrei't, und ihn will ich haben!" Der Ritter Röd ſchwur und fluchte, daſs er es ſei, der ſie befrei't hätte, und kein Andrer. Da ſprach der König: „Wer meine Tochter befrei't hat, der kann auch wohl die Wahrzeichen aufweiſen." Da lief der Ritter Röd hin und holte ſein Tuch mit den Lungen und Zungen; Lillekort aber holte das Gold und Silber und alle die Koſtbarkeiten, die er aus dem Trollſchiff mitgenommen hatte, und jeder legte das ſeinige vor den König hin. Da ſprach der König: „Wer ſolche koſtbare Sachen von Gold und Silber und Diamanten aufzuweiſen hat, der muſs auch wohl die Trollen getödtet haben; denn Dergleichen findet man nicht bei Andern." Und darauf wurde der Ritter Röd in die Schlangengrube geworfen, und Lillekort ſollte jetzt die Prinzeſſinn und das halbe Reich haben.

Als nun der König eines Tages mit Lillekort ſpazieren ging, fragte dieſer ihn, ob er nicht noch mehr Kinder hätte. „Ja," ſagte der König: „ich habe noch eine Tochter gehabt; aber die hat mir ein Troll genommen, weil hier Niemand war, der ſie befreien konnte. Kannſt Du ſie aber befreien, ſo ſollſt Du auch ſie und das andre halbe Reich dazu haben." — „Ich will's verſuchen," ſagte Lillekort: „dann muſs ich aber eine eiſerne Kette haben, fünfhundert Ellen lang, und fünfhundert Mann muſs ich mit haben und Proviant für ſie auf funfzehn Wochen;

denn ich muſs weit zur See fort.“ Ja, das ſollte er alles bekommen; nur befürchtete der König, er möchte kein Schiff haben, welches groß genug wäre, alles das zu tragen. „Ich habe ſelbſt ein Schiff,“ ſagte Lillekort und nahm aus ſeiner Taſche das Schiff hervor, welches das alte Weib ihm gegeben hatte. Der König lachte und meinte, es wäre bloß ſein Scherz; aber Lillekort ſagte, man ſolle ihm nur Alles geben, was er verlangt hätte, dann ſolle der König nachher ſchon ſehen. Man brachte hierauf alle die Sachen zuſammen, und nun wollte Lillekort, daſs man zuerſt die eiſerne Kette ins Schiff legen ſollte; aber da war kein Einziger, der ſie aufzuheben vermochte, und Viele konnten nicht auf einmal Platz um das kleine Schiff bekommen. Da nahm Lillekort ſelbſt die Kette an dem einen Ende und legte einige Ringe davon ins Schiff, und wie er ſie nach und nach weiter hineinbrachte, ward das Schiff immer größer, und zuletzt ward es ſo groß, daſs ſowohl die Kette, als die fünfhundert Mann nebſt dem Proviant, und Lillekort ſehr gut Platz darin hatten. Da ſprach Lillekort: „Fahr hin über Süßwaſſer und Salzwaſſer, über Berg' und tiefe Thäler, bis daſs du kommſt, wo des Königs Tochter iſt!“ und ſogleich fuhr das Schiff davon, daſs es ziſchte und brauſ'te, über Land und über Waſſer. — Als ſie nun eine lange, lange Zeit geſegelt hatten, ſtand das Schiff eines Tages plötzlich auf der See ſtill. „Ja, nun ſind wir glücklich an Ort und Stelle gekommen,“ ſagte Lillekort: „wie wir aber wieder fortkommen werden, das ſteht noch dahin.“ Darauf nahm

er die eiſerne Kette und band ſich das eine Ende um den Leib. „Jetzt muſs ich zu Boden," ſagte er: „Wenn ich aber nachher wieder herauf will und einen ſtarken Ruck an die Kette thu', dann müſſt Ihr alle auf einmal anziehen für einen Mann, ſonſt koſtet es mir und Euch das Leben," und damit ſprang er ins Waſſer, daſs die Wellen über ihn zuſammenſchlugen. Er ſank tiefer und immer tiefer, und endlich kam er auf den Grund. Dort ſah er einen Berg, worin eine Thür war, und da ging er hinein. In dem Berge nun fand er die Prinzeſſinn, welche eben mit ihrem Nähzeug beſchäftigt war. „Ach, Gott ſei Lob!" rief ſie, als ſie Lillekort erblickte, und klatſchte in die Hände: „noch habe ich keine Menſchenſeele geſehen, ſo lange ich hier bin." Lillekort ſagte ihr, daſs er gekommen ſei, um ſie wieder zu ihrem Vater zurückzubringen. „Ach, mich bekommſt Du nicht mit," ſagte ſie: „das wird Dir nicht gelingen; denn bekommt der Troll Dich zu ſehen, koſtet es Dir das Leben." — „Gut, daſs Du von ihm ſprichſt!" ſagte Lillekort: „Wo iſt er? Es könnte ſpaßhaft ſein, ihn zu ſehen." Die Königstochter erzählte ihm darauf, daſs der Troll ausgegangen wäre und Jemanden ſuchte, der hundert Laſten Malz auf einmal zu Bier brauen könne; denn der Troll wollte ein Gaſtmahl geben, und dabei verſchlug keine geringere Quantität. „Das kann ich," ſagte Lillekort. „Wenn nur der Troll nicht ſo jachzornig wäre, daſs ich es ihm ſagen könnte, eh' er Dich erblickt," verſetzte die Prinzeſſinn: „aber er iſt ſo wüthend, daſs er Dich den Augenblick in Stücke zerreißt, wenn er

Dich gewahr wird. Indeſſen verbirg Dich nur hier ſo lange in den Bettverſchlag, dann will ich ſehen, Was zu thun iſt.“ Das that denn Lillekort, und kaum war er in ſeinem Verſteck, ſo kam auch ſchon der Troll an. „Houf! es riecht hier ſo nach Menſchenfleiſch!“ rief er. „Ja, es flog hier ein Vogel über's Dach mit einem Menſchenknochen im Schnabel, den ließ er durch den Schornſtein fallen,“ verſetzte die Königstochter: „ich habe mich zwar beeilt, ihn hinwegzuſchaffen, aber es muſs wohl noch der Geruch davon zurückgeblieben ſein.“ — „Ja, das iſt's wohl!“ ſagte der Troll. Darauf fragte die Prinzeſſinn ihn, ob er Jemanden gefunden habe, der hundert Laſten Malz auf einmal zu Bier brauen könne. „Nein, da iſt Keiner, der das kann,“ ſagte der Troll. „Vor einer Weile war Einer hier, der ſagte, er könnte es,“ verſetzte die Königstochter. „Du biſt nun immer ſo klug,“ ſagte der Troll: „warum ließeſt Du ihn denn gehen? Du wuſsteſt doch, daſs ich eben einen Solchen ſuche.“ — „Ich hab' ihn auch nicht gehen laſſen,“ verſetzte die Königstochter: „aber Du biſt nun gleich immer ſo jachmüthig; darum verbarg ich ihn derweil in den Bettverſchlag. Wenn Du alſo noch keinen tüchtigen Brauer gefunden haſt, ſo kannſt Du's ja mit ihm verſuchen.“ — „Ja, laſs ihn kommen!“ ſagte der Troll. Als Lillekort nun hervorkam, fragte der Troll ihn, ob es wahr ſei, daſs er hundert Laſten Malz auf einmal zu Bier brauen könne. „Ja, das iſt wahr,“ antwortete Lillekort. „So iſt's gut, daſs ich Dich bekam,“ ſagte der Troll: „mach Dich nur gleich

an die Arbeit! Aber Gnade Dir Gott, wenn Du das Bier nicht ſtark genug brau'ſt.“ — „Es ſoll ſchon Geſchmack kriegen,“ ſagte Lillekort und ſtellte ſogleich das Geſchirr zurecht. „Ich muſs aber mehr Männer zum Zutragen haben,“ ſagte er: „denn die paar, die ich bekommen habe, können nicht Viel ausrichten.“ Er erhielt nun noch mehr Leute, ſo viele, daſs es von ihnen wimmelte, und darauf ging das Brauen los. Als nun die Würze fertig war, wollten Alle ſie koſten, zuerſt der Troll ſelbſt, und nachher die Andern. Aber Lillekort hatte die Würze ſo ſtark gebrau't, daſs ſie todt umfielen, wie die Fliegen, ſowie ſie davon tranken. Zuletzt war Niemand mehr übrig, als ein altes kümmerliches Weib, das hinter dem Ofen lag. „Ach, Du Arme!“ ſagte Lillekort: „Du muſſt doch auch meine Würze koſten,‘ und damit ging er hin und füllte mit der Bütte auf, Was noch am Boden übrig geblieben, und gab es ihr. Da war er ſie alle insgeſammt quitt.

Als er nun da ſtand und ſich umſah, ward er eine große Kiſte gewahr, die nahm Lillekort und packte ſie voll Gold und Silber, umſchlang dann ſich und die Prinzeſſinn und die Kiſte mit der eiſernen Kette und that einen Ruck daran aus allen Kräften. Da zogen die Leute auf dem Schiff alle auf einmal an und brachten ſie geſund und behalten wieder herauf. Nun ſprach Lillekort: „Fahr hin über Süßwaſſer und Salzwaſſer, über Berg' und tiefe Thäler, bis daſs du kommſt zu des Königs Schloſs!“ — und ſogleich fuhr das Schiff davon, daſs der Schaum zu bei-

den Seiten ſtand. Als Die, welche auf dem Schloſs waren, das Schiff ankommen ſahen, zogen ſie alsbald hinaus mit Geſang und Spiel und empfingen Lillekort mit groſser Freude. Am froheſten von Allen aber war der König, der jetzt ſeine Tochter wieder bekommen hatte.

Nun war aber Lillekort in Verlegenheit wegen der Prinzeſſinnen; denn beide wollten ihn haben, und er wollte nur die haben, welche er zuerſt befrei't hatte, und das war die jüngſte. Er ſann und dachte lange darüber nach, wie er ſich aus der Verlegenheit ziehen ſollte; denn die jüngſte wollte er nicht fahren laſſen, und der andern wollte er auch nicht gern zuwider ſein. Da fiel es ihm ein, wenn jetzt ſein Bruder, König Lavring, da wäre, der ihm ſo ähnlich ſah, daſs Keiner ſie von einander zu unterſcheiden vermochte, ſo könnte der die andre Prinzeſſinn und das halbe Reich bekommen; denn er ſelbſt wollte ſich gern mit der einen Hälfte begnügen. Wie gedacht, ſo gethan: er ging vor's Schloſs und rief laut den König Lavring bei Namen; aber es kam Niemand. Da rief er noch lauter; aber es fand ſich auch diesmal Keiner ein. Zuletzt rief er aus allen Kräften — und da ſtand plötzlich ſein Bruder vor ihm. „Ich ſagte Dir ja, Du ſollteſt mich nicht eher rufen, als bis Du in der äuſserſten Noth wärſt," ſprach er: „und hier iſt ja keine Mücke, die Dir Was zu Leide thun kann," und damit ſchlug er auf ihn zu, daſs Lillekort über die Wieſe hinpurzelte. „Schande über Dich, daſs Du mich ſo ſchlägſt!" ſagte Lillekort: „Erſt hab' ich die eine Königstochter und das halbe Reich gewonnen,

und nachher die andre Königstochter und das andre halbe Reich dazu, und nun wollte ich mit Dir theilen und Dir die eine Prinzeſſinn und die Hälfte des Königreichs abgeben. Däucht es Dir denn recht, mich alſo zu ſchlagen?" Als König Lavring das hörte, bat er ſeinen Bruder um Verzeihung, und da vertrugen ſie ſich alsbald und waren wieder gute Freunde. Darauf ſprach Lillekort: „Du weißt, daſs wir einander ſo ähnlich ſehen, daſs Niemand uns zu unterſcheiden vermag; darum tauſche Du jetzt Deine Kleider mit mir und geh hinauf auf das Schloſs; dann werden die Prinzeſſinnen glauben, daſs ich es bin, und die, welche Dich dann zuerſt küſſt, die nimmſt Du, und die andre behalt ich." Alſo ſprach Lillekort; denn er wuſste wohl, daſs die älteſte Königstochter auch die ſtärkſte war, und konnte ſich daher wohl denken, wie's kommen würde. König Lavring war ſogleich bereit, zu thun, wie ſein Bruder ihm geſagt hatte: er tauſchte mit ihm ſeine Kleider und ging aufs Schloſs. Als er nun zu den Prinzeſſinnen eintrat, glaubten ſie, es ſei Lillekort, und liefen beide ſogleich auf ihn zu. Aber die älteſte, welche die größte und ſtärkſte war, ſchob die jüngere Schweſter bei Seite, faſste König Lavring um den Hals und küſste ihn. Und ſo bekam denn König Lavring die älteſte, und Lillekort die jüngſte Prinzeſſinn. Da kann ſich's denn wohl ereignet haben, daſs eine Hochzeit ward, wovon man ſich in ſieben Königreichen zu erzählen wuſste.

25.

Die Puppe im Graſe.

Es war einmal ein König, der hatte zwölf Söhne. Als dieſe groß waren, ſagte er zu ihnen, ſie ſollten fortreiſen in die Welt und ſich jeder eine Frau ſuchen, aber die ſollte ſpinnen und weben und ein Hemd in einem Tag fertig nähen können, ſonſt wollte er ſie nicht zur Schwiegertochter haben. Jedem von ihnen gab er ein Pferd und eine ganz neue Rüſtung; und darauf reiſ'ten die Söhne fort in die Welt, um ſich eine Frau zu ſuchen. Als ſie aber eine Strecke Weges gereiſ't waren, ſagten ſie, Aſchenbrödel wollten ſie nicht mit haben; denn der tauge doch zu Nichts. Aſchenbrödel muſste nun zurückbleiben und wuſste gar nicht, wie er's anfangen ſollte. Da ward er ſehr niedergeſchlagen, ſtieg von ſeinem Pferd herunter und ſetzte ſich ins Gras hin und weinte. Als er aber eine Weile geſeſſen hatte, bewegte ſich der eine Grasbülten, und es kam daraus eine kleine weiße Geſtalt hervor; und als ſie näher kam, ſah Aſchenbrödel, daſs es ein niedliches kleines Mäd-

chen war, aber ganz ganz klein. Dieſe trat auf ihn zu und fragte ihn, ob er nicht die Puppe im Graſe beſuchen wolle. Ja, das wollte Aſchenbrödel gern und ging mit ihr.

Als er hinunterkam, ſaß die Puppe im Graſe auf einem Stuhl und war ſo ſchön und ſo geputzt: ſie fragte Aſchenbrödel, wo er hin wolle, und in welchem Geſchäft er reiſe.

Er erzählte ihr nun, daſs ſie ihrer zwölf Brüder wären, und daſs der König, ihr Vater, jedem von ihnen ein Pferd und eine Rüſtung gegeben und zu ihnen geſagt hätte, ſie ſollten in die Welt reiſen und ſich eine Frau ſuchen, die ſolle ſpinnen und weben und ein Hemd in einem Tag fertig nähen können. „Wenn Du nun das kannſt und meine Frau werden willſt," ſagte Aſchenbrödel: „dann will ich nicht weiter reiſen." Ja, das wollte ſie gern und machte ſich ſogleich an die Arbeit, fing an zu ſpinnen und zu weben und näh'te das Hemd in einem Tag fertig; aber es ward ſo klein, ſo klein, nicht länger, als — ſo lang.

Damit reiſ'te Aſchenbrödel nach Hauſe. Als er aber das Hemd hervornahm, um es ſeinem Vater zu zeigen, war er ganz beſchämt, weil es ſo klein war. Der König aber ſagte, es machte nichts, er ſolle das kleine Mädchen heirathen; und darauf reiſ'te Aſchenbrödel froh und vergnügt zurück, um ſeine kleine Braut abzuholen. Wie er nun bei der Puppe im Graſe ankam, wollte er ſie zu ſich auf ſein Pferd nehmen; aber das wollte ſie nicht, ſondern

ſagte, ſie wolle in einem ſilbernen Löffel fahren mit zwei kleinen Schimmeln davor. So reiſ'ten ſie nun fort, er auf ſeinem Pferd, und ſie in dem ſilbernen Löffel; die beiden Schimmel aber, die ſie zogen, waren zwei kleine weiße Mäuſe. Aſchenbrödel hielt ſich immer auf der andern Seite des Weges, damit ſein Pferd nicht auf ſeine Braut treten ſollte, denn ſie war ſo klein. Als ſie eine Strecke Weges gereiſ't waren, kamen ſie zu einem großen Waſſer; da ward Aſchenbrödels Pferd ſcheu, ſprang hinüber auf die andre Seite des Weges und ſchlug den Löffel um, ſo daſs die Puppe im Graſe ins Waſſer fiel. Da ward Aſchenbrödel ſehr betrübt, und wuſste gar nicht, wie er ſie erretten ſollte. Es dauerte aber nicht lange, ſo tauchte ein Meermann mit ihr auf, und nun war ſie ſo groß geworden, wie ein andres erwachſenes Frauenzimmer, und noch weit ſchöner, als zuvor. Da nahm Aſchenbrödel ſie vor ſich auf ſein Pferd und ritt mit ihr nach Hauſe.

Als er dort ankam, waren auch ſchon ſeine andern Brüder, jeder mit ſeiner Braut, eingetroffen; aber die waren ſo häſslich und ſo böſe, daſs ſie ſich ſchon unterweges mit ihren Brautmännern gezauſ't hatten. Auf dem Kopf trugen ſie Hüte, die waren mit Theer und Ruſs beſtrichen, das war ihnen ins Geſicht herabgetröpfelt, ſo daſs ſie davon noch weit häſslicher und abſcheulicher waren ausſehen worden. Als nun die Brüder dagegen Aſchenbrödels Braut erblickten, wurden ſie alle neidiſch auf ihn. Der König aber freu'te ſich ſo ſehr über die

beiden, daſs er alle die Andern davon jagte. Darauf hielt Aſchenbrödel mit der Puppe im Graſe Hochzeit und lebte mit ihr vergnügt und zufrieden eine lange lange Zeit; und wenn ſie nicht geſtorben ſind, ſo leben ſie noch.

26.

Das Kätzchen auf Dovre.

Es war einmal ein Mann oben in Finmarken, der hatte einen großen weißen Bären gefangen, den wollte er dem König von Dänemark bringen. Nun traf es ſich ſo, daſs er grade am Weihnachts-Abend zum Dovrefjeld kam, und da ging er in ein Haus, wo ein Mann wohnte, der Halvor hieß; den bat er um Nachtquartier für ſich und ſeinen Bären.

„Ach, Gott helf mir!“ ſagte der Mann: „wie ſollt' ich wohl Jemandem Nachtquartier geben können! Jeden Weihnachts-Abend kommen hier ſo viel Trollen, daſs ich mit den Meinigen ausziehen muſs und ſelber nicht einmal ein Dach über dem Kopf habe.“ —

„O, Ihr könnt mich deſswegen immer beherbergen,“ ſagte der Mann: „denn mein Bär kann hier hinter dem Ofen liegen, und ich lege mich in den Bettverſchlag.“

Halvor hatte Nichts dagegen, zog aber ſelbſt mit ſeinen Leuten aus, nachdem er zuvor gehörig für die Trollen hatte zurichten laſſen: die Tiſche waren beſetzt mit Reiß-

brei, Stockfiſchen, Wurſt und Was ſonſt zu einem herrlichen Gaſtſchmaus gehört.

Bald darauf kamen die Trollen an; einige waren groß, andre klein; einige langgeſchwänzt, andre ohne Schwanz; und einige hatten ungeheuer lange Naſen, und alle aßen und tranken und waren guter Dinge. Da erblickte einer von den jungen Trollen den Bären, der unter dem Ofen lag, ſteckte ein Stückchen Wurſt an die Gabel und hielt es dem Bären vor die Naſe. „Kätzchen, magſt auch Wurſt?“ ſagte er. Da fuhr der Bär auf, fing fürchterlich an zu brummen und jagte ſie alle Groß und Klein aus dem Hauſe.

Das Jahr darauf war Halvor eines Nachmittags ſo gegen Weihnachten hin im Wald und hau'te Holz für den Heiligen; denn er erwartete wieder die Trollen. Da hörte er es plötzlich im Wald rufen: „Halvor! Halvor!“ — „Ja!“ ſagte Halvor. „Haſt Du noch die große Katz?“ rief's. „Ja,“ ſagte Halvor: „jetzt hat ſie ſieben Jungen bekommen, die ſind noch weit größer und böſer, als ſie.“ — „So kommen wir niemals wieder zu Dir!“ rief der Troll im Walde. Und von der Zeit an haben die Trollen nie wieder den Weihnachtsbrei bei Halvor auf Dovre gegeſſen.

27.

Soria-Moria-Schloſs.

Es waren einmal ein Paar Eheleute, die hatten einen Sohn, der hieß Halvor. Von ſeiner Kindheit an aber wollte der Knabe durchaus Nichts thun, ſondern ſaß immer da und wühlte in der Aſche. Die Ältern thaten ihn in die Lehre bei verſchiedenen Meiſtern; aber Halvor hielt es nirgends aus, ſondern wenn er ein paar Tage bei einem Meiſter geweſen war, lief er wieder aus der Lehre, kehrte heim und ſetzte ſich auf den Feuerherd hin und wühlte in der Aſche. Da geſchah es einmal, daſs ein Schiffer zu ſeinen Ältern kam, der ſah Halvor und fragte ihn, ob er nicht Luſt hätte, zur See zu fahren und fremde Länder zu ſehen. Ja, dazu hatte Halvor große Luſt und ging ſogleich mit dem Schiffer zur See.

Nun weiß ich nicht recht, wie lange ſie ſchon geſegelt hatten, aber zuletzt erhob ſich ein heftiger Sturm, und als der vorüber war, und es wieder ruhig ward, da wuſsten die Schiffsleute nicht mehr, wo ſie ſich befanden; ſie

waren an eine fremde Küſte getrieben, die Keiner von ihnen kannte.

Weil nun gar kein Wind weh'te, und ſie ſtill liegen bleiben muſsten, bat Halvor den Schiffer um Erlaubniſs, ans Land zu gehen, um ſich dort umzuſehen; denn er konnte es nicht aushalten, immer ſtill zu liegen und zu ſchlafen. „Denkſt Du, daſs Du Dich vor den Leuten kannſt ſehen laſſen?" ſagte der Schiffer: „Du haſt ja keine andre Kleider, als die Lumpen, worin Du gehſt und ſtehſt." Halvor aber bat ſo lange, bis der Schiffer ihm endlich die Erlaubniſs gab; nur muſste er ihm verſprechen, daſs er wieder zurückkehren wollte, wenn es anfing zu wehen. Darauf ging er ans Land. Hier waren überall groſse ſchöne Ebenen und Wieſen, aber nirgends war eine Spur von Menſchen. Bald darauf fing es an zu wehen; aber Halvor wollte noch gern Mehr von dem Lande ſehen und ſchritt daher weiter fort, in der Hoffnung, daſs er auch Menſchen dort antreffen würde. Nach einer Weile gelangte er auf einen groſsen breiten Weg, der war ſo flach und ſo eben, daſs man ein Ei darauf fortrollen konnte. Halvor verfolgte beſtändig dieſen Weg, bis er endlich gegen Abend ein groſses ſchimmerndes Schloſs in der Ferne erblickte. Weil er aber den ganzen Tag gegangen war und keinen Mundvorrath mitgenommen hatte, war er entſetzlich hungrig, und je näher er dem Schloſs kam, deſto unheimlicher ward ihm zu Muthe.

Als er endlich das Schloſs erreicht hatte, trat er hinein und kam zuerſt in die Küche, wo ein helles Feuer

auf dem Herd brannte. In der Küche war Alles ſo ſchön und prachtvoll, wie er es nie zuvor in einer Küche geſehen hatte; da ſtanden Gefäße von Gold und von Silber, aber Leute waren nicht da. Als nun Halvor eine Zeitlang gewartet hatte, und Niemand kam, öffnete er eine Thür und trat in ein großes Zimmer. Dort ſaß eine Prinzeſſinn, die ſpann an einem Rocken. „Wie!“ rief ſie: „darf denn eine Chriſtenſeele hieher kommen? Aber am beſten iſt es, Du machſt nur, daſs Du gleich wieder fortkommſt, wenn Dich der Troll nicht verſchlingen ſoll; denn hier wohnt ein abſcheulicher Troll mit drei Köpfen.“ —

„Mir ſollt's recht ſein, wenn er vier hätte,“ ſagte der Burſch: „ich habe große Luſt, den Kerl zu ſehen; aber ich gehe nicht; denn ich habe nichts Böſes gethan. Erſt aber muſſt Du mir Etwas zu eſſen geben; denn ich bin verdammt hungrig.“ Als nun Halvor ſich ſatt gegeſſen hatte, ſagte die Prinzeſſinn zu ihm, er ſollte verſuchen, ob er das Schwert zu ſchwingen vermöchte, das an der Wand hing. Aber er konnt' es nicht ſchwingen, ja er konnt' es nicht einmal aufheben. „So muſſt Du einen Trunk aus der Flaſche thun, die daneben hangt,“ ſagte die Prinzeſſinn: „denn das thut der Troll immer, wenn er es gebrauchen will.“ Halvor that darauf einen guten Trunk aus der Flaſche, und da konnte er das Schwert in der Hand ſchwingen wie gar Nichts. Nun, meinte er, ſollt's für den Trollen früh genug ſein, wenn er käme. Es dauerte auch nicht lange, ſo kam dieſer dahergeſauſ't. Halvor hinter die Thür. „Hutetul hier riecht's ſo

nach Menſchenfleiſch!" ſagte der Troll, indem er den Kopf zur Thür hereinſteckte. — „Ja, das ſollſt Du gewahr werden!" ſagte Halvor und hieb ihm alle Köpfe auf einmal herunter. Da ward die Prinzeſſinn ſo froh, daſs ſie ſang und ſprang; aber wie ſie nun an ihre Schweſtern dachte, ſagte ſie: „Ach, wären doch meine Schweſtern auch erlöſ't!" — „Wo ſind die?" ſagte Halvor. Da erzählte ſie ihm, daſs die eine von einem Trollen auf einem Schloſs feſtgehalten würde, das ſechs Meilen von da entfernt wäre, und die andre auf einem Schloſs, das noch neun Meilen weiter davon läge.

„Aber jetzt," ſagte ſie: „muſſt Du mir erſt helfen, dieſen Rumpf hinauszuſchaffen."

Dazu war Halvor ſogleich bereit; er warf den Rumpf hinaus und machte Alles rein und ſauber drinnen, und darauf lebten ſie luſtig und vergnügt. Den nächſten Morgen aber machte Halvor ſich auf, ſobald es dämmerte; er gönnte ſich keinen Augenblick Ruhe, ſondern ging und lief den ganzen Tag. Als er aber endlich das Schloſs vor ſich ſah, ward ihm doch wieder etwas unheimlich zu Muthe; es war noch weit ſchöner und prächtiger, als das vorige; aber auch hier war keine Menſchenſeele zu ſehen. Halvor trat zuerſt in die Küche und ging von da grade aus ins Zimmer. „Wie? darf denn eine Chriſtenſeele hieher kommen?" rief die Prinzeſſinn: „Ich weiß nicht, wie lange ich nun ſchon hier bin," ſagte ſie: „aber in all der Zeit habe ich noch nie einen Menſchen hier geſehen. Es iſt aber wohl am beſten für Dich, Du ſtehſt zu, daſs Du

wieder fortkommſt; denn es wohnt hier ein Troll, der hat ſechs Köpfe.“ — „Nein, ich gehe nicht,“ ſagte Halvor: „und wenn er noch ſechs dazu hätte.“ — „Er nimmt Dich und frißt Dich lebendig,“ ſagte die Prinzeſſinn. Aber es half nichts; Halvor wollte nicht wieder fortgehen, denn er war nicht bange vor dem Trollen; aber zu eſſen und zu trinken wollte er haben, weil er ſo entſetzlich hungrig war von der Reiſe. Ja, das bekam er, ſo Viel er nur mochte. Darnach aber wollte die Prinzeſſinn wieder, daſs er gehen ſollte. „Nein,“ ſagte Halvor: „ich gehe nicht; denn ich habe nichts Böſes gethan und brauche mich nicht zu fürchten.“ Als nun Halvor durchaus nicht gehen wollte, ſagte die Prinzeſſinn zu ihm: „Verſuche denn, ob Du das Schwert zu ſchwingen vermagſt, das dort an der Wand hangt, und das der Troll immer im Kriege gebraucht.“ Halvor konnte aber das Schwert nicht ſchwingen. Da ſagte ſie zu ihm, er ſolle einen Trunk aus der Flaſche thun, die daneben hange; und als Halvor das gethan hatte, konnte er das Schwert ohne Mühe ſchwingen.

Nun dauerte es nicht lange, ſo kam der Troll an; er war ſo groß und breit, daſs er ſeitwärts durch die Thür gehen muſste. Als er den erſten Kopf hereinſteckte, rief er: „Hutetu! es riecht hier ſo nach Menſchenfleiſch! In demſelben Augenblick aber hieb Halvor ihm den Kopf ab, und darnach alle die andern dazu. Da ward die Prinzeſſinn über alle Maßen froh. Als ſie aber an ihre Schweſtern dachte, äußerte ſie den Wunſch, daſs auch die erlöſ't ſein möchten. Halvor meinte, dazu könne ſchon

Rath werden und wollte ſogleich wieder fort; aber erſt mußte er der Prinzeſſinn den Rumpf des Trollen hinausſchaffen helfen, und darnach begab er ſich früh am andern Morgen auf den Weg. Er hatte aber eine weite Reiſe zu machen, und er ging und lief abwechſelnd, damit er noch zu guter Zeit ankäme. Gegen Abend erblickte er endlich das Schloſs, das noch weit ſchöner und prachtvoller war, als die beiden erſten. Nun fürchtete er ſich nicht im geringſten mehr, ſondern ſchritt grade durch die Küche fort ins Zimmer. Hier ſaß eine Prinzeſſinn, die war ſo ſchön, daſs es gar nicht zu beſchreiben iſt; die ſagte nun eben ſo, wie die andern, daſs ſie noch keine Menſchenſeele geſehen hätte, ſo lange ſie bei dem Trollen ſei, und bat ihn, nur ſogleich wieder zu gehen, denn ſonſt fräße der Troll, der neun Köpfe hätte, ihn lebendig auf, ſagte ſie. „Und wenn er noch neun dazu hätte, ſo gehe ich doch nicht," ſagte Halvor und ſtellte ſich an den Ofen hin. Die Prinzeſſinn bat ihn ſo flehentlich, er möchte doch wieder fortgehen, damit der Troll ihn nicht auffreſſe; aber Halvor ſagte: „Mag er nur kommen, wenn es ihm gefällt." Da gab die Prinzeſſinn ihm das Trollſchwert und ließ ihn einen Trunk aus der Flaſche thun, ſo daſs er's ſchwingen konnte.

Nun dauerte es nicht gar lange, ſo kam der Troll dahergeſauſ't, der war aber noch weit größer und breiter, als die beiden andern und mußte ebenfalls ſeitwärts durch die Thür gehen. Als er den erſten Kopf hereinſteckte, ſagte er eben ſo, wie die andern: „Hutetu! hier riecht's ſo nach Menſchenfleiſch!" Im ſelben Augenblick aber

hieb Halvor ihm den Kopf herunter, und nachher auch alle die andern, aber der letzte war der allerzäheſte; den abzuhauen war die ſchwerſte Arbeit, die Halvor je verrichtet hatte, obgleich er doch meinte, daſs er Kräfte habe.

Als Halvor nun auch den dritten Trollen getödtet hatte, kamen alle Prinzeſſinnen auf dem Schloſs zuſammen und waren ſo heiter und vergnügt, wie ſie es noch nie in ihrem Leben geweſen; alle aber waren ſie in Halvor verliebt, und er durfte nur Diejenige von ihnen wählen, die er am liebſten mochte; die jüngſte Prinzeſſinn hielt jedoch am meiſten von ihm. Halvor aber ſtand da ganz ſtill und betrübt. Da fragte die jüngſte Prinzeſſinn ihn, warum er ſo traurig wäre, und ob es ihm nicht bei ihnen gefiele. Ja, ſagte Halvor, es gefiele ihm ſehr wohl bei ihnen, denn ſie hätten ja Genug zu leben, und er hätte gute Tage; aber er trüge ein ſo großes Verlangen nach Hauſe, denn er hätte noch Ältern am Leben, und die möchte er ſo gern einmal wiederſehen. Die Prinzeſſinnen meinten, das ließe ſich wohl machen und ſagten zu ihm: „Du ſollſt unbeſchädigt hin- und zurückkommen, wenn Du nur genau unſern Rath befolgen willſt. Ja, Halvor wollte ihn genau befolgen. Da thaten ſie ihm herrliche Kleider an, daſs er ausſah, wie ein Königsſohn, und ſteckten an ſeinen Finger einen Ring, der hatte die Eigenſchaft, daſs er ſich damit hin und wieder zurück wünſchen konnte. Die Prinzeſſinnen warnten ihn aber, ja den Ring nicht zu verlieren und nicht ihren Namen zu nennen,

denn alsdann wäre es aus mit der ganzen Herrlichkeit, ſagten ſie, und er würde ſie dann nie wiederſehen.

„Wäre ich jetzt zu Hauſe, wollte ich froh ſein!“ ſagte Halvor; und wie er das gewünſcht hatte, ging es ſogleich in Erfüllung — Halvor ſtand plötzlich vor dem Hauſe ſeiner Ältern. Es war eben um die Schubſtunde, und da ſeine Ältern einen ſo vornehmen, ſtattlichen Herrn eintreten ſahen, waren ſie ganz erſchrocken und bückten und verneigten ſich. Halvor fragte, ob er nicht Nachtherberge bei ihnen bekommen könne. Nein, das könne er ganz und gar nicht. „Wir ſind nicht ſo eingerichtet,“ ſagten ſie: „denn wir haben weder das Eine, noch das Andre, womit einem ſolchen Herrn gedient ſein kann,“ und riethen ihm, auf's Schloſs zu gehen, wovon er da den Schornſtein ſähe, da hätten ſie Alles vollauf, ſagten ſie. Halvor aber gefiel das gar nicht, er wollte durchaus bei ihnen Herberge haben; aber die Leute blieben dabei, er ſolle auf's Schloſs gehen, da könne er ſowohl zu eſſen, als zu trinken bekommen, während ſie nicht einmal einen Stuhl ihm anzubieten hätten. „Nein,“ ſagte Halvor: „auf's Schloſs will ich nicht eher, als morgen früh; laſſt mich nur die Nacht bei Euch bleiben, ich kann mich ja auf den Herd hinſetzen.“ Dagegen konnten ſie denn Nichts einwenden, und Halvor ſetzte ſich nun auf den Herd und fing an, in der Aſche zu wühlen, wie er ehemals zu thun pflegte, da er noch zu Hauſe faulenzte.

Sie ſprachen nun von Mancherlei, und Halvor erzählte von Dieſem und Jenem, und endlich fragte er ſie,

ob ſie niemals Kinder gehabt hätten. Ja, ſagten ſie, ſie hätten einen Burſchen gehabt, der Halvor geheißen, der ſei aber fortgewandert, und ſie wüßten nicht, ob er noch am Leben ſei, oder ſchon todt wäre. „Könnt' ich es wohl nicht ſein?" ſagte Halvor. — „Nein, das weiß ich gewiß," ſagte die Frau: „der Halvor war immer ſo faul und träge, daß er nie das Geringſte thun mochte, und dann ging er ſo lumpig in ſeinen Kleidern, daß ein Lappen immer auf den andern ſchlug; aus ihm hätte nie ein ſolcher Herr werden können, wie Ihr ſeid."

Als aber die Frau die Gluth auf dem Herd anſchürte, und der helle Schein davon auf Halvor fiel, da erkannte ſie ihn wieder.

„Ja, wahrhaftig biſt Du es, Halvor!" rief ſie, und es kam eine ſolche Freude über die alten Ältern, daß es gar nicht zu ſagen iſt; und Halvor mußte ihnen nun erzählen, wie es ihm ergangen war, und ſeine Mutter wollte durchaus, er ſolle ſogleich auf's Schloß gehen und ſich den Dienſtdirnen zeigen, die immer ſo ſtolz gethan hatten; ſie lief ſelber voraus und erzählte ihnen, daß Halvor zu Hauſe gekommen ſei, und jetzt ſollten ſie nur ſehen, wie ſtattlich er wäre; er ſähe aus wie ein Prinz, ſagte ſie.

„Das muß wahr ſein!" ſagten die Dirnen und warfen den Nacken: „er iſt wohl derſelbe Lump, der er immer geweſen iſt." Im ſelben Augenblick aber trat Halvor ein, und da erſchraken die Dirnen ſo gewaltig, daß ſie ihr Hemd auf dem Herd im Stich ließen, wo ſie ſaßen und ſich flöh'ten, und im bloßen Unterrock davon liefen. Als

ſie zurückkamen, waren ſie ſo beſchämt, daſs ſie es gar nicht wagten, Halvor anzuſehen, gegen den ſie früher immer ſo ſtolz und übermüthig geweſen waren. „Ihr habt Euch nun immer für ſo fein und ſo hübſch gehalten," ſagte Halvor: „und glaubt, es gäbe gar nicht mehr Euresgleichen; Ihr ſolltet aber nur die älteſte Prinzeſſinn ſehen, die ich befrei't habe! gegen die ſeht Ihr aus wie wahre Viehmägde, und die zweite iſt noch ſchöner; aber die jüngſte, die meine Braut iſt, die iſt ſchöner, als Sonne und Mond. Ich wollte nur, ſie wären hier, ſo ſolltet Ihr ſehen!" ſagte Halvor.

Kaum aber hatte er das geſagt, ſo ſtanden die Prinzeſſinnen vor ihm; das betrübte ihn ſehr; denn er gedachte nun an die Worte, die ſie geſprochen. — Auf dem Schloſs wurde ein herrliches Gaſtmahl für die Prinzeſſinnen angerichtet und großer Aufwand gemacht. Aber ſie blieben da nicht lange. „Wir wollen zu Deinen Ältern gehen," ſagten ſie: „und uns ein wenig die Umgegend beſehen." Sie gingen darauf fort und kamen nicht weit vom Schloſs zu einem großen Waſſer, worin ſo viele Fiſche waren, daſs es davon wimmelte, die aber niemals gefangen wurden. Dicht beim Waſſer war ein ſchöner grüner Hügel. Da wollten die Prinzeſſinnen ſich niederſetzen und ſich ein Weilchen ausruhen; denn die Ausſicht über das Waſſer gefiel ihnen ſo ſchön, ſagten ſie.

Als ſie nun eine Weile da geſeſſen hatten, ſagte die jüngſte Prinzeſſinn: „Komm, Halvor! ich will Dir den Kopf krauen!" Halvor legte ſeinen Kopf auf ihren Schoß,

und es dauerte nicht lange, ſo ſchlief er ein. Da zog die Prinzeſſinn ihm den Ring vom Finger und ſteckte ihm einen andern daran. Darnach ſprach ſie: „Haltet Euch nun alle feſt an mir!“ — und: „Wären wir jetzt auf Soria-Moria-Schloſs!“

Als Halvor erwachte und ſah, daſs die Prinzeſſinnen verſchwunden waren, fing er bitterlich an zu weinen und war ſo betrübt, daſs ſie ihn gar nicht wieder beruhigen konnten. Wie ſehr auch die Ältern ihn tröſteten und ihn baten, bei ihnen zu bleiben, ſo konnte doch Nichts ihn zurückhalten, ſondern er nahm Abſchied von ihnen und ſagte, er würde ſie wohl nie wiederſehen; denn fände er die Prinzeſſinnen nicht wieder, ſchiene es ihm nicht werth, länger zu leben, ſagte er.

Dreihundert Thaler hatte er noch übrig, die ſteckte er in die Taſche und begab ſich damit auf den Weg. Als er ein Ende gegangen war, begegnete ihm ein Mann mit einem Pferd, das wollte Halvor ihm gern abkaufen und accordirte mit dem Manne. „Es war freilich nicht meine Abſicht, es zu verkaufen,“ ſagte der Mann: „aber wenn wir des Handels einig werden können, mag es drum ſein.“ Halvor fragte ihn, Was er denn für das Pferd haben wolle. „Viel habe ich nicht dafür gegeben, und Viel iſt es auch nicht werth,“ ſagte der Mann: „es iſt aber ein braves Pferd zum Reiten, obwohl es zum Ziehen eigentlich nicht taugt; doch ſo Viel vermag es immer, daſs es Euern Eſsranzen trägt und Euch dazu, wenn Ihr mitunter mal wieder ein Ende geht.“ Sie wurden nun um den

Preis einig, und als Halvor das Pferd bekommen hatte, legte er seinen Ranzen darauf und ging und ritt abwechselnd. Gegen Abend kam er zu einem grünen Hügel, worauf ein großer Baum stand. Da nahm er seinen Eßranzen vom Pferde, ließ diesem die Zügel und legte sich unter dem Baum schlafen. Sobald es Tag wurde, machte er sich wieder auf den Weg; denn er hatte durchaus keine Ruhe. Er ging und ritt den ganzen Tag durch einen großen Wald, worin viele grüne Plätze waren, die herrlich zwischen die Bäume hindurchschimmerten. Halvor wußte nicht mehr, wo er war, und wohin der Weg führte; aber er ließ sich keine Zeit, auszuruhen, außer wenn er dem Pferd Etwas zu essen gab und er selber auf einem der grünen Plätze seinen Ranzen aufschnürte. Er ging und ritt immerfort, und der Wald schien niemals ein Ende nehmen zu wollen.

Aber am andern Morgen, als es dämmerte, sah er, daß es zwischen den Bäumen lichter ward. „Ich wollte, ich käme jetzt zu Leuten, wo ich mich ein wenig wärmen und Etwas zu essen bekommen könnte!“ dachte Halvor; und als er noch einige Schritte gegangen war, kam er zu einer armseligen Hütte und sah drinnen durch die Fensterscheiben ein Paar alte Leute; sie waren schon sehr alt und hatten einen ganz grauen Kopf, so grau, wie Tauben, und die Frau hatte eine Nase, die war so lang, daß sie sie statt Feuergabel auf dem Herd gebrauchte. „Guten Abend!“ sagte Halvor, als er eintrat. „Guten Abend!“ sagte die Frau: „Was führt Euch denn hieher?

Über hundert Jahre ſind es jetzt, daſs keine Menſchenſeele hier geweſen iſt.“ Halvor erzählte ihnen, daſs er nach Soria-Moria-Schloſs wolle, und fragte, ob ſie nicht den Weg dahin wüſsten. „Nein,“ ſagte die Frau: „den weiß ich nicht; aber nun kommt gleich der Mond, den will ich fragen; denn der ſcheint auf Alles und ſieht Alles, der mag es wohl wiſſen.“ Als nun der Mond hell und klar über den Bäumen ſtand, ging die Frau hinaus und rief: „Du Mond, Du Mond! kannſt Du mir nicht den Weg nach Soria-Moria-Schloſs ſagen?“ — „Nein,“ ſagte der Mond: „das kann ich nicht; denn als ich in der Gegend ſchien, ſtand eine Wolke davor.“ — „Warte nur ein wenig,“ ſagte die Frau zu Halvor: „nun kommt bald der Weſtwind, der weiß es gewiſs; denn der weh't und bläſ't in jeden Winkel.“ „Ei! haſt Du auch ein Pferd?“ rief ſie darauf, als ſie Halvors Pferd erblickte: „laſs doch das arme Thier ein wenig in die Koppel hinaus, und hier nicht bei der Thür ſtehen und hungern!“ „Aber willſt Du es mir nicht vertauſchen?“ ſagte ſie: „Ich habe hier ein Paar alte Stiefeln ſtehen, womit Du ſieben Meilen in einem Schritt machen kannſt; die will ich Dir für Dein Pferd geben; dann kannſt Du um ſo viel eher nach Soria-Moria-Schloſs kommen.“ Das war Halvor ſchon recht, und die Alte freu'te ſich ſo ſehr über das Pferd, daſs ſie tanzte und ſprang. „Nun kann ich doch, wenn ich will, zur Kirche reiten!“ ſagte ſie. Halvor, der keine Ruhe hatte, wollte ſogleich mit den Stiefeln fort; aber die Alte ſagte: „Es hat nicht ſo große Eile; lege Dich

nur erſt ein wenig auf die Bank hin und ſchlafe, denn ein Bett habe ich Dir nicht anzubieten; indeſs will ich aufpaſſen, wenn der Weſtwind kommt."

Als nun Halvor ein wenig geſchlafen hatte, kam der Weſtwind dahergeſauſ't, daſs die alte Hütte krachte. Die Alte hinaus: „Du Weſtwind! Du Weſtwind!" rief ſie: „weißt Du nicht den Weg nach Soria-Moria-Schloſs? Hier iſt Einer, der will gern hin." — „Ja, den weiß ich ſehr gut," ſagte der Weſtwind: „ich ſoll eben jetzt dahin und die Kleider zur Hochzeit trocknen. Iſt er raſch zu Fuß, ſo kann er mit mir reiſen." Halvor hinaus. „Du muſſt ſchnell ſein, wenn Du mit willſt," ſagte der Weſtwind, und fort ging's über Ruſch und Buſch, über Hügel und Thal, ſo daſs Halvor Genug zu thun hatte, um Schritt zu halten. Endlich ſagte der Weſtwind: „Jetzt kann ich nicht weiter mit Dir reiſen; denn ich muſs dort noch erſt ein Stück Tannenwald umreißen, eh' ich zur Bleiche komme und die Kleider trockne; wenn Du aber längs der Bergſeite fortgehſt, ſo kommſt Du zu einigen Dirnen, die dort ſtehen und Zeug waſchen, und von da iſt es nicht mehr weit nach Soria-Moria-Schloſs."

Um eine Weile kam Halvor zu den Dirnen, die da ſtunden und wuſchen; ſie fragten ihn, ob er nicht den Weſtwind geſehen hätte, der ſollte kommen und das Zeug zur Hochzeit trocknen. „Ja," ſagte Halvor: „er iſt nur hin und reißt ein Stück Tannenwald um; es wird aber nicht lange dauern, ſo iſt er da," und nun befragte er ſie um den Weg nach Soria-Moria-Schloſs. Sie zeigten

ihn darauf zurecht, und als er ans Schloſs kam, war es da ſo voll von Menſchen und Pferden, daſs es wimmelte. Halvor aber war ſo zerlumpt und zerriſſen, weil er dem Weſtwind über Ruſch und Buſch und Stock und Stein gefolgt war, daſs er ſich gar nicht ſehen laſſen mochte, ſondern ſich abſeits hielt; erſt den letzten Tag trat er hervor, da eben die Gäſte ſich zur Tafel ſetzten. Als ſie nun, wie es Sitte und Gebrauch iſt, die Geſundheit des Bräutigams und der Braut tranken nnd ihnen Glück wünſchten, und der Mundſchenk Allen, ſowohl Rittern, als Knappen, zutrank, da kam der Becher auch zu Halvor. Er brachte nun ebenfalls die Geſundheit des Brautpaars aus, darnach ließ er den Ring, den die Prinzeſſinn ihm an den Finger geſteckt hatte, als er an dem Waſſer eingeſchlafen war, in den Becher fallen und ſagte zu dem Mundſchenken, er ſolle die Braut von ihm grüßen und ihr den Becher reichen. Wie nun die Prinzeſſinn ihren Ring erblickte, ſtand ſie ſogleich vom Tiſche auf und ſprach: „Wer hat es wohl am erſten verdient, Eine von uns zur Gemahlinn zu haben, Der, welcher uns befrei't hat, oder Der, welcher hier als Bräutigam ſitzt?“ Natürlich der Erſte, ſagten Alle, darüber könnten durchaus nicht zwei Meinungen ſein. Und als Halvor das hörte, ſäumte er nicht, ſeine Lumpen abzuwerfen und ſich als Bräutigam zu ſchmücken. „Ja, Das iſt der Rechte!“ rief die Prinzeſſinn, als ſie ihn erblickte, ließ den Andern mit einer langen Naſe abziehen und hielt Hochzeit mit Halvor.

28.

Der Herr Peter.

Es waren einmal ein Paar arme Eheleute, die hatten drei Söhne. Wie die beiden älteſten hießen, weiß ich nicht; aber der jüngſte hieß Peter. Als die Ältern geſtorben waren, und die Kinder ſich in die Erbſchaft theilen wollten, war Nichts da, als ein Grapen, eine Brodplatte und eine Katze. Der älteſte, welcher das Beſte haben ſollte, nahm den Grapen. „Wenn ich den ausleihe, bleibt doch immer Etwas für mich auszuſchrapen drin," ſagte er. Der zweite nahm die Brodplatte: „Wenn ich die ausleihe, bleibt doch immer Etwas für mich abzukratzen dran," ſagte er. Für den jüngſten blieb nichts Anders übrig, als die Katze. „Wenn ich die ausleihe, bekomm' ich Nichts dafür," ſagte er: „giebt man ihr auch ein wenig Milch, ſo ſchleckt ſie ſie ſelbſt." Gleichwohl nahm er doch die Katze; denn es jammerte ihn, ſie umkommen zu laſſen.

Hierauf wanderten die Brüder fort in die Welt, um ihr Glück zu verſuchen, und jeder zog ſeine Straße. Als der jüngſte eine Weile fortgegangen war, ſagte die Katze: „Es ſoll Dir nicht leid ſein, daſs Du mich nicht in der

alten Hütte haſt umkommen laſſen, ſondern mich mit Dir genommen. Ich werde in den Wald gehen und allerlei Gethier greifen, das ſollſt Du zu dem König auf das Schloſs tragen, das Du dort ſiehſt, und ſagen, Du brächteſt ihm ein kleines Geſchenk. Wenn er Dich dann fragt, von Wem das iſt, ſollſt Du ſagen: „Das iſt von dem Herrn Peter.“ Hierauf lief die Katze in den Wald, und kam bald mit einem lebendigen Rennthier zurück; dem war ſie auf den Kopf geſprungen, hatte ſich zwiſchen die Hörner geſetzt und geſagt: „Gehſt Du nicht gradesweges zu des Königs Schloſs, ſo kratze ich Dir die Augen aus,“ darum wagte das Rennthier auch nicht, anders zu thun, als die Katze ihm geſagt hatte. Wie Halvor nun zum Schloſs kam, ging er mit ſeinem Thier in die Küche und ſagte: „Ich komme, um dem König ein kleines Geſchenk zu überbringen, wenn er es nicht verſchmähen wollte.“ Als man dem König das anmeldete, kam er ſogleich in die Küche, und wie er das große ſchöne Rennthier erblickte, war er darüber außerordentlich erfreu't. „Mein lieber Freund,“ ſagte er zu Halvor: „Wer iſt es, der mir ein ſo ſchönes Geſchenk ſendet?“ — „O, das iſt der Herr Peter,“ ſagte der Burſch. „Der Herr Peter?“ ſagte der König: „wo wohnt er doch noch, dieſer Herr Peter?“ denn es däuchte ihm eine Schande, daſs er einen ſolchen Mann nicht kennen ſollte. Aber der Burſch wollt' es ihm nicht ſagen; er dürfe es nicht wegen ſeines Herrn, ſagte er. Darauf gab der König ihm ein gutes Trinkgeld und bat ihn, ſeinen Herrn von ihm zu grüßen, und er ließe ſich auch vielmal bedanken.

Den andern Tag lief die Katze wieder in den Wald, ſprang einem Hirſch auf den Kopf, ſetzte ſich ihm zwiſchen die Augen und nöthigte ihn ebenfalls durch Drohungen, nach des Königs Schloſs zu gehen. Als Peter in die Küche eintrat, ſagte er wieder, er käme, um dem König ein kleines Geſchenk zu überbringen, wenn er es nicht verſchmähen wolle. Der König freu'te ſich über den Hirſch noch mehr, als über das Rennthier, und fragte, Wer es denn wäre, der ihm ein ſo ſchönes Geſchenk ſende. „Das iſt der Herr Peter," ſagte der Burſch. Als aber der König wiſſen wollte, wo der Herr Peter wohne, bekam er wieder dieſelbe Antwort, wie den vorigen Tag, und diesmal gab er Petern ein noch größeres Trinkgeld.

Den dritten Tag kam die Katze mit einem Elenthier an. Als Peter in die Küche auf dem Schloſs trat und ſagte, er brächte dem König ein kleines Geſchenk, ward es dem König ſogleich angeſagt. Wie dieſer nun herauskam und das große ſchöne Elenthier erblickte, war er darüber ſo voller Freude, daſs er nicht wuſste, „auf welchem Bein er ſtehen wollte," und das Mal gab er Petern ein noch weit größeres Trinkgeld, es waren gewiſs hundert Thaler. Nun wollte aber der König durchaus wiſſen, wo der Herr Peter wohnte, und forſchte und fragte auf alle mögliche Weiſe; aber Peter ſagte, er dürfe es nicht ſagen von wegen ſeines Herrn, denn der hätte es ihm ſo ſtrenge verboten. „So ſage denn dem Herrn Peter, ich ließe ihn bitten, mich zu beſuchen," ſagte der König. Ja, ſagte der Burſch, er wollt's wohl beſtellen. Als Peter darauf zu

der Katze kam, ſagte er: „Na, Du haſt mich in eine ſchöne Patſche gebracht! Nun will der König, ich ſoll ihn beſuchen, und ich habe ja nichts Anders auf den Leib zu ziehen, als die Lumpen, worin ich gehe und ſtehe.“ — „O, ſei deſswegen nicht bekümmert!“ ſagte die Katze: „um drei Tage ſollſt Du Pferde und Wagen und ſo ſchöne Kleider bekommen, daſs das Gold heruntertröpfelt; dann kannſt Du den König beſuchen. Aber Was Du auch beim König ſiehſt, ſo muſſt Du immer ſagen, Du hätteſt es noch weit ſchöner und prächtiger zu Hauſe; das muſſt Du nicht vergeſſen.“ Nein, Peter wollt's nicht vergeſſen. — Als nun die drei Tage um waren, kam die Katze mit Wagen und Pferden und Kleidern und Allem, was Peter gebrauchte. Das Alles aber war ſo prächtig, wie Niemand Dergleichen noch geſehen hatte. Nun fuhr Peter nach dem Schloſs, und die Katze lief hinterher. Der König empfing den Burſchen ſehr freundlich; aber Was er ihm auch zeigen und anbieten mochte, ſo ſagte Peter immer, ja, das wäre Alles recht gut, aber er hätt's doch noch weit ſchöner und prächtiger zu Hauſe. Das wollte nun dem König gar nicht anſtehen, aber Peter blieb immer beim Alten. Zuletzt ward der König ſo verdrießlich, daſs er ſich nicht länger halten konnte. „Nun will ich mit Dir reiſen,“ ſagte er: „und ſehen, ob es wahr iſt, daſs Du Alles ſo viel beſſer und ſchöner haſt, als ich. Aber Gnade Dir Gott, wenn Du lügſt! Ich ſage nicht mehr.“ — „Ja, nun haſt Du mich ſchön in die Tinte gebracht!“ ſagte Peter zu der Katze: „nun will der König mit mir reiſen nach

meinem Hauſe, aber das iſt wohl nicht gut zu finden.“ — „Laſs Dich das nicht kümmern!“ ſagte die Katze: „ich werde voranlaufen, und folge Du mir dann nur immer nach.“ Darauf reiſ'ten ſie fort: die Katze voran, darnach Peter, welcher hinter ihr her fuhr, und dann der König mit ſeinem ganzen Hofſtaat.

Als ſie nun ein gutes Ende gefahren waren, kamen ſie zu einer großen Heerde Schafe, die hatte Wolle, ſo lang, daſs ſie an der Erde ſchleppte. „Willſt Du ſagen, daſs dieſe Schafheerde dem Herrn Peter gehört, ſo gebe ich Dir dieſen ſilbernen Löffel,“ ſagte die Katze zum Hirten — den Löffel aber hatte ſie mit aus dem Königsſchloſs genommen —. Ja, das wollte der Hirte wohl ſagen. Als nun der König gefahren kam, rief er: „Ei! ei! hab' ich doch nie eine ſo große ſchöne Schafheerde geſehen! Wem gehört die, mein kleiner Burſch?“ — „Die gehört dem Herrn Peter,“ ſagte der Burſch.

Nach einer Weile kamen ſie zu einer ſchönen großen Heerde ſcheckiger Kühe, die waren ſo fett, daſs ſie glänzten. „Willſt Du ſagen, daſs dieſe Heerde dem Herrn Peter gehört, wenn der König Dich fragt, ſo gebe ich Dir dieſen ſilbernen Handzuber,“ ſagte die Katze zu der Dirn, die das Vieh trieb — den Zuber aber hatte ſie auch aus dem Schloſs mitgenommen —. „Ja, recht gern!“ ſagte die Dirn. Als nun der König gefahren kam, wunderte er ſich ſehr über die große ſchöne Heerde; eine ſo ſchöne Viehheerde, meinte er, hätte er noch nie geſehen; und als

er die Dirn fragte, Wem das Vieh gehöre, ſagte ſie: „O, das gehört alles dem Herrn Peter.“

Ein Ende weiter hin trafen ſie eine große ſchöne Koppel Pferde an, es waren die ſchönſten Pferde, die man ſehen konnte; alle waren ſie groß und fett, und von jeder Farbe waren ſechs: rothe, fahle und blaue. „Willſt Du ſagen, daſs dieſe Pferdetrift dem Herrn Peter gehört, wenn der König Dich fragt, ſo geb' ich Dir dieſen ſilbernen Abguſs,“ ſagte die Katze zum Hirten — den Abguſs hatte ſie auch aus dem Schloſs mitgenommen —. Ja, der Burſch wollt's wohl ſagen. Als nun der König ankam, war er ganz verwundert über die große ſchöne Pferdetrift; denn ſolche Pferde hätte er noch nie geſehen, ſagte er, und als er den Burſchen fragte, Wem alle die rothen und fahlen und blauen Pferde gehörten, ſagte der: „Die gehören alle dem Herrn Peter.“

Als ſie nun ein gutes Ende weiter gereiſ't waren, kamen ſie zu einem Schloſs. Die erſte Pforte war von Meſſing, die zweite von Silber, und die dritte von Gold. Das Schloſs ſelbſt war von Silber und ſo blank, daſs es Einem in den Augen weh that, wenn man es anſah; denn es ſchien grade die Sonne darauf, wie ſie ankamen. Die Katze hatte die Gelegenheit erſehen, dem Burſchen unbemerkt ins Ohr zu flüſtern, er ſolle ſagen, das wäre ſein Schloſs. Drinnen im Schloſs aber war's noch viel prächtiger, als außen: Alles war hier von Gold, ſowohl die Stühle, als die Tiſche und die Bänke. Als nun der König rings umhergegangen war und Alles genau betrachtet

hatte, von unten und von oben, da ward er ganz beſchämt. „Ja, der Herr Peter hat Alles weit prächtiger, als ich," ſagte er: „es hilft nicht, daſs man es leugnet," und damit wollte er wieder fortreiſen. Aber Peter bat ihn, er möchte doch bleiben und bei ihm zu Abend eſſen. Na, das that denn der König auch; aber ſauer ſah er die ganze Zeit. — Während ſie nun bei Tiſche ſaßen, kam der Troll gegangen, dem das Schloſs gehörte, und klopfte an die Pforte. „Wer iſt es, der mein Eſſen verzehrt und meinen Meth trinkt, als wären Schweine drinnen?" rief er. Als die Katze das hörte, lief ſie ſogleich hinaus, trat an die Pforte und ſprach: „Wart einmal! ich will Dir erzählen, wie der Bauer es mit dem Winterkorn macht," und darauf erzählte ſie dem Trollen ſehr weitläufig vom Winterkorn: wie zuerſt der Bauer ſeinen Acker pflüge, darnach ihn dünge, und dann wieder pflüge u. ſ. w., bis plötzlich die Sonne aufging *). „Sieh Dich mal um, dann wirſt Du hinter Dir die ſchöne herrliche Jungfrau erblicken!" ſagte die Katze zum Trollen. Da ſah dieſer ſich um, erblickte die Sonne und barſt mitten von einander **).

„Nun gehört Alles Dir," ſagte darauf die Katze zu Petern: „Jetzt aber ſollſt Du mir den Kopf abſchlagen,

*) Bekanntlich ſind in Norwegen die Nächte um die Mitte des Sommers nur ſehr kurz, ſo daſs die Sonne faſt beſtändig am Himmel ſteht. Anm. d Überſ.

**) In der nordiſchen Mythologie heißt es ſonſt von den Schwarzelfen, daſs ſie in Stein verwandelt werden, ſobald die Sonne ſie beſcheint. Anm. d. Überſ.

das iſt der einzige Lohn, den ich für die Dienſte verlange, die ich Dir gethan habe.“ Das wollte aber Peter durchaus nicht. „Wenn Du es nicht thuſt,“ ſagte die Katze: „ſo kratze ich Dir die Augen aus.“ Da konnte Peter nicht anders, ſondern muſste thun, wie die Katze wollte, ſo ſauer es ihm auch ankam: mit einem Streich hatte er ihr den Kopf vom Rumpf abgehau't. Da ſtand aber plötzlich vor ihm die ſchönſte Prinzeſſinn, die man je geſehen hat, und Peter wurde augenblicklich ganz in ſie verliebt. „Alle dieſe Herrlichkeit gehörte früher mir,“ ſagte die Prinzeſſinn: „aber der Troll hatte mich verzaubert, ſo daſs ich als Katze in dem Hauſe Deiner Ältern ſein muſste. Nun kannſt Du thun, Was Du willſt, mich zu Deiner Gemahlinn nehmen, oder nicht; denn nun biſt Du König über das ganze Reich.“ — Der nicht nein ſagte, das war Peter, und es ward eine Hochzeit gehalten und ein Gaſtmahl, das dauerte ganze acht Tage lang. Nun war ich aber nicht länger bei dem Herrn Peter und der jungen Königinn.

29.

Aase*), das kleine Gänsemädchen.

Es war einmal ein König, der hatte so viele Gänse, daſs er eigens eine Dirn halten muſste, sie zu hüten; diese Dirn hieß Aase, und darum nannten die Leute sie Aase, das Gänsemädchen. Nun traf es sich, daſs der Königssohn von England aufs Freien ausreis'te, dem setzte Aase sich in den Weg. „Was sitzest Du da, Du kleine Aase?" sagte der Königssohn. „Ich sitze hier und flicke das Zeug und setze Lappen auf Lappen," sagte Aase: „denn ich warte auf den Königssohn von England." — „Den kannst Du nicht bekommen," sagte der Prinz. „Wenn ich ihn haben soll, dann werd' ich ihn wohl kriegen," sagte die kleine Aase. — Es wurden nun Maler ausgesandt nach allen Ländern und Reichen, die sollten die schönsten Prinzessinnen abmalen, und dann wollte der Königssohn sich eine zur Gemahlinn aussuchen. Eine von ihnen gefiel ihm auch so gut, daſs er sogleich zu ihr reis'te und um sie frei'te; sie sagte auch Ja und ward seine Braut, und darüber war

*) Sprich: Oße.

der Prinz außerordentlich vergnügt. Nun hatte aber der Prinz einen Stein, und wenn er den vor ſein Bett hinlegte, ſagte der ihm Alles, worüber er ihn befragte. Als daher die Prinzeſſinn angereiſ't kam, ſagte Aaſe, das Gänſemädchen, zu ihr, wenn ſie ſchon früher einen Liebſten gehabt hätte, oder ſich wegen einer gewiſſen Sache, wovon der Prinz Nichts wiſſen ſolle, etwa nicht frei fühle, ſo müſſe ſie ſich in Acht nehmen, daſs ſie nicht über den Stein trete, den der Prinz vor ſein Bett hingelegt hätte, denn der ſage ihm Alles. Als die Prinzeſſinn das hörte, ward ſie ſehr angſt und bat die kleine Aaſe, daſs ſie ſich am Abend an ihrer Stelle zu dem Prinzen ins Bett legen möchte, und wenn er dann eingeſchlafen ſei, wollten ſie wieder umtauſchen, ſo daſs er am Morgen, wenn es hell würde, die Rechte bei ſich hätte. Das thaten ſie denn auch. Als Aaſe, das Gänſemädchen, über den Stein trat, fragte der Prinz: „Wer iſt es, der in mein Bett ſteigt?" — „Reine und keuſche Jungfrau," ſagte der Stein, und darauf legten ſie ſich ſchlafen. In der Nacht aber kam die Prinzeſſinn und legte ſich an Aaſe's Stelle. Als ſie aber am andern Morgen aufſtanden, fragte der Prinz den Stein wieder: „Wer iſt es, der aus meinem Bett ſteigt?" — „Eine, die ſchon drei Kinder gehabt hat," ſagte der Stein. Wie der Prinz das hörte, wollte er ſie nicht haben, ſondern ſchickte ſie wieder nach Hauſe und nahm ſich eine andre Braut.

Als er nun die neue Braut beſuchen wollte, hatte Aaſe, das kleine Gänſemädchen, ſich wieder vor ihm in

den Weg hingeſetzt. „Was ſitzeſt Du hier, Du kleine Aaſe?“ ſagte der Prinz. „Ich ſitze hier und flicke das Zeug und ſetze Lappen auf Lappen, denn ich warte auf den Königsſohn von England,“ ſagte Aaſe. „Den kannſt Du nicht bekommen,“ ſagte der Königsſohn. „Wenn ich ihn haben ſoll, dann werd' ich ihn wohl kriegen.“ ſagte Aaſe.

Mit dieſer Prinzeſſinn ging es nun eben ſo, wie mit der vorigen, nur mit dem Unterſchied, daſs der Stein, als ſie am Morgen aufſtand, ſagte, ſie hätte ſchon ſechs Kinder gehabt. Nun wollte der Prinz auch ſie nicht haben, ſondern jagte ſie wieder aus dem Hauſe; aber einmal, meinte er, wollt' er's noch verſuchen, ob er nicht Eine finden könne, die noch eine reine und keuſche Jungfrau ſei. Er reiſ'te nun weit umher durch viele Länder, bis er endlich Eine fand, die er leiden mochte. Als er ſie darauf einmal beſuchte, hatte Aaſe, das Gänſemädchen, ſich wieder in den Weg hingeſetzt. „Was ſitzeſt Du hier, Du kleine Aaſe?“ fragte der Prinz. „Ich ſitze hier und flicke das Zeug und ſetze Lappen auf Lappen, denn ich warte auf den Königsſohn von England,“ ſagte Aaſe. „Den kannſt Du nicht bekommen,“ ſagte der Prinz. „Wenn ich ihn haben ſoll, dann werd' ich ihn wohl kriegen,“ verſetzte die kleine Aaſe.

Als die Prinzeſſinn ankam, ſagte Aaſe, das Gänſemädchen, zu ihr eben ſo, wie zu den beiden erſten, wenn ſie ſchon einen Liebſten gehabt hätte, oder ſonſt Etwas im Wege wäre, das der Prinz nicht wiſſen ſolle, ſo müſſe ſie nicht über den Stein treten, den der Prinz vor ſein

Bett hingelegt hätte, denn der ſage ihm Alles. Wie die Prinzeſſinn das hörte, ward ſie ſehr ängſtlich; aber ſie war eben ſo verſchlagen, wie die beiden andern, und bat Aaſe, daſs ſie ſich am Abend an ihrer Stelle zu dem Prinzen ins Bett legen möchte, und wenn er eingeſchlafen ſei, wollten ſie wieder umtauſchen, ſo daſs er am Morgen, wenn's hell würde, die Rechte bei ſich hätte. Das thaten ſie denn auch. Als Aaſe, das Gänſemädchen, über den Stein trat, fragte der Prinz wieder: „Wer iſt es, der in mein Bett ſteigt?" — „Reine und keuſche Jungfrau," ſagte der Stein, und darauf legten ſie ſich ſchlafen. In der Nacht aber ſteckte der Prinz einen Ring an Aaſa's Finger, der war aber ſo drange, daſs ſie ihn nicht wieder abkriegen konnte; denn der Prinz hatte nachgerade wohl gemerkt, daſs es nicht ganz richtig zuging, und darum wollt' er ein Zeichen haben, woran er die Rechte wieder erkennen könnte. Als der Prinz eingeſchlafen war, kam die Prinzeſſinn und jagte Aaſe in den Gänſeſtall und legte ſich ſelbſt an ihre Stelle ins Bett. Wie ſie nun am Morgen aufſtanden, und der Prinz fragte: „Wer iſt es, der aus meinem Bett ſteigt?" ſagte der Stein wieder: „Eine, die ſchon drei Kinder gehabt hat;" und als der Prinz das hörte, ward er ſo böſe, daſs er ſie augenblicklich aus dem Hauſe jagte. Darauf fragte er den Stein, wie es denn mit dieſen drei Prinzeſſinnen zuſammenhinge, die über ihn geſtiegen wären. Da erzählte ihm der Stein, wie die Sache ſich verhielt, und daſs die Prinzeſſinnen ihn betrogen und Aaſe, das kleine Gänſemädchen, an ihre Stelle gelegt hätten.

Das wollte der Prinz erſt nicht glauben und ging daher aufs Feld, wo Aaſe ſaß und die Gänſe hütete; denn er wollte ſehen, ob ſie wohl den Ring hätte. „Hat ſie den, ſo iſt es wohl am beſten, daſs ich ſie zur Gemahlinn nehme," dachte er. Als er nun zu ihr auf's Feld kam, ſah er, daſs ſie einen Lappen um ihren Finger gebunden hatte. Er fragte ſie, warum ſie das gethan hätte. „Ach," ſagte ſie: „ich habe mich ſo arg geſchnitten." Der Prinz wollte nun durchaus den Finger ſehen; aber Aaſe wollte den Lappen nicht abnehmen. Da ergriff er ihren Finger und hielt ihn feſt, und wie Aaſe ihn zurückziehen wollte, ging der Lappen ab, und nun erkannte der Prinz ſogleich ſeinen Ring. Da nahm er ſie mit ſich auf's Schloſs und gab ihr viele ſchöne Kleider und herrlichen Schmuck; und darauf hielten ſie Hochzeit. So bekam nun Aaſe, das kleine Gänſemädchen, den Königsſohn von England, bloſs weil es ſo beſtimmt war, daſs ſie ihn haben ſollte.

30.

Der Burſch und der Teufel.

Es war einmal ein Burſch, der ging auf einem Wege und knackte Nüſſe; da fand er eine, die war wurmſtichig, und im ſelben Augenblick begegnete ihm der Teufel. „Iſt es wahr," ſagte der Burſch: „was man ſagt, daſs der Teufel ſich ſo klein machen kann, als er will, und ſich durch ein Nadelöhr zwängen?" — „Ja," antwortete der Teufel. „Oh! laſs mich einmal ſehen und kriech in dieſe Nuſs!" ſagte der Burſch wieder; und das that der Teufel. Als er durch das Loch gekrochen war, ſchlug der Burſch einen Pflock hinein. „Nun hab' ich Dich!" ſagte er und ſteckte die Nuſs in die Taſche. Wie er nun ein Ende gegangen war, kam er zu einer Schmiede, da ging er hinein und bat den Schmied, er möchte ihm doch die Nuſs entzwei ſchlagen. „Ja, das ſoll leicht gethan ſein," antwortete der Schmied und nahm ſeinen kleinſten Hammer, legte die Nuſs auf den Amboſs und ſchlug zu; aber ſie wollte nicht entzwei. Da nahm er einen etwas größeren Hammer, aber der war auch noch nicht ſchwer genug; er

nahm nun einen noch größeren, aber der that's auch noch nicht. Da wurde der Schmied verdrießlich und nahm den großen Hammer: „Ich werde dich gleichwohl entzwei kriegen," ſagte er und ſchlug zu, all was er konnte. Da zerplatzte die Nuſs, daſs das ganze Schmiededach abflog, und es krachte, als ob die Hütte umſtürzen wollte. „Ich glaube, der Teufel war in der Nuſs!" ſagte der Schmied. „Ja, er war drin," ſagte der Burſch.

Die von P. Asbjörnsen und Jörgen Moe gesammelten norwegischen Volksmährchen, welche hier dem Publicum in zwei Bänden vorliegen, erschienen in der Originalsprache in einzelnen Heften, wovon das 4te (das letzte bis jetzt erschienene Heft) als „des zweiten Bandes erstes Heft" bezeichnet ist; die Sammlung ist also noch nicht als abgeschlossen anzusehen, ungeachtet seit dem Erscheinen des letzten Heftes bereits drei Jahre verflossen sind, wogegen die drei ersten Hefte im Verlauf eines einzigen Jahrs erschienen. Möge es den geehrten Herausgebern dieser Mährchen nicht an Aufmunterung fehlen, ihre schätzenswerthe Sammlung fortzusetzen, in der das nordische Element so frisch und kräftig bewahrt, und der Volkston so gut gehalten ist, so dass diese Sammlung sich, nach dem Urtheile gründlicher Kritiker, als eine der würdigsten an die der Brüder Grimm anschließt.

Dass alle diese Mährchen aus dem Munde des norwegischen Volkes selbst gesammelt, und nicht etwa neuere Dichtungen sind, bemerkt ausdrücklich einer der Herausgeber, der Herr P. Asbjörnsen, in der Einleitung zu seinen „Huldre-Eventyr," eine Sammlung norwegischer Volksmährchen, worin die neckischen Huldregeister, wie in den vorliegenden die ungeschlachten Trollen, die wichtigste Rolle spielen, welche Mährchen jedoch im Ganzen mehr den Charakter örtlicher Sagen an sich tragen. Sobald diese Sammlung zu einem Bändchen herangewachsen ist, werden wir nicht unterlassen, auch diese dem deutschen Publicum mitzutheilen.

Was die Übersetzung der vorliegenden Mährchen betrifft, so habe ich mich, so weit es der Genius der Sprache nur erlaubte, genau an den Originaltext gehalten. Einzelne unbedeutende

Abänderungen wurden jedoch nothwendig, wenn ich nicht zu schleppenden und allzu ermüdenden Umschreibungen meine Zuflucht nehmen wollte. So ist z. B. in dem Mährchen: „Der Gertrudsvogel" der Ausdruck Levse auf deutsch bloß durch Brod wiedergegeben, obgleich das nordische Levse sonst eine Art weiches mit einem runden Holze flach gerolltes Gebäck bezeichnet. — Die sehr oft vorkommende Redensart bei den Trollen: „Her lugter saa christen Mands Been" habe ich durch die in deutschen Mährchen sehr übliche Redensart im Munde der Riesen: „Es riecht hier so nach Menschenfleisch" wiedergegeben; vielleicht wäre es jedoch in diesem Falle richtiger gewesen, dem nordischen Charakter getreu, zu sagen: „Es riecht hier so nach Christenfleisch," weil eben dadurch der unversöhnliche Hass der Trollen gegen das Christenthum sich ausspricht, obwohl sie überdies auch oft als Menschenfresser erscheinen. Diese Bemerkung drängte sich mir jedoch erst auf, nachdem meine Übersetzung schon gedruckt war, und es bleibt mir daher nur übrig, falls ich hiedurch einen wirklichen Fehler begangen haben sollte, um gütige Nachsicht zu bitten. — Einzelne nordische Ausdrücke, die sich durchaus nicht übersetzen ließen, wenn nicht das nordische Element gänzlich verwischt werden sollte, habe ich unverändert beibehalten und in einer unten begefügten Note die Erklärung davon gegeben.

Schließlich noch meinen innigsten Dank den in Kopenhagen lebenden Normännern, welche mir über die so häufig in dem Originaltexte vorkommenden norwegischen Provinzialismen die nöthige Aufklärung gegeben haben. Den größten Theil dieser Provinzialismen habe ich durch deutsche Provinzialismen wiederzugeben gesucht, weil eben dadurch das Naive in der Volkserzählung so charakteristisch hervortritt.

F. Bresemann.

Berlin im October. 1846.

Norwegiſche Volksmährchen.

II.

Norwegiſche
Volksmährchen,

geſammelt

von

P. Asbjörnſen und Jörgen Moe.

Deutſch von Friederich Breſemann.

Mit einem Vorworte

von

Ludwig Tieck.

Zweiter Band.

Verlegt

von

M. Simion in Berlin.

1847.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Inhalt.

		Seite
1.	Die ſieben Füllen	1.
2.	Gidſke	11.
3.	Die zwölf wilden Enten	19.
4.	Der Meiſterdieb	29.
5.	Die drei Schweſtern im Berge	50.
6.	Von dem Rieſen, der kein Herz im Leibe hatte	58.
7.	Die Grimsſchecke	68.
8.	Es hat keine Noth mit Dem, in welchen alle Weiber verliebt ſind	83.
9.	Die Lügenprobe	96.
10.	Die drei Böcke Brauſewind, die nach der Koppel gehen und ſich fett machen wollten	99.
11.	Öſtlich von der Sonne und weſtlich vom Mond	102.
12.	Von dem Huhn, das nach dem Dovrefjeld wollte, damit nicht die Welt vergehen ſollte	118.
13.	Der Mann, der das Haus beſchicken ſollte	122.
14.	Däumerling	127.
15.	Hakon Borkenbart	129.

Seite

16. Die Meiſterjungfer . . . . . 140.
17. Wohl gethan und ſchlecht gelohnt . . . . . 162.
18. Treu und Untreu . . . . . 166.
19. Peter und Paul und Esben Aſchenbrödel . . . . . 174.
20. Die Mühle, die auf dem Meergrunde mahlt . . . . 182.
21. Die Prinzeſſinn auf dem gläſernen Berg . . . . . 189.
22. Schmierbock . . . . . 203.

1.

Die sieben Füllen.

Es waren einmal ein Paar arme Leute, die wohnten in einer elenden Hütte, weit weg in einem Walde, und hatten nicht Mehr, als aus der Hand in den Mund, und kaum einmal das; aber drei Söhne hatten sie, und der jüngste von ihnen war Aschenbrödel, denn er that nichts Anders, als in der Asche wühlen.

Eines Tages sagte der älteste Bursch, er wolle fort und sich einen Dienst suchen; dagegen hatten die Ältern Nichts einzuwenden, und er wanderte hinaus in die Welt. Er ging den ganzen Tag, und als es Abend ward, kam er zu einem Königsschloss. Da stand der König draußen auf der Treppe und fragte ihn, wo er hin wolle. „O, ich suche mir nur einen Dienst," sagte der Bursch. „Willst Du bei mir dienen und meine sieben Füllen hüten?" fragte ihn der König. „Wenn Du sie einen ganzen Tag hüten kannst und mir am Abend sagen, Was sie essen und Was sie trinken, so sollst Du die Prinzessinn und das halbe Reich haben," sagte er: „kannst Du es aber nicht, so schneide

ich Dir drei rothe Riemen aus Deinem Rücken.“ Ja, das, meinte der Burſch, wär' eine leichte Arbeit, damit wollt' er ſchon fertig werden.

Am Morgen, als es Tag wurde, ließ der Stallmeiſter die ſieben Füllen aus; dieſe fort, und der Burſch hinter ihnen her, und darauf ging's über Berg und Thal, durch Ruſch und durch Buſch. Als der Burſch eine gute Weile gelaufen hatte, fing er an, müde zu werden, und als er's noch eine Zeitlang ausgehalten, da hatt' er das Hüten völlig ſatt. Er ſtand eben vor einer Bergſchlucht, wo ein altes Weib ſaß und die Spindel dreh'te; als die den Burſchen erblickte, der hinter den Füllen herlief, daſs ihm der Schweiß von der Stirne troff, rief ſie: „Komm her, mein ſchmucker Burſch! ich will Dir den Kopf krauen.“ Das war dem Burſchen ſchon recht; er ſetzte ſich zu dem alten Weib in der Bergſchlucht und legte ſeinen Kopf auf ihren Schoß, und nun krau'te ſie ihn den ganzen Tag, während er da lag und ſich runkſ'te. Als es Abend wurde, wollte der Burſch fort: „Es iſt wohl am beſten, ich gehe nur wieder heim zu meinen Ältern,“ ſagte er: „denn daſs ich auf's Schloſs zurückkehre, kann doch Nichts nützen.“ — „Warte nur, bis es dunkel geworden iſt,“ ſagte das Weib: „dann kommen die Füllen hier wieder vorbei, und dann kannſt Du mit ihnen zurücklaufen; denn es weiß Niemand, daſs Du hier den ganzen Tag auf meinem Schoß gelegen haſt, anſtatt ſie zu hüten.“ Als nun die Füllen ankamen, gab das Weib dem Burſchen eine Flaſche mit Waſſer und einen Büſchel Moos>

das ſollte er dem König zeigen und ſagen, das wäre Das, was die ſieben Füllen äßen und tränken.

„Haſt Du nun die Füllen den ganzen Tag treu gehütet?“ fragte ihn der König, als er am Abend ankam. „Ja, das hab' ich,“ ſagte der Burſch. „Kannſt Du mir denn ſagen, Was ſie eſſen, und Was ſie trinken?“ fragte der König. Da zeigte der Burſch ihm die Flaſche mit Waſſer und den Büſchel Moos, was er von der Alten bekommen hatte. „Da ſiehſt Du, Was ſie eſſen, und da ſiehſt Du, Was ſie trinken,“ ſagte er. Da wußte nun der König gleich, wie er ſie gehütet hatte, und er wurde ſo zornig, daſs er ſeinen Leuten befahl, ſie ſollten ihn ſogleich aus dem Hauſe jagen, erſt aber ſollten ſie ihm drei rothe Riemen aus ſeinem Rücken ſchneiden und Salz hineinſtreuen. Als darauf der Burſch zu Hauſe kam, ſo kannſt Du Dir wohl vorſtellen, wie ihm zu Muthe war. Einmal wäre er ausgegangen, um zu dienen, ſagte er: aber er thät's nicht zum zweiten Mal.

Den Tag darauf ſagte der zweite Sohn, nun wolle er auch einmal in die Welt und ſein Glück verſuchen. Die Ältern aber ſagten nein, und er möchte nur den Rücken ſeines Bruders betrachten; aber der Sohn bat ſo lange, bis ſie ihn denn zuletzt reiſen ließen. Wie er nun einen ganzen Tag gewandert hatte, kam er auch zu dem Königsſchloſs. Da ſtand der König auf der Treppe und fragte ihn, wo er hin wolle; und als der Burſch ſagte, er wolle ſich nach einem Dienſt umhören, ſagte der König, er könne bei ihm in Dienſt kommen, wenn er ſeine

ſieben Füllen hüten wolle, ſetzte ihm aber dieſelbe Strafe und denſelben Lohn aus, wie er beides ſeinem Bruder ausgeſetzt hatte. Ja, dem Burſchen war das recht, und er nahm ohne weiteres Bedenken den Dienſt an; denn er meinte, er wolle die Füllen ſchon hüten und dem König ſagen, Was ſie äßen und Was ſie tränken.

Sobald es Tag wurde, ließ der Stallmeiſter die ſieben Füllen hinaus; dieſe fort über Berg und Thal, und der Burſch hinter ihnen her. Aber es ging ihm nicht beſſer, als dem Bruder. Als er ſo lange hinter den Füllen hergelaufen war, bis er ganz müde geworden und über und über mit Schweiß bedeckt war, kam er ebenfalls an die Bergſchlucht, wo das alte Weib ſaß und die Spindel dreh'te. „Komm her, mein ſchmucker Burſch! ich will Dir den Kopf krauen," rief ſie. Das däuchte dem Burſchen ganz gut; er ließ die Füllen laufen, wohin ſie wollten, ſetzte ſich zu dem Weib in der Bergſchlucht, und da lag er nun und runkſ'te ſich den ganzen Tag.

Als die Füllen am Abend zurückkamen, gab das alte Weib ihm auch eine Flaſche mit Waſſer und einen Büſchel Moos, welches er dem König zeigen ſollte. Als aber darauf der König den Burſchen fragte, ob er ihm ſagen könne, Was die ſieben Füllen äßen und Was ſie tränken, und dieſer ihm die Waſſerflaſche und den Moosbüſchel hinhielt und ſagte: „Da ſiehſt Du, Was ſie eſſen, und da ſiehſt Du, Was ſie trinken," ward der König ſo zornig, daſs er befahl, ihm drei rothe Riemen aus ſeinem Rücken zu ſchneiden und Salz hineinzuſtreuen und ihn

dann augenblicklich fortzujagen. Wie nun der Burſch zu Hauſe kam, erzählte er ebenfalls, wie's ihm ergangen war, und ſagte, einmal wäre er ausgegangen, um zu dienen, aber er thät's nicht zum zweiten Mal.

Den dritten Tag wollte Aſchenbrödel ſich aufmachen. Er hätte große Luſt, ſagte er, auch mal zu verſuchen, die ſieben Füllen zu hüten. Die Andern aber lachten und hatten ihn zum Beſten. „Wenn es uns ſo gegangen iſt," ſagten ſie: „ſo ſollſt Du wohl was ausrichten, Du, der nie etwas Andres gethan hat, als auf dem Herd liegen und in der Aſche wühlen." — „Einerlei," ſagte Aſchenbrödel: „ich will aber fort; denn ich hab's mir einmal in den Kopf geſetzt," — und wie ſehr die Brüder ihn auch auslachten, und die Ältern ihn bitten mochten, es half Alles nichts: Aſchenbrödel muſste fort. Als er nun den ganzen Tag marſchirt hatte, kam er endlich gegen Abend auch zu dem Königsſchloſs. Der König ſtand wieder draußen auf der Treppe und fragte ihn, wo er hin wolle. „Ich wollte mich nur nach einem Dienſt umhören," ſagte Aſchenbrödel. „Wo biſt Du her?" fragte ihn der König, denn er wollte ſich erſt etwas näher erkundigen, eh' er wieder Jemanden in Dienſt nahm. Aſchenbrödel erzählte ihm nun, wo er her ſei, und daſs er der Bruder von den Zweien wäre, die vor ihm die Füllen gehütet hätten, und fragte, ob er den nächſten Tag nicht auch verſuchen dürfte, ſie zu hüten. „Twi!" ſagte der König und gerieth ganz in Zorn: „biſt Du der Bruder von den Zweien, ſo taugſt Du auch wohl nicht viel mehr, als ſie; von ſolchen Leu-

ten habe ich ſchon Genug gehabt." — „Was ſchadt's?" ſagte Aſchenbrödel: „da ich doch einmal hier bin, ſo könnt' ich's ja auch mal verſuchen." — „Nun ja, wenn Du denn durchaus Deinen Rücken geſchunden haben willſt, dann meinetwegen!" ſagte der König. „Ich möchte weit lieber die Prinzeſſinn haben," ſagte Aſchenbrödel.

Am Morgen, als es Tag wurde, ließ der Stallmeiſter die ſieben Füllen hinaus; dieſe fort über Berg und über Thal, durch Ruſch und durch Buſch, und Aſchenbrödel immer hinter ihnen her. Als er ihnen eine gute Weile nachgelaufen war, kam er auch zu der Bergſchlucht; da ſaß wieder das alte Weib mit ihrer Spindel und rief Aſchenbrödel zu: „Komm her, mein ſchmucker Burſch! ich will Dir den Kopf krauen!" — „Küß mich hinten!" ſagte Aſchenbrödel, hielt ſich feſt an dem Schweif des jüngſten Füllen und ſprang fort. Als ſie die Bergſchlucht hinter ſich hatten, ſagte das Füllen zu ihm: „Setze Dich auf meinen Rücken, denn wir haben noch einen weiten Weg," und das that Aſchenbrödel.

Nun ging's noch ein weites Ende fort. „Siehſt Du Etwas?" ſagte das Füllen. „Nein," ſagte Aſchenbrödel. Damit ging's noch ein gutes Ende weiter. „Siehſt Du jetzt Etwas?" fragte das Füllen wieder. „Nein," ſagte der Burſch. Als ſie nun eine weite, weite Strecke zurückgelegt hatten, fragte das Füllen wieder: „Siehſt Du jetzt Etwas?" — „Ja, nun ſeh' ich etwas Weißes ſchimmern," ſagte Aſchenbrödel: „es ſieht aus wie ein großer, dicker Birkenſtamm." — „Da müſſen wir hin," ſagte das Füllen.

Als ſie nun hinkamen, riſs das älteſte Füllen den Stamm aus und warf ihn bei Seite. Da öffnete ſich an der Stelle, wo der Stamm geſtanden hatte, eine Thür — drinnen war ein kleines Zimmer, und in dem Zimmer war nichts Anders, als ein kleiner Herd und ein paar Bänke; und hinter der Thür hing ein altes roſtiges Schwert, eine Flaſche und ein Krug. „Kannſt Du das Schwert ſchwingen?" fragte das Füllen. Aſchenbrödel machte einen Verſuch, aber er konnt's nicht ſchwingen. Da muſste er einen Trunk aus der Flaſche thun, erſt einmal, dann noch einmal, und dann noch einmal, und da konnt' er es ſchwingen wie gar Nichts. „Jetzt muſſt Du das Schwert mit Dir nehmen," ſagte das Füllen: und an Deinem Hochzeitstage muſſt Du uns allen ſieben damit den Kopf abhauen, dann werden wir wieder zu Prinzen, wie wir ehedem waren; denn wir ſind die Brüder der Prinzeſſinn, die Du heirathen ſollſt, wenn Du dem König ſagen kannſt, Was wir eſſen, und Was wir trinken; — ein böſer Troll hatte dieſe Ham's*) auf uns geworfen. Wenn Du uns aber dann den Kopf abgehauen haſt, muſſt Du vorſichtig jeden Kopf beim Schwanz desjenigen Rumpfes hinlegen, auf dem er geſeſſen; alsdann hat der Zauber keine Macht mehr über uns." Aſchenbrödel verſprach, Alles genau zu

*) Ham bezeichnet in der nordiſchen Mythologie eine zauberkräftige Haut irgend eines Thiers mit den daran befindlichen Haaren, oder Federn, wodurch Derjenige, auf welchen dieſe Haut geworfen ward, augenblicklich in ein ſolches Thier verwandelt wurde. Anm. d. Überſ.

thun, wie das Füllen ihm geſagt hatte, und darauf ging es wieder fort.

Als ſie nun eine lange Strecke Weges zurückgelegt hatten, fragte das Füllen: „Siehſt Du Etwas?“ — „Nein,“ ſagte Aſchenbrödel. Als ſie darauf ein gutes Ende weiter gekommen waren, fragte das Füllen wieder: „Siehſt Du jetzt Etwas?“ — „Nein, ich ſehe Nichts,“ ſagte Aſchenbrödel. Nun ging es viele, viele Meilen weit über Berge und über Thäler. Endlich fragte das Füllen wieder: „Siehſt Du jetzt Etwas?“ — „Ja, nun ſeh' ich einen blauen Streifen weit weit in der Ferne,“ ſagte Aſchenbrödel. „Das iſt ein Fluſs,“ ſagte das Füllen: „da müſſen wir hinüber.“ Über den Fluſs aber führte eine lange ſchöne Brücke, und als ſie auf die andre Seite gekommen waren, ging es wieder eine lange Strecke weiter. Endlich fragte das Füllen wieder, ob Aſchenbrödel Nichts ſähe. Ja, da ſah' er weit in der Ferne etwas Schwarzes, das ſah aus wie ein Kirchthurm. „Da müſſen wir hinein,“ ſagte das Füllen.

Als die Füllen auf den Kirchhof kamen, wurden ſie wieder in Menſchen verwandelt; ſie ſahen nun aus wie Königsſöhne und hatten ſo prächtige Kleider an, daſs es glitzerte und blitzerte. Darauf gingen ſie in die Kirche und empfingen von dem Prieſter, der vor dem Altar ſtand, Brod und Wein. Aſchenbrödel ging auch mit hinein; und als der Prieſter die Hände auf die Prinzen gelegt und ſie geſegnet hatte, gingen ſie wieder hinaus, und Aſchenbrödel folgte ihnen nach; zuvor aber ſteckte er eine Flaſche mit Wein

und ein Altarbrod zu ſich. Sowie die Prinzen den Kirchhof verlaſſen hatten, waren ſie wieder in Füllen verwandelt, und nun ging es wieder desſelben Weges zurück, den ſie gekommen waren, aber noch viel ſchneller, als vorher. Erſt kamen ſie über die Brücke, dann kamen ſie zu dem Birkenſtamm, und dann zu dem alten Weib, das in der Bergſchlucht ſaß und ſpann. Es ging aber ſo ſchnell, daſs Aſchenbrödel nicht hören konnte, Was das alte Weib, das hinter ihm herſchrie, ſagte; ſo Viel verſtand er jedoch, daſs ſie ganz bitterböſe war.

Es war beinahe dunkel geworden, als er am Schloſs ankam, und der König ſtand auf der Treppe und wartete auf ihn. „Haſt Du nun die Füllen den ganzen Tag treu gehütet?“ fragte er Aſchenbrödel. „Ich habe mein Beſtes gethan,“ antwortete dieſer. „So kannſt Du mir denn wohl ſagen, Was ſie eſſen, und Was ſie trinken,“ verſetzte der König. Da nahm Aſchenbrödel die Flaſche mit Wein und das Altarbrod hervor und ſprach: „Da ſiehſt Du, Was ſie eſſen, und da ſiehſt Du, Was ſie trinken.“ — „Ja, Du haſt ſie treu gehütet,“ ſagte der König: „und nun ſollſt Du die Prinzeſſinn und das halbe Reich haben.“ Da wurde denn alsbald eine Hochzeit gefeiert, daſs man ſich weit und breit davon zu erzählen hatte. Als ſie aber bei Tafel ſaßen, ſtand der Bräutigam von der Bank auf und ging hinunter in den Stall, um, wie er ſagte, noch Etwas zu holen, das er dort vergeſſen hätte. Er that nun, wie die Füllen ihm geſagt hatten, und hau'te ihnen allen ſieben den Kopf ab, zuerſt dem älteſten, und

dann den übrigen, sowie sie auf einander folgten; jeden Kopf aber legte er sorgfältig bei dem Schwanz desjenigen Rumpfes hin, auf dem er gesessen hatte, und sowie er das that, wurden alle die Füllen wieder in Prinzen verwandelt. Als er nun mit den sieben Prinzen in den Hochzeitssaal eintrat, war der König so erfreu't, daſs er ihn umarmte und ihn küſste; und seine Braut hielt noch mehr von ihm, als sie schon vorher von ihm gehalten hatte. „Das halbe Reich gehört jetzt Dir," sagte der König: „und die andre Hälfte sollst Du nach meinem Tode haben; denn meine Söhne können sich jetzt, da sie wieder Prinzen geworden sind, selber Land und Reich erwerben." Nun war die Freude und der Jubel erst recht groß bei der Hochzeit. Ich war auch mit dabei; aber es hatte Niemand Zeit, an mich zu denken: ich bekam nichts Anders, als ein Butterbrod, das legte ich auf den Ofen, und das Brod verbrannte, und die Butter schmolz, und nie habe ich wieder das Allergeringste bekommen.

2.

Gidſke.

Es war einmal ein Wittmann, der hatte eine Haushälterinn, Namens Gidſke, die wollte ihn gern zum Mann haben und lag ihm immer in den Ohren, daſs er ſie heirathen ſollte. Zuletzt wurde der Mann es überdrüſſig; aber er wuſste nicht, wie er's anfangen ſollte, um ſie los zu werden. Nun war es eben um die Zeit, daſs der Hanf geſchnitten werden ſollte, und weil Gidſke ſich immer für ſo tüchtig und flink hielt, fing ſie an, den Hanf zu ſchneiden und ſchnitt ſo lange, bis ſie ſchwindlig im Kopf ward von dem ſtrengen Geruch und umfiel und auf dem Hanf-Felde liegen blieb. Während ſie nun da lag und ſchlief, kam der Mann mit einer Schere und ſchnitt ihr den Rock ganz kurz ab; darnach beſchmierte er ſie erſt mit Talg und dann mit Ruſs, ſo daſs ſie ärger ausſah, als der lebendige Teufel. Als Gidſke erwachte und ſah, wie häſslich ſie war, kannte ſie ſich ſelbſt nicht mehr. „Bin ich's, oder bin ich's nicht?" ſagte ſie: „Nein, ich kann's nicht ſein; denn ſo häſslich bin ich ja mein Lebtag nicht geweſen; es muſs der Teufel ſein." Um

nun hierüber ins Reine zu kommen, ging ſie hin und öffnete ein klein wenig die Thür zu der Stube ihres Herrn und fragte: „Iſt Eure Gidſke zu Hauſe?“ — „Ei freilich iſt ſie zu Hauſe!“ ſagte der Mann, weil er ſie gern quitt ſein wollte. „So kann ich alſo nicht Gidſke ſein,“ dachte ſie und ſockte fort, und Der ſich freu'te, das war der Mann. Als ſie nun ein gutes Ende gegangen war, kam ſie in einen großen Wald; da begegneten ihr zwei Spitzbuben. „Mit denen will ich mich ins Geleit geben,“ dachte Gidſke: „denn weil ich doch einmal der Teufel bin, ſo iſt das eben für mich die rechte Geſellſchaft.“ Die Diebe dachten aber nicht ſo, ſondern als ſie Gidſke erblickten, ſchwangen ſie die Ferſen und machten ſich aus dem Staube, ſo ſchnell ſie nur konnten; denn ſie glaubten der Leibhaftige wäre hinter ihnen her und wollte ſie holen; aber es half ihnen nicht viel; denn Gidſke war langbeinig und ſchnell zu Fuß, und eh' ſie ſich's verſahen, hatte ſie ſie eingeholt.

„Wollt Ihr aufs Stehlen aus, ſo will ich mit Euch und Euch helfen,“ ſagte Gidſke: „denn ich weiß hier in der Gegend gut Beſcheid.“ Als die Diebe das hörten, meinten ſie, das wäre eine gute Geſellſchaft, und waren nun nicht länger bange.

Sie wollten gern hin und ein Schaf ſtehlen, ſagten ſie: aber ſie wüßten nicht, wo wohl eins zu holen wäre. „Ach, das iſt eine Kleinigkeit,“ ſagte Gidſke: „Ich habe lange bei einem Bauern hier im Wald gedient und kann den Schafſtall mitten in der Nacht finden.“ Das däuchte den Spitzbuben ganz herrlich, und als ſie zu dem Schaf-

ſtall kamen, ſollte Gidſke hineingehen und herausſchicken, und ſie wollten's draußen in Empfang nehmen. Der Schafſtall lag aber dicht an der Stube, wo der Mann ſchlief; darum ging Gidſke ganz leiſe und behutſam hinein; als ſie aber drinnen war, ſchrie ſie zu den Dieben hinaus: „Wollt Ihr einen Bock, oder ein Schaf? Hier iſt von Allen!“ — „Scht! ſcht!“ ſagten die Diebe: „nimm bloß Einen, der brav fett iſt!“ — „Ja, aber wollt Ihr einen Bock, oder ein Schaf? Wollt Ihr einen Bock, oder ein Schaf? Denn hier iſt Genug von Allen!“ ſchrie Gidſke. „So ſchweig' doch ſtill!“ ſagten die Diebe: „nimm bloß Einen, der brav fett iſt, dann iſt's einerlei, ob's ein Bock, oder ein Schaf iſt.“ — „Ja, aber wollt Ihr einen Bock, oder ein Schaf? Wollt Ihr einen Bock, oder ein Schaf? Hier iſt Genug von Allen!“ dabei blieb Gidſke. „So halt doch Dein Maul und nimm bloß Einen, der brav fett iſt, ob's dann ein Bock, oder ein Schaf iſt,“ ſagten die Diebe. Indem kam der Mann, der über den Lärm erwacht war, heraus im bloßen Hemd, und wollte ſehen, Was da los war. Die Diebe liefen davon, und Gidſke hinter ſie drein, ſo daſs ſie den Mann über den Haufen lief. „So wartet doch!“ ſo wartet doch!“ ſchrie ſie. Der Mann, der bloß das ſchwarze Ungeheuer geſehen hatte, war ſo erſchrocken, daſs er anfangs gar nicht wagte, wieder aufzuſtehen; denn er glaubte, es ſei der Teufel ſelber, der aus ſeinem Schafſtall gefahren kam. Zuletzt ging er wieder ins Haus, weckte alle ſeine Leute auf und fing mit ihnen

an, zu leſen und zu beten; denn er hatte gehört, daſs man dadurch den Teufel fortbannen könne.

Den andern Abend wollten die Diebe eine fette Gans ſtehlen, und Gidſke ſollte ihnen den Weg zeigen. Als ſie nun zum Gänſeſtall kamen, ſollte Gidſke hineinſteigen und herausſchicken, und ſie wollten's in Empfang nehmen. „Wollt Ihr eine Gans, oder einen Gänſerich? Hier iſt genug von Allen!“ ſchrie Gidſke, als ſie in den Stall gekommen war. „Scht! ſcht! nimm bloß Einen, der brav fett iſt!“ ſagten die Diebe. „Ja, aber wollt Ihr eine Gans, oder einen Gänſerich? Wollt Ihr eine Gans, oder einen Gänſerich? Hier iſt Genug von Allen!“ ſchrie Gidſke. „Still! ſtill! nimm bloß Einen, der brav fett iſt, ſo iſt's einerlei, ob's eine Gans, oder ein Gänſerich iſt, und dann halt Dein Maul!“ ſagten die Diebe. Während nun Gidſke rief, und die Diebe ſie tuſchten, fing eine Gans an zu ſchreien, dann eine zweite, und endlich ſchrien ſie alle mit einander, aus vollem Halſe. Da ſprang der Mann heraus und wollte ſehen, Was es gab — die Diebe auf und davon, ſo ſchnell ſie nur konnten, und Gidſke hinter ſie drein wie ein Unwetter, ſo daſs der Bauer glaubte, es ſei der lebendige Teufel; denn langbeinig war ſie, und die Röcke hielten ſie nicht auf. „So wartet doch!“ rief Gidſke: „Ihr könnt ja bekommen, Was Ihr wollt, ob's denn eine Gans, oder ein Gänſerich iſt.“ Aber die Spitzbuben hatten keine Zeit, und der Bauer mit ſeinen Leuten fing an zu leſen und zu beten; denn ſie glaubten

alle nicht anders, als daſs der Teufel in dem Gänſeſtall geweſen ſei.

Den dritten Tag waren die Diebe mit ſammt Gidſke ſo hungrig, daſs ihnen der Magen pfiff, und ſie beſchloſſen daher, bei einem reichen Bauern, der am Wald wohnte, aufs Stabur zu gehen und ſich Etwas zu eſſen zu ſtehlen. Gegen Abend gingen ſie hin; die Diebe aber wagten ſich nicht hinauf, ſondern Gidſke ſollte aufs Stabur gehen und herunterſchicken, und ſie wollten's in Empfang nehmen. Als Gidſke hinaufkam, war da vollauf von Allem: von Fleiſch und Speck und Wurſt und Erbſenbrod. Die Diebe tuſchten ſie und ſagten, ſie ſolle nur einige Lebensmittel herauswerfen und nicht viel Gerede machen; denn ſie wüſste wohl, wie's ihnen die beiden vorigen Male gegangen wäre. Aber Gidſke ſchrie wieder, daſs es nur ſo ſchallte: „Wollt Ihr Fleiſch, oder Speck, oder Wurſt, oder Erbſenbrod? herrliches Erbſenbrod! Ihr könnt kriegen, Was Ihr wollt; denn hier iſt Genug von Allem!“ Der Mann auf dem Gehöft, der über das Geräuſch erwachte, kam heraus und wollte ſehen, Was es gab. Die Diebe davon, ſo ſchnell ſie konnten, und Gidſke ihnen nach in einer Höllenfahrt. Als der Mann das Ungethüm erblickte, glaubte er ebenfalls, der Teufel ſei los, denn er hatte gehört, Was ſich die beiden Abende vorher zugetragen, und er fing an zu leſen und zu beten, und mit ihm alle Leute auf dem ganzen Gehöft, damit ſie den Teufel fortbannten.

Am Samstag-Abend wollten die Diebe ſich einen fetten Bock zum Sonntag ſtehlen; ſie konnten's auch wohl nöthig haben, denn ſie hatten ſchon viele Tage gehungert; aber Gidſke wollten ſie das Mal nicht mit haben, denn ſie richte doch bloß Unheil mit ihrem Maul an, ſagten ſie. Als aber am Sonntag-Morgen die Spitzbuben noch nicht zurückgekehrt waren, fühlte Gidſke einen entſetzlichen Hunger — denn ſie hatte in drei Tagen faſt nicht das Geringſte genoſſen — und ging daher ins Rübenfeld, gnitſchte und gnatſchte und zog ſich eine Rübe nach der andern auf. Indeß kam der Mann gegangen, dem das Rübenfeld gehörte; wie der das ſchwarze Ungethüm ſah, das in ſeinen Rüben ging und gnatſchte, glaubte er ebenfalls, es ſei der Lebendige. Er auf und davon nach Hauſe, ſo ſchnell er nur konnte und erzählte, daſs der Teufel in ſeinem Rübenfeld wäre. Als die Leute auf dem Gehöft das hörten, erſchraken ſie gewaltig und glaubten, es wäre am beſten, nach dem Pfarrer zu ſchicken, damit er den Teufel feſtmache. „Nein, das geht nicht an, daſs wir nach dem Pfarrer ſchicken," ſagte die Hausfrau: „denn es iſt ja Sonntag-Morgen, und da iſt er noch nicht aufgeſtanden, und wenn er auch ſchon aufgeſtanden iſt, ſo kommt er doch nicht, denn er muſs auf ſeinen Text ſtudiren." —

„O, ich verſpreche ihm ein fettes Maſtkalb, dann wird er ſchon kommen," ſagte der Mann und machte ſich auf zum Pfarrhof. Als er aber dort ankam, war der Pfarrer noch nicht aufgeſtanden. Das Dienſtmädchen hieß den Mann

eintreten, und ging hinauf zum Pfarrer und ſagte, es wäre unten ein Mann, der wäre ſo und ſo und wollte gern ein Wort mit dem Herrn Pfarrer ſprechen. Als der Pfarrer hörte, daſs es ein ſo braver Mann war, der ihn ſprechen wollte, ſtand er ſogleich auf und kam herunter in Pantoffeln und mit der Nachtmütze.

Der Mann erzählte ihm nun ſein Anliegen und ſagte, der Teufel wäre los in ſeinem Rübenfeld, und wenn der Herr Pfarrer helfen wollte, ihn feſtzumachen, ſo wolle er ihm auch ein fettes Maſtkalb ſchicken. Ja, der Pfarrer war ſogleich bereit und wollte nur ſeinen Burſchen rufen, daſs er dem Pferd den Sattel auflege, während er ſich ankleide. „Nein, Gevatter, das geht nicht," ſagte der Mann: „denn der Teufel läſſt nicht auf ſich warten, und hat er ſich erſt wieder aus dem Staub gemacht, ſo hält's ſchwer, ihn wieder zu attrapiren; Ihr müſſt darum ſogleich mit, wie Ihr geht und ſteht." Der Pfarrer muſste nun fort in ſeinen Pantoffeln und mit der Nachtmütze; als ſie aber ins Erlenbruch kamen, war der Boden ſo locker, daſs der Pfarrer in den Pantoffeln nicht fortkonnte. Da lud der Mann ihn auf den Rücken und trug ihn huckepack, indem er ganz vorſichtig immer von einem Bülten auf den andern trat. Als ſie nun ungefähr bis in die Mitte gekommen waren, bemerkte Gidſke die Beiden und glaubte, es wären die Diebe, welche mit dem Bock kämen. „Iſt er brav fett? iſt er brav fett?" ſchrie ſie, daſs es ins Holz ſchallte. „Ich weiß den Teufel, ob er fett iſt, oder

mager," ſagte der Mann: „willſt Du's aber wiſſen, ſo komm ſelber und ſieh zu!" und damit warf er den Pfarrer mitten in die Plampe und lief davon. Und iſt der Pfarrer nicht wieder aufgeſtanden, ſo liegt er wohl noch da.

3.

Die zwölf wilden Enten.

Es war einmal eine Königinn, die fuhr einſt bei Winterzeit, da friſcher Schnee gefallen war, in einem Schlitten. Unterweges fing ihr die Naſe an zu bluten, und ſie mußte daher ausſteigen. Während ſie nun da ſtand und ſich an einen Zaun lehnte, betrachtete ſie ihr rothes Blut in dem weißen Schnee; da dachte ſie bei ſich ſelbſt: „Ich habe nun zwölf Söhne, und keine einzige Tochter; hätte ich eine Tochter, ſo weiß wie Schnee und ſo roth wie Blut, dann wollt' ich mich um die Söhne nicht weiter grämen.“ Kaum hatte ſie das ſo leiſe vor ſich hin geſprochen, als plötzlich eine Trollhexe vor ihr ſtand. „Eine Tochter ſollſt Du bekommen,“ ſagte ſie: „und die ſoll ſo weiß ſein wie Schnee und ſo roth wie Blut; dann aber ſollen Deine Söhne mir gehören; jedoch kannſt Du ſie ſo lange bei Dir behalten, bis die Tochter getauft iſt.“

Als nun die Zeit kam, da die Königinn gebären ſollte, gebar ſie eine Tochter, die war weiß wie Schnee und roth wie Blut, ſo wie das Trollweib es ihr verſprochen hatte, und darum nannte ſie ſie Schneeweiß und Roſenroth.

Da war nun große Freude im Königsſchloß, und am meiſten von Allen freu'te ſich die Königinn. Als ſie aber gedachte, Was ſie der alten Trollhexe verſprochen hatte, ward ihr doch etwas wunderlich ums Herz, und ſie ſchickte zu einem Silberſchmied, der mußte ihr zwölf ſilberne Löffel verfertigen, einen für jeden Prinzen, und für Schneeweiß und Roſenroth ließ ſie auch einen machen. Wie nun die Prinzeſſinn getauft war, wurden die Prinzen in zwölf wilde Enten verwandelt und flogen davon und wurden nicht mehr geſehen; fort waren ſie und fort blieben ſie. Die Prinzeſſinn wuchs indeſſen heran und wurde groß und außerordentlich ſchön; aber ſie war immer ſo in ſich ſelbſt gekehrt und ſo ſchwermüthig, und Niemand konnte recht begreifen, Was ihr fehlte. Eines Abends, als die Königinn auch ſo betrübt da ſaß und an ihre Söhne dachte, ſagte ſie zu Schneeweiß und Roſenroth: „Warum biſt Du immer ſo traurig, meine Tochter? Fehlt Dir Etwas, ſo ſage es mir! Möchteſt Du vielleicht gern Etwas haben, ſo ſollſt Du es bekommen.“ — „Ach, liebe Mutter,“ verſetzte Schneeweiß und Roſenroth: „es kommt mir hier immer ſo öde vor; alle andern Kinder haben Geſchwiſter, aber ich habe keine, und darüber bin ich ſo betrübt.“ — „Meine Tochter,“ ſagte die Königinn: „Du haſt auch Geſchwiſter gehabt; denn ich hatte zwölf Söhne, welche Deine Brüder waren, aber ich habe ſie alle dahingegeben, um Dich zu bekommen,“ und darauf erzählte ſie ihr, wie ſich Alles zugetragen hatte.

Als die Prinzeſſinn hörte, wie es ihren Brüdern er-

gangen war, hatte ſie keine Ruhe länger zu Hauſe; und wie ſehr die Mutter auch weinen und ſie bitten mochte, es half Alles nichts, ſie wollte fort und mußte fort, um ihre Brüder wieder aufzuſuchen; denn ſie glaubte, ſie wäre allein ſchuld an ihrem Unglück; und darum verließ ſie zuletzt heimlich das Schloß. Sie wanderte nun ſo weit in die Welt hinaus, daß Du gar nicht glauben ſollteſt, wie eine ſo zarte Jungfrau ſo weit zu wandern vermocht hätte.

Einmal war ſie die ganze Nacht hindurch in einem großen Wald umhergeirrt; gegen Morgen aber wurde ſie müde, ſetzte ſich auf den Raſen hin und ſchlief ein. Da träumte ihr, ſie ginge noch weiter in den Wald hinein, bis ſie zu einer kleinen hölzernen Hütte kam, und dort drinnen waren ihre Brüder. Hierüber erwachte ſie, und da ſie vor ſich einen gebahnten Fußſteig durch das grüne Moos ſah, folgte ſie dieſem, bis ſie tiefer im Walde zu einem hölzernen Häuschen kam, grade ſo, wie es ihr geträumt hatte.

Als ſie hineintrat, war dort Niemand; aber es ſtanden da zwölf Betten und zwölf Stühle, und auf dem Tiſch lagen zwölf Löffel, und von allen Sachen, die ſich da vorfanden, waren immer zwölf Stücke. Die Prinzeſſinn war nun voller Freude; denn ſie konnte ſich wohl denken, daß ihre Brüder da wohnen mußten, und daß ſie es waren, denen die Betten und die Stühle und die Löffel gehörten. Sie machte nun Feuer im Kamin an, fegte die Zimmer und machte die Betten, darnach kochte ſie Eſſen und putzte

Alles aufs beſte auf. Und als ſie mit dem Kochen fertig war und für alle ihre Brüder zugerichtet hatte, ſetzte ſie ſich ſelber hin und aß, legte dann ihren Löffel auf den Tiſch und kroch unter das Bett des jüngſten Bruders.

Kaum war ſie hinuntergekrochen, ſo hörte ſie ein gewaltiges Sauſen in der Luft, und bald darauf kamen zwölf wilde Enten angeflogen; aber ſowie ſie über die Thürſchwelle kamen, verwandelten ſie ſich augenblicklich in die Prinzen, ihre Brüder. „Ach wie gut hier Alles aufgeräumt, und wie es hier ſo ſchön warm iſt!“ ſagten ſie: „Gott lohne Dem, der uns die Stube ſo ſchön geheizt und ſo herrliches Eſſen für uns gekocht hat!“ und darauf nahm jeder ſeinen ſilbernen Löffel, um damit zu eſſen; aber wie jeder den ſeinigen genommen hatte, blieb doch noch einer zurück, und der war den übrigen ſo ähnlich, daſs ſie ihn nicht davon unterſcheiden konnten. Da ſahen die Prinzen einander an und verwunderten ſich ſehr. „Das iſt der Löffel unſrer Schweſter,“ ſagten ſie: „und iſt der Löffel hier, ſo kann ſie ſelber auch nicht weit ſein.“ —

„Iſt es unſre Schweſter, und ſie findet ſich hier,“ ſagte der älteſte: „ſo ſoll ſie getödtet werden; denn ſie iſt ſchuld an all unſerm Unglück.“ — „Nein,“ ſagte der jüngſte: „es wäre Sünde, ſie zu tödten, ſie kann ja nichts dafür, daſs wir Übles erdulden; ſollte Jemand daran ſchuld ſein, ſo iſt es Niemand anders, als unſre eigne Mutter.“

Sie fingen nun an zu ſuchen, ſowohl oben, als unten, und zuletzt ſuchten ſie auch unter allen Betten, und

als ſie zu dem Bett des jüngſten Prinzen kamen, fanden ſie die Prinzeſſinn, und zogen ſie hervor. Der älteſte Prinz wollte nun wieder, ſie ſollte getödtet werden; aber ſie bat gar zu flehentlich und ſagte: „Ach, tödtet mich doch nicht! ich bin viele Jahre lang herumgewandert, um Euch aufzuſuchen, und wenn ich Euch erlöſen könnte, wollte ich gern mein Leben dafür laſſen.“ — „Ja wenn Du uns erlöſen willſt,“ ſagten ſie: „ſo ſollſt Du das Leben behalten; denn wenn Du willſt, ſo kannſt Du es.“ — „Ja, ſagt mir nur, wie ich es machen ſoll, dann will ich Alles thun, was Ihr verlangt,“ ſagte die Prinzeſſinn. „Dann muſſt Du die Dunen von der Butterblume ſammeln,“ ſagten die Prinzen: „und die muſſt Du kratzen und ſpinnen und weben, und wenn das Gewebe fertig iſt, muſſt Du es zuſchneiden und zwölf Mützen zwölf Hemden, und zwölf Halstücher davon machen, für jeden von uns ein Stück; aber in der Zeit, daſs Du damit beſchäftigt biſt, darfſt Du weder ſprechen, noch weinen, noch lachen; kannſt Du das, ſo ſind wir erlöſ't.“ — Wo ſoll ich aber die vielen Dunen zu all den Hemden, Mützen und Tüchern herbekommen?“ fragte Schneeweiß und Roſenroth. „Das ſollſt Du ſchon erfahren,“ ſagten die Prinzen, und darauf führten ſie ſie hinaus auf eine große, große Wieſe; da ſtanden ſo viele Butterblumen mit weißen Dunen, die nickten im Winde und glänzten im Sonnenſchein, daſs man den Ganz ſchon weit in der Ferne ſehen konnte. Noch nie hatte die Prinzeſſinn zuvor ſo viele Butterblumen geſehen, und ſie fing ſogleich an zu pflücken und zu ſammeln, ſo Viel ſie nur fortſchaffen

konnte; und als ſie am Abend zu Hauſe kam, begann ſie ſogleich, die Dunen zu kratzen und Garn davon zu ſpinnen. So fuhr ſie eine lange Zeit fort, ſie ſammelte jeden Tag die Dunen der Butterblumen und kratzte und ſpann ſie, und dabei wartete ſie zugleich den Prinzen auf: ſie kochte für ſie und machte ihnen die Betten; und jeden Abend kamen ihre Brüder als wilde Enten nach Hauſe geflogen, und des Nachts waren ſie Prinzen, des Morgens aber flogen ſie wieder als wilde Enten davon.

Nun geſchah es einmal, als Schneeweiß und Roſenroth auf die Wieſe gegangen war, um ſich Dunen von der Butterblume zu ſammeln — wenn ich nicht irre, ſo war es das letzte Mal, daß ſie welche ſammeln wollte — daß der junge König, der das Land regierte, auf der Jagd war, und nach der Wieſe ritt, wo Schneeweiß und Roſenroth war. Als der König ſie erblickte, wunderte er ſich ſehr über die ſchöne Jungfrau, welche da ging und die Dunen der Butterblume ſammelte. Er hielt ſtill und redete ſie an; da er aber keine Antwort von ihr erhielt, ward ſeine Verwunderung noch größer, und weil ihm das Mädchen ſo wohl gefiel, wollte er ſie mit ſich auf ſein Schloß führen und ſie zu ſeiner Gemahlinn nehmen. Er gab daher ſeinen Dienern den Befehl, ſie auf ſein Pferd zu ſetzen; Schneeweiß und Roſenroth aber rang ihre Hände und deutete auf die Säcke, worin ſie ihre Arbeit hatte; und als der König begriffen hatte, Was ſie meinte, befahl er ſeinen Dienern, auch die Säcke mit aufzuladen. Als das geſchehen war, gab die Prinzeſſinn ſich nach und nach zufrieden;

denn der König war ein sehr schöner Mann, und er war so sanft und so freundlich gegen sie. Als sie aber aufs Schloß kamen, und die alte Königinn, die Stiefmutter des jungen Königs, Schneeweiß und Rosenroth erblickte, ward sie so neidisch und so aufgebracht über ihre große Schönheit und sagte zum König: „Siehst Du denn nicht, daß es eine Trollhexe ist, die Du mitgebracht hast? denn sie kann ja weder sprechen, noch lachen, noch weinen.“ Der König aber bekümmerte sich nicht darum, was seine Mutter sagte, sondern hielt Hochzeit mit der schönen Jungfrau und lebte mit ihr herrlich und vergnügt; sie aber unterließ nicht, fortwährend an den Hemden zu nähen.

Ehe das Jahr um war, kam Schneeweiß und Rosenroth mit einem Prinzen nieder; darüber wurde die alte Königinn noch neidischer und noch mehr erbittert, und als es Nacht wurde, schlich sie sich, während die junge Königinn schlief, in ihr Zimmer, nahm ihr das Kind weg und warf es in die Schlangengrube; darnach schnitt sie sie in den Finger, bestrich ihr mit dem Blute den Mund und ging dann hinein zum König und sprach: „Komm jetzt und siehe, was es für Eine ist, die Du zur Gemahlinn genommen hast; jetzt hat sie ihr eignes Kind gefressen.“ Da ward der König so betrübt, daß er beinahe Thränen vergoß, und er sagte: „Ja, es muß wohl wahr sein, weil ich es vor meinen eignen Augen sehe; aber sie thut es gewiß nicht wieder; dieses Mal will ich sie schonen.“

Ehe das Jahr um war, gebar die Königinn wieder einen Sohn, und mit diesem ging es eben so, wie mit

dem erſten. Die Stiefmutter des Königs ward diesmal noch neidiſcher und noch mehr erbittert; ſie ſchlich ſich in der Nacht wieder in das Zimmer der jungen Koniginn, während dieſe ſchlief, nahm ihr das Kind weg und warf es in die Schlangengrube, ſchnitt darauf die Königinn in den Finger, beſtrich ihr mit dem Blute den Mund und ſagte dann zum König, ſeine Gemahlinn hätte wieder ihr eignes Kind gefreſſen. Da ward der König ſo betrübt, daſs Du's gar nicht glauben kannſt, und er ſagte: „Ja, es muſs wohl wahr ſein, weil ich es vor meinen eignen Augen ſehe; aber ſie wird es gewiſs nicht wieder thun; dieſes eine Mal will ich ſie noch ſchonen."

Ehe das Jahr wieder um war, kam Schneeweiß und Roſenroth mit einer Tochter danieder, und die nahm die alte Königinn ebenfalls und warf ſie in die Schlangengrube, während die junge Königinn ſchlief, ſchnitt ſie in den Finger, beſtrich ihr mit dem Blute den Mund und ging dann wieder zum König und ſprach: „Komm jetzt und ſiehe, ob es nicht wahr iſt, Was ich ſage, daſs ſie eine Trollhexe iſt; denn jetzt hat ſie auch ihr drittes Kind aufgefreſſen." Da ward der König ſo betrübt, daſs es gar nicht zu ſagen iſt; denn jetzt konnte er ſie nicht länger ſchonen, ſondern muſste den Befehl geben, ſie lebendig zu verbrennen. Als nun der Scheiterhaufen in Flammen ſtand, und ſie hinaufſteigen ſollte, gab ſie durch Mienen und Geberden zu verſtehen, ſie ſollten zwölf Bretter nehmen und ſie um den Scheiterhaufen legen, und darauf legte ſie die Hemden und die Mützen und die Tücher ihrer

Brüder; aber an dem Hemd des jüngſten Bruders fehlte noch der linke Arm, den hatte ſie nicht fertig bekommen können. Kaum war dies geſchehen, ſo hörte man ein Sauſen und ein Brauſen in der Luft, und darauf kamen zwölf wilde Enten über den Wald her geflogen, und jede von ihnen nahm ein Hemd, eine Mütze und ein Halstuch in den Schnabel und flog damit fort. „Siehſt Du nun," ſagte die böſe Stiefmutter zu dem König: „daſs ſie eine Trollhexe iſt? Mach jetzt ſchnell und verbrenne ſie, ehe die Flammen das Holz verzehren." — „Damit hat's noch keine Eile," ſagte der König: „denn Holz haben wir genug, und ich habe große Luſt, zu ſehen, Was das Ende hievon ſein wird." In demſelben Augenblick kamen die Prinzen geritten, ſo ſchön und ſo wohlgebildet, wie man ſie nur ſehen kann; der jüngſte Prinz aber hatte anſtatt des linken Arms einen Entenflügel. „Was habt Ihr hier vor?" fragten die Prinzen. „Meine Gemahlinn ſoll verbrannt werden," ſagte der König: „weil ſie eine Trollhexe iſt und ihre eignen Kinder gefreſſen hat." — „Sie hat ihre Kinder nicht gefreſſen," ſagten die Prinzen: „Sprich jetzt, Schweſter! Nun haſt Du uns errettet, errette jetzt Dich ſelbſt!" Da ſprach Schneeweiß und Roſenroth und erzählte, wie Alles ſich zugetragen hatte, und daſs jedesmal, wenn ſie ins Kindbette gekommen, die alte Königinn ſich in ihr Zimmer geſchlichen und ihr das Kind weggenommen, und ſie darnach in den Finger geſchnitten und ihr mit dem Blute den Mund beſtrichen hätte. Und die Prinzen nahmen den König und führten ihn hinaus zu

der Schlangengrube; da lagen die drei Kinder und ſpielten mit den Schlangen und den Nattern, und ſchönere Kinder, als die waren, konnte man gar nicht ſehen. Da nahm der König ſie mit ſich und brachte ſie zu ſeiner Stiefmutter und fragte ſie, was Der wohl für eine Strafe verdient hätte, der im Sinne gehabt, eine unſchuldige Königinn und drei ſo allerliebſte Kinder zu verrathen. „Der verdiente, daſs er von zwölf wilden Pferden in Stücke zerriſſen würde," ſagte die alte Königinn. „Du haſt ſelbſt das Urtheil geſprochen, und ſelber ſollſt Du die Strafe erleiden," ſagte der König; und darauf wurde die alte böſe Königinn an zwölf wilde Pferde gebunden und in Stücke zerriſſen. Schneeweiß und Roſenroth aber reiſ'te mit dem König, ihrem Gemahl, und ihren Kindern und den zwölf Prinzen, ihren Brüdern, nach Hauſe zu ihren Ältern und erzählte ihnen, was ihr Alles begegnet war; und nun war lauter Freude und Jubel im ganzen Königreich, weil die Prinzeſſinn errettet war, und ſie auch ihre zwölf Brüder erlöſ't hatte.

4.

Der Meiſterdieb.

Es war einmal ein Kathenmann, der hatte drei Söhne; er hatte ihnen aber kein Erbe zu geben und war ſo arm, daſs er ſie nicht einmal ein Gewerbe konnte lernen laſſen. Da ſagte er eines Tages zu ihnen, ſie müſsten ſelber zuſehen, wie ſie fortkämen, und könnten lernen, wozu ſie Luſt hätten, und reiſen, wohin ſie wollten, er wolle ſie gern noch eine Strecke auf den Weg begleiten. Und das that er denn auch, er begleitete ſie bis da, wo drei Wege ſich theilten; da nahmen die Söhne von dem Vater Abſchied, und jeder zog ſeine Straße. Wo die beiden älteſten geblieben ſind, habe ich nie erfahren können; aber der jüngſte marſchirte tapfer drauf zu und kam weit hinaus in die Welt.

Eines Nachts, als er durch einen groſsen Wald marſchirte, kam ein gewaltiges Unwetter über ihn; es weh'te und ſtöberte ſo heftig, daſs er faſt die Augen im Kopf nicht offen halten konnte, und eh' er ſich recht beſann, war er in die Irre gekommen und konnte weder Weg, noch

Steg mehr finden. Zuletzt erblickte er weit hin im Walde einen Lichtſchimmer; er ging grade darauf zu und kam endlich zu einem großen Gebäude, in welchem ein helles Feuer auf dem Herd brannte, woraus er ſchließen konnte, daſs die Leute noch nicht zu Bett gegangen waren. Er trat hinein, und drinnen war eine alte Frau, die puttelte da herum.

„Guten Abend!" ſagte der Burſch. „Guten Abend!" ſagte die Frau. „Hutetu! es iſt ſo böſes Wetter draußen die Nacht!" ſagte der Burſch. „Das iſt wahr," ſagte die Frau. „Kann ich hier keine Herberge die Nacht kriegen?" fragte der Burſch. „Hier iſt keine gute Herberge für Dich," ſagte die Frau: „denn kommen die Leute zu Hauſe und finden Dich hier, ſo tödten ſie Dich und mich dazu." — „Was ſind es denn für Leute, die hier wohnen?" fragte der Burſch. „Ach, es ſind lauter Räuber und Spitzbuben," ſagte die Frau: „mich haben ſie geraubt, als ich noch ganz klein war, und nun muſs ich ihnen die Wirthſchaft führen." — „Ich glaube, ich nehme hier gleichwohl Quartier," ſagte der Burſch: „es mag gehen, wie es will; denn hinaus will ich nicht wieder bei Nachtzeit in ſolchem Unwetter." — „Am ſchlimmſten iſt das immer für Dich ſelbſt," ſagte die Frau.

Der Burſch legte ſich darauf in ein Bett, das da ſtand, aber er hütete ſich wohl, daſs er einſchlief. Bald darnach kamen die Räuber an, und das alte Weib erzählte ihnen ſogleich, es wär' ein fremder Kerl ins Haus gekommen, der hätte nicht wieder fort wollen.

„Haſt Du nicht geſehen, ob er Geld bei ſich hatte?“ fragten die Räuber. „Ja, der und Geld, der Lump!“ ſagte die Frau: „er hat kaum Kleider auf dem Leibe.“ Die Räuber flüſterten nun mit einander, Was wohl mit ihm anzufangen wäre, ob ſie ihn tödten ſollten, oder Was ſie ſonſt mit ihm anfangen ſollten. Indeſſen ſtand der Burſch auf und fragte ſie, ob ſie nicht einen Knecht gebrauchen könnten, denn er hätte große Luſt, bei ihnen zu dienen. „Ja,“ ſagten ſie: „wenn Du Luſt haſt und das Handwerk treiben willſt, das wir treiben, ſo kannſt Du bei uns in Dienſt kommen.“ — „Ja, es iſt ganz einerlei, was es für ein Handwerk iſt,“ ſagte der Burſch: „denn als ich von Hauſe abreiſ'te, ſagte mein Vater zu mir, ich könnte lernen, Was ich ſelber wollte.“ — „Haſt Du denn Luſt, das Stehlen zu lernen?“ ſagten die Räuber. „Ja,“ ſagte der Burſch: „das Handwerk möcht' ich wohl lernen.“

Nun wohnte nicht weit davon ein Mann, der hatte drei Ochſen; einen davon wollte er zur Stadt bringen und ihn verkaufen, und das hatten die Räuber ausſpionirt. Da ſagten ſie zu dem Burſchen, wenn er im Stande wäre, dem Mann unterweges den Ochſen zu ſtehlen, ſo daſs er's nicht gewahr würde, und ohne daſs er ihm Was zu Leide thäte, ſo wollten ſie ihn in Dienſt nehmen, ſonſt nicht. Der Burſch ſagte, er wollt's verſuchen, und nahm mit ſich einen ſchön gearbeiteten Schuh mit ſilberner Schnalle, welchen er da vorfand, den ſetzte er in den Weg hin, wo der Mann mit der Kuh herkommen ſollte, ging dann etwas

tiefer in den Wald hinein und verbarg ſich unter einen Strauch. Es dauerte nicht lange, ſo kam der Mann an. „Das wäre ja ein ganz hübſcher Schuh!“ ſagte er: „hätte ich bloß den andern dazu, ſo wollt' ich beide mit nach Hauſe nehmen, dann glaub' ich, würde meine Altſche wohl einmal gutes Sinnes,“ denn er hatte eine ſehr böſe und ſchlimme Frau, und zwiſchen Schläge und Prügel, die er von ihr bekam, war immer keine lange Zeit. Nun meinte er aber, könne er mit dem einen Schuh doch Nichts anfangen, wenn er nicht den andern dazu hätte; darum ließ er ihn ſtehen und ging weiter. Da nahm der Burſch den Schuh und eilte, daſs er dem Mann vorauskam, indem er durch den Wald lief, ſo daſs jener ihn nicht ſehen konnte, und ſetzte den Schuh wieder vor ihm in den Weg hin. Als der Mann mit ſeinem Ochſen ankam und den Schuh ſah, war er ſo verdrießlich, daſs er ſo dumm geweſen war und vorhin den andern Schuh nicht mitgenommen hatte. „Ich muſs wohl nur zurücklaufen und den andern nachholen,“ ſagte er bei ſich ſelbſt und band den Ochſen an einen Zaun feſt: „ſo krieg' ich doch mal ein paar gute Schuh für meine Altſche; vielleicht, daſs ſie dann gutes Sinnes wird.“

Er ging nun zurück und ſuchte nach dem Schuh die Länge und die Breite; aber all ſein Suchen war umſonſt; zuletzt muſste er denn mit dem einen Schuh zurückgehen. Indeſſen hatte ſich aber der Burſch mit dem Ochſen davon gemacht. Als der Mann zurückkam und ſah, daſs der Ochs fort war, fing er an zu weinen und zu lamen-

tiren; denn er war ſo bange vor ſeiner Frau und fürchtete, ſie möchte ihn todtſchlagen, wenn ſie erführe, daſs der Ochs fort war. Da fiel es ihm aber ein, daſs er noch zwei andre Ochſen im Stall hatte, und er ging zurück nach Hauſe, nahm den einen Ochſen und machte ſich damit auf nach der Stadt, ohne daſs die Frau Etwas davon gewahr ward. Das hatten aber die Räuber wieder ausſpionirt und ſagten daher zu dem Burſchen, wenn er dem Mann auch den zweiten Ochſen ſtehlen könnte, ohne daſs er es merkte, und ohne daſs er ihm Was zu Leide thäte, ſo ſollte er Ihresgleichen ſein. Ja, meinte der Burſch, das wäre eben nicht ſchwer.

Diesmal aber nahm er einen Strick mit und hängte ſich mitten auf dem Wege, wo der Mann vorbei muſste, unter den Armen auf. Als nun der Mann mit ſeinem Ochſen ankam und ihn da hangen ſah, ward er ein wenig verdutzt und ſagte: „Dir muſs ſchwer zu Sinn geweſen ſein, guter Freund, daſs Du Dich da aufgeknüpft haſt; meinetwegen aber magſt Du da hangen, ſo lange Du willſt; denn ich kann Dir doch kein Leben wieder einblaſen,“ und damit ging er weiter mit ſeinem Ochſen. Als er fort war, ſprang der Burſch wieder herunter vom Baum, lief einen Richtſteig, ſo daſs er dem Mann vorauskam und hängte ſich wieder mitten im Wege auf. „Ob Dir wirklich ſo ſchwer zu Sinn geweſen iſt, daſs Du Dich da aufgeknüpft haſt, oder ob es bloſs bei mir ſpukt?“ ſagte der Mann: „Meinetwegen aber magſt Du da hangen, ſo lange Du willſt, ob Du nun ein Geſpenſt biſt,

oder Was Du ſonſt ſein magſt," und damit ging er weiter mit ſeinem Ochſen. Der Burſch machte es wieder eben ſo, wie das vorige Mal, hüpfte herunter vom Baum, lief den Richtſteig durch den Wald und hängte ſich wieder mitten im Wege auf. Als der Mann ihn gewahr ward, ſagte er bei ſich ſelbſt: „Das iſt ja eine gräſsliche Geſchichte! Sollte ihnen denn ſo ſchwer zu Sinn geweſen ſein, daſs ſie ſich alle drei aufgeknüpft haben? Ich kann's aber nicht mal glauben, es ſpukt wohl bloß bei mir." „Nun will ich aber Gewiſsheit haben," ſagte er: „Hangen die andern Beiden noch da, dann iſt's wirklich ſo; hangen ſie aber nicht da, ſo iſt's nichts Anders, als Spuk," und damit band er ſeinen Ochſen feſt und lief zurück, um zu ſehen, ob ſie noch da hingen. Während er nun nach allen Bäumen hinaufguckte, ſprang der Burſch wieder herunter, nahm den Ochſen und machte ſich damit aus dem Staube. Als der Mann zurückkam und ſah, daſs der Ochs fort war, da war's Päckchen wieder fertig: er fing an zu weinen und zu lamentiren; endlich aber gab er ſich doch zufrieden, denn er dachte bei ſich ſelbſt: „Da iſt kein andrer Rath, ich muſs wieder nach Hauſe und den dritten Ochſen auch holen, ohne daſs meine Frau es gewahr wird, und muſs dann verſuchen, ihn um ſo viel beſſer zu verhandeln, damit ich wieder zu meinem Schaden komme." Er ging nun zurück und holte ſich auch den dritten Ochſen, ohne daſs ſeine Frau es gewahr ward. Die Räuber wuſsten aber wieder ſehr gut Beſcheid und ſagten zu dem Burſchen, wenn er ihm nun auch diesmal

den Ochſen ſtehlen könnte, ohne daſs der Mann es merkte, und ohne daſs er ihm Was zu Leide thäte, ſo ſollte er Meiſter ſein über ſie alle zuſammen.

Der Burſch machte ſich wieder auf und lief in den Wald; und als der Mann mit dem Ochſen daher kam, fing er an zu brüllen wie ein andrer großer Ochs. Als der Mann das hörte, ward er froh, denn er meinte, ſeinen Maſtochſen an der Stimme zu erkennen, und glaubte, nun würde er ſie alle beide wieder bekommen, band den dritten Ochſen feſt und lief abſeits in den Wald und ſuchte da herum. Während deſſen aber machte der Burſch ſich auch mit dem dritten Ochſen davon. Als der Mann zurückkam und ſah, daſs der auch fort war, ward ihm ganz hutlig zu Muthe; er weinte und lamentirte und ließ ſich in vielen Tagen nicht wieder zu Hauſe ſehen; denn er war bange, ſeine Frau möchte ihn rein todtſchlagen. Den Räubern aber wollte es gar nicht behagen, daſs ſie nun den Burſchen als Meiſter über ſich alle zuſammen anerkennen ſollten.

Nun gedachten ſie einmal einen Streich auszuführen, den der Burſch ihnen nicht ſollte nachmachen können; ſie reiſ'ten daher alle mit einander fort und ließen ihn allein zurück.

Das Erſte, was der Burſch that, als die Andern das Haus verlaſſen hatten, war, daſs er alle die drei Ochſen hinausjagte, worauf dieſe wieder nach dem Stall des Mannes, dem er ſie genommen hatte, zurückliefen, und Der ſich freu'te, das war der Mann, kannſt Du glauben.

Darauf nahm er alle Pferde, welche die Räuber hatten, und belud ſie mit dem Beſten, was er vorfand, mit Gold und Silber und Kleidern und andern prächtigen Sachen, und ſagte dann zu der Frau, ſie ſolle die Räuber nur von ihm grüßen, er ließe ſich vielmal bedanken, und er reiſe jetzt fort; aber es ſollte ihnen ſchwer fallen, ihn wieder einzuholen, und damit reiſ'te er ab.

Wie er nun eine lange Zeit gereiſ't hatte, kam er wieder auf den Weg, von wo er zuerſt in den Wald zu den Räubern gekommen war, und dieſen verfolgte er ſo lange, bis er wieder in das Dorf kam, wo ſein Vater wohnte. Zuvor aber zog er ſich eine Montirung an, die grade wie für einen General gemacht war, die hatte er unter den Sachen gefunden, die er von den Räubern mitgenommen, und damit fuhr er auf den Hof, wie ein großer Herr. Dort ſtieg er ab und ging in's Haus zu ſeinem Vater und fragte ihn, ob er keine Herberge bei ihm bekommen könne. Nein, das könne er ganz und gar nicht. „Wie ſollte ich wohl Herberge haben für einen ſo großen Herrn?" ſagte der Mann: „ich habe kaum Betten, worauf ich ſelbſt liegen kann, und die ſind noch dazu ſchlecht genug." — „Du biſt immer ein harter Mann geweſen, und das biſt Du auch noch," ſagte der Burſch: „da Du Deinem eignen Sohn nicht einmal Herberge geben willſt." — „Biſt Du denn mein Sohn?" fragte der Mann. „Kennſt Du mich denn nicht mehr?" ſagte der Burſch. Ja, da erkannte er ihn wieder. „Aber Was haſt Du denn gelernt, daſs Du in der Geſchwindigkeit ein ſolcher Kerl

geworden biſt?" fragte ihn der Vater. „Das will ich Dir ſagen," verſetzte der Burſch: „Du ſagteſt ja, ich könnte lernen, wozu ich Luſt hätte, und da gab ich mich denn bei Räubern und Spitzbuben in die Lehre, und nun hab' ich meine Lehrzeit ausgeſtanden und bin Meiſterdieb geworden."

Nun wohnte dicht neben ſeinem Vater der Amtmann, der hatte ein großes, herrliches Schloſs und ſo viel Geld, daſs er's nicht zählen konnte, und dann hatte er auch eine Tochter, die war von außerordentlicher Schönheit; die wollte nun der Meiſterdieb gern haben und ſagte zu ſeinem Vater, er ſolle zum Amtmann gehen und ſeine Tochter für ihn begehren. „Wenn er Dich fragen ſollte, was für ein Handwerk ich treibe, ſo kannſt Du nur ſagen, ich ſei Meiſterdieb," ſagte er. „Ich glaube, Du biſt toll und verrückt," ſagte der Mann: „denn klug kannſt Du unmöglich ſein, wenn Du ſolche Narrheit im Kopf haſt." Ja, er ſolle und müſſe zum Amtmann gehen und ihn um ſeine Tochter bitten, es wäre kein andrer Rath, ſagte der Burſch. „Das thu' ich wahrhaftig nicht!" ſagte der Vater: „Wie kann ich wohl zum Amtmann gehen, der ſo reich iſt und ſo viel Geld hat, und für Dich um ſeine Tochter bitten? das geht mein Lebtag nicht an!" Es half aber nichts, er ſollte und muſste hin, und wenn er nicht mit Gutem wollte, ſo ſollte er mit Gewalt, ſagte der Meiſterdieb. Da ging der Mann fort und kam weinend und heulend zum Amtmann. „Was fehlt Dir?" fragte ihn der Amtmann. Da er-

zählte ihm der Mann, daſs er drei Söhne hätte, welche eines Tages fortgereiſ't wären, und er hätte ihnen erlaubt, zu reiſen, wohin ſie wollten, und zu lernen, wozu ſie Luſt hätten; „und nun iſt der jüngſte zurückgekommen und will mit aller Gewalt, ich ſoll zu Dir gehen und Deine Tochter für ihn begehren und ſollte ſagen, er wäre Meiſterdieb," ſagte der Mann und weinte und lamentirte ganz jämmerlich. „Gieb Dich nur zufrieden," ſagte der Amtmann und lachte: „und grüße Deinen Sohn nur von mir und ſage ihm, er müſste erſt Proben von ſeiner Geſchicklichkeit ablegen; wenn er daher am Sonntag den Braten vom Spieß in meiner Küche ſtehlen könnte, während alle meine Leute darauf Acht hätten, ſo ſollte er meine Tochter bekommen." Mit dieſem Beſcheid kam der Vater zu ſeinem Sohn zurück; der aber meinte, das ſolle ihm ein Leichtes ſein. Er ſah nun zu, daſs er drei lebendige Haſen bekam, die ſteckte er in einen Sack, behängte ſich mit einigen Lumpen, ſo daſs er ganz armſelig und jämmerlich ausſah, und dann ſchlich er ſich am Sonntag-Vormittag, wie ſo ein andrer Bettelſunge, mit ſeinem Sack auf die Diele des Amtmanns. Der Amtmann ſelbſt und alle Leute im Hauſe waren in der Küche und wollten auf den Braten Acht geben. Da ließ der Burſch einen Haſen aus dem Sack ſchlüpfen, der — haſt Du mich nicht geſehen! fort und auf dem Hof herum, daſs es eine Höllenwirthſchaft war. „Seht einmal den Haſen da!" ſagten die Leute in der Küche und wollten hinaus und ihn fangen. Der

Amtmann ſah ihn auch. „O laſſt ihn laufen! ſagte er: „es nützt nicht, einen Haſen im Sprunge fangen zu wollen.“ Es dauerte nicht lange, ſo ließ der Burſch den zweiten Haſen hinaus; den ſahen die Leute in der Küche ebenfalls und glaubten, es wäre noch derſelbe; nun wollten ſie hinaus und ihn fangen; aber der Amtmann ſagte wieder, es könne nichts nützen. Nach einer Weile ließ der Burſch den dritten Haſen hinaus, der wieder fort und auf dem Hof herum die Kreuz und die Quer. Als die Leute den ſahen, glaubten ſie, es ſei immer noch der erſte, und nun wollten ſie wieder hinaus und ihn fangen. „Das iſt doch auch ein ſchnurriger Haſe!“ ſagte der Amtmann: „Kommt, Jungens, und laſſt uns mal ſehen, ob wir ihn erwiſchen können!“ Er hinaus, und die Andern ihm nach, und der Haſe voran, und ſie alle hinterher, daſs es ein Mordſpectakel war. Mittlerweile aber nahm der Meiſterdieb den Braten vom Spieß und lief damit fort, — und wo da der Amtmann einen Braten zum Mittag herbekam, weiß ich nicht; ſo Viel aber weiß ich wohl, daſs er das Mal keinen Haſenbraten bekam, obwohl er gelaufen hatte, daſs ihm der Schweiß von der Stirn troff.

Am Mittag kam der Pfarrer aufs Schloſs, und als der Amtmann ihm erzählte, was der Meiſterdieb ihm für einen Streich geſpielt hatte, machte dieſer ſich über ihn luſtig und wollte ſich immer todt lachen. „Ich weiß nicht, wie ich mich von einem ſolchen Kerl ſollte foppen laſſen,“ ſagte der Pfarrer. „Ja, nimm Dich nur in

Acht," ſagte der Amtmann: „vielleicht iſt er bei Dir, eh' Du Dir's verſiehſt." Der Pfarrer aber machte ſich fortwährend über den Amtmann luſtig, weil dieſer ſich hatte bei der Naſe herumführen laſſen.

Am Nachmittag kam der Meiſterdieb und wollte die Tochter des Amtmanns haben, wie dieſer ihm verſprochen hatte. „Du muſſt erſt noch mehr Proben ablegen," ſagte der Amtmann und gab ihm gute Worte: „denn das Kunſtſtück, das Du heute gemacht haſt, war eben nicht der Rede werth. Sieh mal zu, ob Du nicht dem Pfarrer einen Poſſen ſpielen kannſt; denn der ſitzt da drinnen und macht ſich über mich luſtig, weil ich mich von einem Kerl, wie Du biſt, bei der Naſe habe herumführen laſſen." Der Meiſterdieb meinte, das ſollte eben nicht ſchwer ſein, und ging ſogleich fort und traf ſeine Anſtalten: er verkleidete ſich in einen Vogel, hängte ſich ein großes weißes Laken um, brach einer Gans die Flügel ab und machte ſie ſich am Rücken feſt, und dann kroch er auf einen großen Ahornbaum, der in dem Garten des Pfarrers ſtand. Als am Abend der Pfarrer nach Hauſe kam, rief der Burſch vom Baum herunter: „Herr Lars! Herr Lars!" denn der Pfarrer hieß Herr Lars. „Wer ruft mich?" fragte der Pfarrer. „Ich bin ein Engel vom Himmel, der ausgeſandt iſt vom lieben Gott, um Dir zu verkündigen, daſs Du lebendig ins Himmelreich kommen ſollſt von wegen Deiner Frömmigkeit," ſagte der Meiſterdieb: „Den nächſten Montag muſſt Du Dich reiſefertig halten; denn

alsdann komme ich und hole Dich ab in einem Sack, und all Dein Gold und Dein Silber und Was Du ſonſt von den Eitelkeiten dieſer Welt beſitzeſt, muſſt Du auf einen Haufen in Deiner großen Stube zuſammenlegen.“ Herr Lars fiel auf ſeine Knie und dankte dem Engel, und am Sonntag-Morgen, als er auf die Kanzel ſtieg, predigte er vor den Leuten, daſs ihm ein Engel vom Himmel erſchienen wäre auf dem großen Ahornbaum in ſeinem Garten, der hätte ihm verkündigt, daſs er ſollte lebendig ins Himmelreich kommen von wegen ſeiner Frömmigkeit, und er predigte und deutete ihnen das Wort Gottes, daſs alle Leute, die in der Kirche waren, darüber weinen muſsten.

Am Montag kam der Meiſterdieb wieder in der Geſtalt eines Engels, und der Pfarrer fiel auf die Knie und betete und dankte ihm, bevor er in den Sack geſteckt wurde, und als er hinein war, nahm der Meiſterdieb den Sack und ſchleppte ihn an der Erde mit ſich fort über Stock und über Stein. „Au! au!“ ſchrie der Pfarrer im Sack: „wo bin ich?“ — „Du biſt auf dem engen Wege, der in das Himmelreich führt,“ ſagte der Meiſterdieb und ſchleppte den Sack immer weiter, ſo daſs dem Pfarrer die Rippen im Leibe krachten; zuletzt warf er ihn in den Gänſeſtall des Amtmanns. Da flogen die Gänſe auf ihn und fingen an zu ziſchen und ihn zu beißen, und der Pfarrer war in ſeinem Sack mehr todt, als lebendig. „Au! au! wo bin ich jetzt?“ rief er. „Jetzt biſt Du im Fegefeuer, um gereinigt und geläutert zu

einen auf jedes. Biſt Du nun im Stande, ihnen die Pferde unter dem Hoſenleder wegzuſtehlen, ſo will ich ſehen, Was ich für Dich thun kann." — „Das ließe ſich ſchon machen," ſagte der Meiſterdieb: „Bekomme ich dann aber auch ganz gewiſs Deine Tochter?" — „Ja, kannſt Du das, ſo will ich mein Beſtes thun," ſagte der Amtmann.

Der Meiſterdieb begab ſich jetzt zu einem Krämer und kaufte ſich zwei Flaſchen Branntwein, aber in die eine goſs er einen Schlaftrunk; dann beſtellte er ſich elf Knechte, die muſsten ſich in der Nacht hinter die Scheune des Amtmanns verſtecken. Für Geld und gute Worte bekam er auch von einer alten Frau einen lumpigen Weiberrock und eine Jacke, womit er ſich wie ein altes Weib verkleidete; darauf nahm er einen Stock in die Hand und einen Beutel auf den Nacken, und als es Abend wurde, hinkte er fort nach dem Stall des Amtmanns. Als er dort ankam, tränkten die Leute eben die Pferde zur Nacht und hatten dabei alle Hände voll zu thun. „Was Teufel willſt Du denn hier?" ſagte einer von den Stallknechten zu dem vermeintlichen Weibe. „Hutetu! es iſt ſo kalt draußen!" ſagte das Weib und klapperte mit den Zähnen: „laſſt mich ein wenig bei Euch in den Stall kriechen." — „Wo Dich der Teufel nicht plagt! Pack Dich fort!" ſagte der eine von den Knechten: „denn kriegt der Amtmann Dich hier zu ſehen, ſo läſſt er uns tanzen." — „Ach, das alte kümmerliche Weib!" ſagte ein andrer, der Mitleid mit ihr zu haben ſchien: „laſſt nur die Alte ſich in den Stall

hinſetzen; ſie thut gewiſs Keinem Was zu nah.“ Die Andern aber ſagten, daraus könne Nichts werden, und während ſie ſich hierüber zankten und die Pferde tränkten, kroch der Meiſterdieb immer weiter nach dem Stall zu, und endlich ſchlüpfte er hinter die Thür, wo ihn nachher weiter Keiner bemerkte.

Auf die Nacht hin kam es den Leuten ein wenig kalt an, ſo ſtill und unbeweglich auf den Pferden zu ſitzen. „Hutetu! es iſt kalt wie der Teufel!“ ſagte der Eine und ſchlug die Arme um den Leib. „Wer nur ein Bischen Tabak hätte!“ ſagte ein Andrer. Ein Dritter hatte denn ein Päckchen, und das theilten ſie; es war zwar nicht Viel für jeden, aber ſie kau'ten und ſpuckten, und das half ein wenig. Bald darnach waren ſie wieder gleich ſchlimm daran. „Hutetu!“ ſagte der Eine und ſchüttelte ſich. „Hutetu!“ ſagte das Weib und klapperte mit den Zähnen, nahm die Flaſche mit Branntwein hervor und zitterte ſo heftig mit der Hand, daſs es ſchwappte in der Flaſche, und trank dann, daſs es ihr Kluck! im Halſe ſagte. „Was haſt Du da in der Flaſche?“ ſagte einer von den Stallknechten. „Ach, es iſt nur ein Tröpfchen Branntwein,“ ſagte ſie. „Was? Branntwein? Gieb mal her! gieb mal her!“ ſchrien ſie alle zugleich. „Ach, ich habe nur ſo wenig,“ ſagte ſie: „Ihr werdet nicht einmal naſs davon im Mund.“ Aber es half nichts, ſie wollten durchaus einen Schluck haben. Da nahm die Alte die Flaſche mit dem Schlaftrunk, hielt ſie jedem vor den Mund und ließ ihn davon trinken, ſo Viel er brauchte, und der Zwölfte hatte noch

nicht getrunken, als der Erſte ſchon da ſaß und ſchnarchte. Darauf warf der Meiſterdieb ſeine Lumpen ab und nahm den einen Kerl nach dem andern und ſetzte ſie vorquer auf die Balken, rief dann ſeine elf Leute — und fort jagte er mit allen zwölf Pferden.

Als der Amtmann am Morgen herauskam und nach ſeinen Knechten ſehen wollte, wachten dieſe eben auf und fingen an, mit den Spornen in die Balken zu hauen, daſs die Splitter davon flogen, und einige von den Knechten fielen herunter, andre blieben hangen, und die andern ſaßen da wie Narren. „Ja, ich kann's mir ſchon denken, Wer hier geweſen iſt," ſagte der Amtmann: „Ihr ſeid aber doch ganz elende Kerls, daſs Ihr hier ſitzt und Euch den Meiſterdieb die Pferde unterm Hoſenleder wegſtehlen laſſt!" und damit bekamen ſie ihre gehörige Schmiere.

Später am Tage kam der Meiſterdieb ſelbſt und erzählte alle Umſtände und wollte jetzt die Tochter des Amtmanns haben, ſo wie dieſer ihm verſprochen hatte. Der Amtmann aber gab ihm hundert Thaler und ſagte, er müſſe erſt einen Streich ausführen, der noch beſſer wäre. „Meinſt Du, daſs Du wohl das Pferd unter mir ſelbſt ſtehlen könnteſt, wenn ich darauf reite?" ſagte der Amtmann. „Das ließe ſich ſchon machen," ſagte der Meiſterdieb: „bekäme ich dann nur eben ſo gewiſs Deine Tochter." Ja, er wollte ſehn, Was er thun könnte, ſagte der Amtmann und beſtimmte einen Tag, an welchem er zu einem großen Exercirplatz hinausreiten wollte.

Der Meiſterdieb erhandelte ſich eine alte abgelebte

Schindmähre, flocht ſich einen Sielen aus Weiden und Beſenreiſern, kaufte einen alten Karren und ein großes Faſs und ſagte dann zu einem alten zahnloſen Weib, er wolle ihr zehn Thaler geben, wenn ſie in das Faſs kriechen und über dem Zapfenloch gaffen wolle, er würde dann den Finger hineinſtecken, — Leides ſollte ihr nicht geſchehen — ſie ſollte bloß ein wenig fahren — und wenn er den Finger öfter, als einmal herauszöge, ſo ſollte ſie noch zehn Thaler dazu haben. Darauf zog er einige alte Lumpen an, machte ſich im Geſicht unkenntlich mit Ruſs, ſetzte ſich eine Perrücke auf und heftete ſich einen Bart von Ziegenhaaren an, ſo daſs Keiner ihn wiedererkennen konnte, und damit karjuckelte er nach dem Exercirplaß, wo der Amtmann ſchon eine Weile geritten hatte.

Es ging aber ſo langſam und ſo traurig, daſs er faſt nicht vom Fleck kam; er duſſelte und duſſelte; dann ſtand das Fuhrwerk ganz ſtill; dann ging es wieder ein wenig, aber ſo traurig, daſs der Amtmann nimmer darauf verfallen konnte, daſs das der Meiſterdieb ſein könne; er ritt daher grade auf ihn zu und fragte ihn, ob er nicht Jemanden dort im Walde hätte herumſchleichen ſehen. Nein, ſagte der Mann, er hätte Keinen geſehen. „Höre," ſagte der Amtmann: „reite doch einmal in den Wald und ſieh zu, ob nicht Einer da herumſchleicht; ich will Dir ſo lange mein Pferd leihen und Dir auch ein gutes Trinkgeld geben." — „Nein," ſagte der Mann: „das kann ich nicht; denn ich ſoll dieſes Methfaſs zu einer Hochzeit fahren; nun iſt mir aber unterweges der Zapfen herausgefallen, und

darum muſs ich beſtändig den Finger ins Loch halten.“ — „Reite Du nur hin!“ ſagte der Amtmann: „Ich werde ſchon derweile auf Dein Pferd und auf das Faſs Acht haben.“ Ja, dann ſollte aber der Amtmann geſchwind den Finger ins Loch ſtecken, wenn er ſeinen herauszöge. Das that denn der Amtmann auch, und der Meiſterdieb ſetzte ſich aufs Pferd. Die Zeit aber verſtrich, und es kam Niemand zurück. Zuletzt ward's der Amtmann überdrüſſig, immer den Finger ins Loch zu halten, und er zog ihn heraus. „Nun krieg ich noch zehn Thaler dazu!“ ſchrie das Weib drinnen im Faſs. Da erſchrak der Amtmann, denn er merkte nun wohl, wie die Sache ſich verhielt, und begab ſich ſchnell auf den Heimweg. Unterweges brachten ſie ihm ſchon ſein Pferd entgegen, das der Meiſterdieb bereits zu Hauſe bei ihm abgeliefert hatte.

Tages darauf kam der Burſch zum Amtmann und wollte ſeine Tochter haben, ſo wie dieſer ihm verſprochen hatte. Der Amtmann ſchwatzte ihm wieder Allerlei vor, gab ihm zweihundert Thaler und ſagte, er müſste noch ein Probeſtück machen, könnte er das, dann ſollte er auch ganz gewiſs ſeine Tochter haben. „Laſs mich hören, Was es iſt,“ ſagte der Meiſterdieb. „Kannſt Du mir denn wohl das Laken aus meinem Bett ſtehlen und meiner Frau das Hemd vom Leibe?“ ſagte der Amtmann. „Das ſollte ſich ſchon machen laſſen,“ ſagte der Meiſterdieb: „hätte ich nur eben ſo gewiſs Deine Tochter.“

Als es nun Nacht geworden war, ging der Meiſterdieb zum Galgen und ſchnitt einen armen Sünder los,

nahm ihn auf den Nacken und trug ihn fort; darnach holte er ſich eine große Leiter, die ſtellte er an das Kammerfenſter des Amtmanns, ſtieg dann hinauf und bewegte den Todten auf und ab, grade als wenn Einer von außen ins Fenſter guckte. „Das iſt der Meiſterdieb, Frau!“ ſagte der Amtmann und ſtieß ſie in die Seite. „Jetzt ſchieß ich ihn!“ ſagte er und nahm die Büchſe, die er vor ſein Bett hingelegt hatte. „Nein, thu das nicht, Mann!“ ſagte die Frau: „Du haſt ihn ja ſelber herbeſtellt.“ — „Ja, ich ſchieß ihn, dann bin ich ihn quitt,“ ſagte der Amtmann und fing an zu zielen. Bald aber war der Kopf oben, bald war er wieder unten; endlich aber bekam der Amtmann ihn doch aufs Korn, knallte los, und der Todte bumpſ'te zur Erde nieder. Der Meiſterdieb herunter von der Leiter, ſo ſchnell er nur konnte.

„Ich bin nun zwar ſelbſt die hohe Obrigkeit,“ ſagte der Amtmann: „ich möchte aber doch nicht gern, daſs die Leute Etwas zu reden hätten; darum iſt's am beſten, ich ſtehe auf und begrabe den Todten.“ — „Ja, thu, wie es Dir gut dünkt, Mann,“ ſagte die Frau. Da ſtand der Amtmann auf und ging hinunter, den Todten zu begraben; während er aber zur Thür hinausging, ſchlüpfte der Meiſterdieb zum Fenſter hinein. „Nun, Mann,“ ſagte die Frau — denn ſie glaubte es wäre der Amtmann — „biſt Du ſchon fertig?“ — „Ja,“ ſagte der Meiſterdieb: „ich ſteckte ihn bloß in ein Loch und ſcharrte etwas Erde darüber, und ſo weit iſt er nun verwahrt. Es iſt ſo ein abſcheuliches Wetter draußen, ich will's ſchon ein andermal beſſer machen. Gieb mir aber

das Laken," ſagte er: „damit ich mich abtrockne, denn ich habe mich über und über mit Blut beſudelt." Die Frau gab ihm das Laken. „Du muſſt mir auch noch Dein Hemd geben," ſagte er: „denn das Laken verſchlägt nicht, merke ich." Sie gab ihm nun auch noch ihr Hemd. Da fiel es ihm ein, daſs er vergeſſen hatte, die Thür zuzumachen, und das muſste er erſt, eh' er ſich wieder zu Bett legte — und fort ging er mit dem Laken und mit dem Hemd. Eine Weile darnach kam der rechte Amtmann. „Nein, wie lange Zeit Du gebraucht haſt, um die Thür zuzumachen!" ſagte die Frau: „Wo haſt Du aber nun das Laken und mein Hemd gelaſſen?" — „Was ſagſt Du?" rief der Amtmann. „Ich frage, wo Du das Laken und mein Hemd gelaſſen haſt, das ich Dir gab, um Dich damit abzutrocknen?" ſagte ſie. „Ei zum Teufel!" rief der Amtmann: „iſt er nun damit auch fort?"

Am Tage kam der Meiſterdieb wieder und verlangte die Tochter des Amtmanns, wie dieſer ihm verſprochen hatte, und da durfte nun der Amtmann nicht anders, ſondern gab ſie ihm und noch viel Geld dazu; denn er fürchtete, der Meiſterdieb möchte ihm zuletzt noch die Augen aus dem Kopf ſtehlen, und daſs er gar zu ſehr ins Gerede käme. Der Meiſterdieb lebte nun mit der Tochter des Amtmanns luſtig und vergnügt. Ob er nach dieſer Zeit noch wieder ſtahl, kann ich nicht mit Gewiſsheit ſagen; that er es aber, ſo geſchah es wohl nur zu ſeinem eignen Vergnügen.

5.

Die drei Schweſtern im Berge.

Es war einmal eine alte Wittfrau, die wohnte mit ihren drei Töchtern weit vom Dorfe unten an einem Berg. Sie war aber ſo arm, daſs ſie weiter Nichts beſaß, als nur ein Huhn, und das hatte ſie ſo lieb, wie ihren Augapfel; ſie tickerte damit herum und warf ihm Körner zu früh und ſpät. Eines Tages aber war das Huhn fort. Die Frau ging überall um das Haus herum und ſuchte und lockte; aber das Huhn war fort und blieb fort. Da ſagte ſie zu ihrer älteſten Tochter: „Du muſſt hingehen und zuſehen, daſs Du das Huhn wiederfindeſt; denn her muſs es wieder, und ſollten wir es auch aus dem Berg holen.“ Die Tochter ging fort und ſuchte und lockte überall; aber kein Huhn war zu finden. Da ſchallte es auf einmal aus der Bergwand:

„Das Hühnchen trippelt im Berge!
„Das Hühnchen trippelt im Berge!“

Das Mädchen ging hin und wollte zuſehen. Da öffnete ſich aber plötzlich unter ihr eine Fallthür, und ſie fiel tief hinab in ein Gewölbe unter der Erde. Als ſie darin

weiter ging, kam ſie durch viele ſchöne Zimmer, das eine noch immer prächtiger, als das andre. In dem innerſten Zimmer aber kam ein großer Bergmann auf ſie zu, der fragte ſie: „Willſt Du meine Braut ſein?“ Nein, ſagte das Mädchen, das wollte ſie ganz und gar nicht, ſie wollte wieder hinauf und nach ihrem Huhn ſuchen, das fortgekommen wäre. Da ward der Bergmann ſo zornig, daſs er ſie nahm und ihr den Kopf abriß und ihn mit ſammt dem Rumpf in einen Keller hinabwarf.

Die Mutter ſaß indeſſen zu Hauſe und wartete von einer Zeit zur andern; aber die Tochter war nicht da und kam nicht. Sie wartete nun noch eine gute Zeit; da das Mädchen aber immer noch nicht kam, ſagte ſie zu ihrer zweiten Tochter, ſie ſolle hingehen und ſich nach ihrer Schweſter umſehen, und dann ſolle ſie zugleich das Huhn locken.

Der zweiten Tocher ging es nun eben ſo, wie der erſten, ſie ſuchte und lockte überall, und plötzlich hörte ſie es aus der Bergwand rufen:

„Das Hühnchen trippelt im Berge!
„Das Hühnchen trippelt im Berge!“

Das kam ihr ganz wunderbar vor, und als ſie hingehen wollte und zuſehen, Was es zu bedeuten hatte, da fiel ſie ebenfalls durch die Fallthür in das unterirdiſche Gewölbe hinab. Sie ging nun durch viele Zimmer, und in dem innerſten kam der Bergmann auf ſie zu und fragte ſie, ob ſie ſeine Braut ſein wollte. Nein, das wollte ſie ganz und gar nicht, ſie wollte ſogleich wieder hinauf

und nach ihrem Huhn ſuchen, das fortgekommen wäre. Da ward der Bergmann ſo zornig, daſs er ſie nahm und ihr den Kopf abriſs und ihn ſammt dem Rumpf in den Keller hinabwarf.

Als nun die Frau auch auf die zweite Tochter ſchon eine lange Zeit gewartet hatte, und dieſe immer noch nicht kam, ſagte ſie zu der jüngſten: „Nun muſſt Du einmal hingehen und Dich nach Deinen Schweſtern umſehen.“ „Schlimm genug,“ ſagte ſie: „daſs uns das Huhn wegkam; ſollten wir aber Deine Schweſtern noch dazu verlieren, ſo wäre das noch weit ſchlimmer; vergiſs aber nicht, unterweges das Huhn zu locken.“

Die jüngſte Tochter ging nun fort und ſuchte und lockte überall herum; aber keine Schweſtern waren zu finden, und kein Huhn war zu ſehen. Endlich kam ſie auch zu der Bergwand, und nun rief es wieder:

„Das Hühnchen trippelt im Berge!
„Das Hühnchen trippelt im Berge!“

Das, däuchte dem Mädchen, wäre ja herrlich; ſie wollte ſogleich hin und es holen; aber ehe ſie ſich's verſah, fiel ſie ebenfalls in das Gewölbe hinunter. Wie ſie nun durch die vielen Zimmer ging, wovon das eine immer noch ſchöner war, als das andre, ließ ſie ſich gute Zeit und betrachtete Alles genau, denn ſie war ganz und gar nicht bange. Endlich bemerkte ſie eine Kellerklappe, die hob ſie auf und ſah hinunter; da erkannte ſie alsbald ihre Schweſtern, welche beide da lagen und todt waren. Wie ſie eben die Klappe wieder zugemacht hatte, kam der Bergmann an.

„Willſt Du meine Braut ſein?“ fragte er ſie. „Ja, recht gern,“ ſagte das Mädchen, denn ſie konnte ſich nun wohl denken, wie es ihren Schweſtern ergangen war. Als der Troll das hörte, ward er ſeelenfroh und ſchenkte ihr die ſchönſten und prächtigſten Kleider und Alles, was ſie ſich nur wünſchen mochte, ſo ſehr freu'te er ſich, daſs Eine mal ſeine Braut ſein wollte.

Als das Mädchen ſich nun einige Zeit bei dem Trolken aufgehalten hatte, war ſie eines Tages ganz traurig und betrübt. Der Troll fragte ſie, Was ihr fehle. „Ach,“ ſagte ſie: „es betrübt mich ſo ſehr, daſs ich nicht zu Hauſe bei meiner Mutter ſein kann; die leidet gewiſs Hunger und Durſt und hat keinen Menſchen um ſich.“ — „Ja, Dich zu ihr gehen laſſen, kann ich nicht,“ ſagte der Troll: „aber thu nur etwas Eſſen in einen Sack, dann will ich's ihr ſchon bringen.“ Dafür dankte das Mädchen ihm und nahm einen Sack und füllte ihn mit lauter Gold und Silber an, aber oben darauf legte ſie Etwas zu eſſen, und ſagte dann zu dem Trollen, nun wäre der Sack fertig, aber er dürfe nicht zuſehen, Was drin wäre; das muſste er ihr verſprechen. Na, er wollt's auch nicht thun. Als er fortging, ſah ſie ihm nach durch ein Loch, das in der Fallthür war. Unterweges ſah ſich der Troll um und ſagte: „Der iſt doch auch verdammt ſchwer, der Sack! ich muſs doch mal zuſehen, Was drin iſt,“ und damit wollte er das Band auflöſen. Aber das Mädchen rief ihm zu: „Ich ſehe Dich! ich ſehe Dich!“ — „Das iſt doch auch zum Kukuk, was Du für Augen im Kopf haſt!“

ſagte der Troll und wagte nun keinen weitern Verſuch. Als er bei der Wittwe ankam, warf er den Sack durch die Thür hinein. „Da haſt Du Was zu eſſen von Deiner Tochter!“ ſagte er: „ſie kann's entbehren.“

Wie nun das Mädchen ſchon eine gute Zeit bei dem Trollen im Berge zugebracht hatte, fiel eines Tages ein Ziegenbock durch die Fallthür hinunter. „Wer hat nach dir geſchickt, du langrippiges Beeſt!“ rief der Troll und war entſetzlich böſe, nahm den Bock, dreh'te ihm den Kopf um und warf ihn hinunter in den Keller. „Ach, warum haſt Du das gethan?“ ſagte das Mädchen: „ich hätte ja meinen Zeitvertreib damit haben können.“ —„Nun, Du brauchſt darum eben das Maul nicht ſchief zu machen,“ ſagte der Troll: „er ſoll bald wieder lebendig werden.“ Darauf nahm er einen Krug, der an der Wand hing, ſetzte dem Ziegenbock den Kopf wieder auf und beſtrich ihn mit der Salbe aus dem Krug, und da war der Bock wieder eben ſo friſch und munter, als zuvor. „Haha!“ dachte das Mädchen: „der Krug iſt Was werth!“

Als ſie nun noch eine gute Zeit bei dem Trollen geweſen war, erſah ſie eines Tages die Gelegenheit, da der Troll nicht zu Hauſe war, nahm die älteſte Schweſter und ſetzte ihr den Kopf auf und beſtrich ſie dann mit der Salbe aus dem Krug, ſo wie ſie geſehen, daſs der Troll es mit dem Ziegenbock gemacht hatte; und als das geſchehen war, ward die Schweſter ſogleich wieder lebendig. Sie ſteckte ſie nun in einen Sack, legte ein wenig Eſſen oben drauf, und wie der Troll nach Hauſe kam, ſagte ſie zu

ihm: „Ach, willſt Du nicht zu meiner Mutter gehen und ihr ein wenig Eſſen bringen? ſie leidet gewiſs Hunger und Durſt, die Arme! Aber Du muſſt auch nicht in den Sack ſehen.“ Nein, er wollte nicht hineinſehen, ſagte der Troll, nahm den Sack und marſchirte damit fort. Wie er aber ein Ende gegangen war, däuchte ihm, der Sack wäre ſo verdammt ſchwer, und als er noch etwas weiter gegangen war, ſagte er: „Ich möchte doch wohl wiſſen, Was drin iſt, und was ſie auch für Augen im Kopf haben mag, ſo kann ſie mich doch jetzt nicht mehr ſehen.“ Als er aber nun das Band auflöſen wollte, rief die Schweſter, die in dem Sack war: „Ich ſeh' Dich wohl! ich ſeh' Dich wohl!“ — „Das iſt doch auch zum Kukuk mit Deinen Augen!“ ſagte der Troll, denn er glaubte, es wäre Die im Berge, welche das ſagte. Er wagte nun nicht weiter, den Sack zu öffnen, ſondern lief damit, was er nur konnte, zu der Mutter, und als er an die Thür kam, warf er den Sack hinein und rief: „Da haſt Du Eſſen von Deiner Tochter! ſie kann's entbehren.“

Wie nun das Mädchen noch eine gute Zeit in dem Berg geweſen war, machte ſie es eben ſo mit der zweiten Schweſter: ſie ſetzte ihr den Kopf auf, beſtrich ſie mit der Salbe aus dem Krug und ſteckte ſie in den Sack. Aber das Mal legte ſie oben drauf ſo viel Gold und Silber, als nur hinein konnte, und ganz oben darauf legte ſie ein Wenig zu eſſen. „Ach,“ ſagte ſie zu dem Trollen: „Willſt Du nicht zu meiner Mutter gehen und ihr wieder ein Wenig Eſſen bringen? aber Du darfſt ja nicht in

den Sack ſehen.“ Ja, er wollte wohl hingehen und wollt' auch nicht hineinſehen, ſagte der Troll. Als er aber eine Strecke weit gekommen war, däuchte ihm, der Sack würde ſo verdammt ſchwer, und als er noch etwas weiter gekommen war, konnte er ihn beinah nicht mehr tragen. Er wollte nun das Band auflöſen und in den Sack gucken; aber da rief die Schweſter, welche drinnen war: „Ich ſeh' Dich wohl! ich ſeh' Dich wohl!“ — „Das iſt doch auch zum Kukuk, was Du für Augen im Kopf haſt!“ ſagte der Troll und wagte nicht weiter, in den Sack zu ſehen, ſondern trug ihn, ſo ſchnell er nur konnte, gradesweges zu der Mutter, und als er an's Haus kam, warf er ihn durch die Thür hinein und rief: „Da haſt Du Eſſen von Deiner Tochter! ſie kann's entbehren.“

Als nun das Mädchen noch eine gute Zeit in dem Berg geweſen war, wollte der Troll einmal ausgehen. Das Mädchen aber ſtellte ſich ſchwach und elend an und ſagte: „Es kann nichts nützen, daſs Du vor zwölf Uhr zu Hauſe kommſt; denn ich kann das Eſſen heut doch nicht ſo früh fertig kriegen, weil ich ſo ſchwach bin.“ Als darauf der Troll gegangen war, ſtopfte ſie ihre Kleider mit Stroh aus und ſtellte die Strohdirne in die Ecke am Herd hin mit einem Quirl in der Hand, ſo daſs es ausſah, als wäre ſie es ſelbſt. Darauf ſchlich ſie ſich aus dem Berg und lief fort nach Hauſe; unterweges aber ſprach ſie ſich einen Schützen auf, und den nahm ſie mit.

Als die Uhr zwölf war, oder ſo ungefähr, kam der

Troll nach Hauſe: „Gieb mir Was zu eſſen!“ rief er der Strohdirne zu; aber die antwortete nicht. „Gieb mir Was zu eſſen, ſag' ich Dir!“ rief der Troll: „denn ich bin hungrig.“ Keine Antwort. „Gieb mir Was zu eſſen!“ ſchrie der Troll zum dritten Mal: „und wenn Du nicht thuſt, Was ich Dir ſage, werde ich Dich aus dem Schlaf wecken.“ Aber die Dirn ſtand da, ohne ſich zu rühren. Da wurde der Troll raſend und ſtieß ſie mit dem Fuß, daſs die Halme umherſtoben. Als er aber das ſah, merkte er Unrath und begann zu ſuchen im ganzen Berg herum, und zuletzt kam er auch hinunter in den Keller; da waren aber die beiden Schweſtern des Mädchens fort, und nun konnte er ſich wohl den ganzen Zuſammenhang denken. „Ja, das will ich ihr bezahlen!“ ſagte er und machte ſich auf nach dem Hauſe der Mutter. Als er aber an die Thür kam, knallte der Schütz los. Wie der Troll das hörte, wagte er nicht, hineinzugehen, denn er glaubte, es wäre der Donner, und lief wieder fort nach Hauſe, ſo ſchnell er nur konnte. Eh' er aber zu der Fallthür kam, ging die Sonne auf, und da barſt er. — Wenn ich bloß wüſste, wo die Fallthür wäre; denn da iſt gewiſs noch Gold und Silber Genug zu holen.

6.

Von dem Rieſen, der kein Herz im Leibe hatte.

Es war einmal ein König, der hatte ſieben Söhne, von denen hielt er ſo viel, daſs er nicht leben konnte ohne ſie; einer wenigſtens muſste immer um ihn ſein. Als die Söhne groß waren, ſollten die ſechs älteſten ausziehen und ſich eine Frau ſuchen; den jüngſten aber wollte der Vater bei ſich zu Hauſe behalten, und die andern ſollten eine Prinzeſſinn für ihn mitbringen. Der König gab nun den ſechs Prinzen die ſchönſten Kleider, die man ſehen konnte, ſie waren ſo ſchön, daſs man den Glanz ſchon weit in der Ferne ſah, und jedem gab er ein Pferd, das koſtete viele, viele hundert Thaler, und damit reiſ'ten ſie fort. Als ſie nun an vielen Königshöfen geweſen waren und viele Prinzeſſinnen geſehen hatten, kamen ſie endlich auch zu einem König, der ſechs Töchter hatte; ſo ſchöne Königstöchter aber hatten die Prinzen noch nie geſehen, und jeder frei'te um eine von ihnen und bekam ſie zur Braut, und darauf begaben ſie ſich mit den Prinzeſſinnen wieder auf den Heimweg zu ihrem Vater; ſie waren aber in ihre

Bräute ſo verliebt, daſs ſie es ganz vergaßen, auch eine Prinzeſſinn für Aſchenbrödel mitzubringen, der zu Hauſe geblieben war.

Wie ſie nun ſchon eine gute Strecke Weges zurückgelegt hatten, kamen ſie an einer ſteilen Bergwand vorbei, wo ein Rieſenſchloſs war. Der Rieſe kam heraus, und als er ſie ſah, verwandelte er ſie alle in Stein, ſowohl die Prinzen, als die Prinzeſſinnen. Der König wartete immerfort auf ſeine Söhne; aber wie lange er auch warten mochte, ſie kehrten nicht zurück. Da ward der König ſehr betrübt und konnte nimmer wieder froh werden. „Hätte ich nicht Dich noch," ſagte er zu Aſchenbrödel: „ſo möchte ich gar nicht mehr in der Welt leben." Aſchenbrödel aber bat den König, daſs er ihm erlauben möchte, fortzureiſen, um ſeine Brüder wieder aufzuſuchen. „Nein, das kann ich nicht," ſagte der König: „denn Du kommſt nachher auch nicht wieder." Aber Aſchenbrödel wollte durchaus fort und bat ſeinen Vater ſo lange, bis er ihn endlich reiſen ließ. Nun hatte der König aber kein andres Pferd für Aſchenbrödel, als eine alte elende Kracke; denn die ſechs andern Königsſöhne hatten alle die andern Pferde bekommen. Das kümmerte Aſchenbrödel aber wenig; er ſetzte ſich auf ſeine alte Kracke und reiſ'te fort. „Lebe wohl, Vater!" ſagte er, als er abreiſ'te: „ich werde ſchon wiederkommen, und vielleicht bringe ich dann meine Brüder auch mit."

Als er ein Ende geritten war, traf er auf dem Wege einen Raben an, der lag da und ſchlug mit den Flügeln

und konnte vor lauter Hunger und Mattigkeit nicht von der Stelle. „Ach, gieb mir doch ein Wenig zu eſſen," ſagte der Rabe: „dann will ich Dir auch wieder helfen, wenn Du mal in Noth kommſt." — „Ja, Viel hab' ich eben nicht," ſagte der Königsſohn: „und Du ſiehſt auch gar nicht darnach aus, daſs Du mir große Hülfe leiſten könnteſt; weil Du es aber ſo nöthig zu haben ſcheinſt, will ich Dir wohl geben, Was ich vermag," und darauf öffnete er ſeinen Ranzen und gab dem Raben zu eſſen. Wie er nun ein Ende weiter gereiſ't war, kam er zu einem Bach. Nicht weit davon lag ein großer Lachs, der auf das trockne Land gekommen war, und zappelte und konnte nicht wieder zurück ins Waſſer. „Ach hilf mir doch wieder in's Waſſer," ſagte der Lachs:" „Ich will Dir auch wieder helfen, wenn Du mal in Noth kommſt." — „Ja, Deine Hülfe wird mir wohl nicht viel nützen," ſagte der Königsſohn: „aber es wäre ja Sünde, Dich hier umkommen zu laſſen," und damit ſetzte er den Fiſch wieder ins Waſſer. Nun reiſ'te er ein gutes Ende weiter; da traf er auf dem Wege einen Wolf an, der lag da und wand und krümmte ſich vor lauter Hunger. „Ach gieb mir doch Dein Pferd zu freſſen," ſagte der Wolf: „denn ich bin ſo hungrig, daſs mir der Magen ſchlottert, weil ich in zwei Jahren Nichts zu eſſen bekommen habe." — „Nein," ſagte Aſchenbrödel: „das kann ich nicht! Erſt kam ich zu einem Raben, dem muſste ich mein Eſſen geben; darauf kam ich zu einem Lachs, dem muſste ich wieder ins Waſſer helfen; und Du willſt nun gar mein Pferd haben;

das geht nicht, dann weiß ich nicht, wie ich meine Reiſe fortſetzen ſoll.“ — „Ja, Du muſſt mir helfen,“ ſagte der Wolf: „Du kannſt nachher auf mir reiten; ich will Dir auch wieder helfen, wenn Du mal in Noth kommſt.“ — „Ja, Was Du mir helfen kannſt, hat wohl nicht Viel zu bedeuten,“ ſagte der Prinz: „aber nimm das Pferd nur hin, weil Du's doch ſo nöthig haſt.“ Als der Wolf das Pferd gefreſſen hatte, gab Aſchenbrödel ihm das Gebiſs ins Maul und legte ihm den Sattel auf den Rücken; denn der Wolf war jetzt ſo ſtark und ſo groß geworden von Dem, was er gefreſſen hatte, weit größer, als ein Pferd. Wie Aſchenbrödel ſich aufgeſetzt hatte, legte der Wolf mit ihm los; aber ſo ſchnell hatte Aſchenbrödel noch nie geritten. Als ſie nun ſchon einen guten Weg hinter ſich hatten, ſagte der Wolf: „Wenn wir noch ein kleines Ende weiter gekommen ſind, dann werde ich Dir das Rieſenſchloſs zeigen.“ Es dauerte nicht lange, ſo waren ſie da. „Hier ſiehſt Du das Schloſs,“ ſagte der Wolf: „und dies hier ſind Deine ſechs Brüder, die der Rieſe in Stein verwandelt hat, und das da ſind ihre ſechs Bräute; dort ſiehſt Du auch die Thür zu dem Schloſs, und da muſſt Du hineingehen.“ — „Nein,“ ſagte der Königsſohn: „der Rieſe bringt mich um.“ — „Sei nur ohne Furcht,“ verſetzte der Wolf: „denn wenn Du hineinkommſt, triffſt Du dort eine Prinzeſſinn an, die wird Dir wohl ſagen, wie Du es machen muſſt, um den Rieſen zu tödten; und thu dann nur, wie ſie Dir ſagt.“ Aſchenbrödel ging darauf hinein, und wie er durch mehre Zimmer

gekommen war, saß in dem einen die Prinzessinn; aber eine so schöne Jungfrau hatte er noch nie gesehen. „Ach, Gott steh Dir bei!“ sagte sie, als sie ihn erblickte: „Wie bist Du hier hereingekommen? Dein Tod ist Dir gewiß; denn hier wohnt ein Riese, den kann Niemand tödten, weil er kein Herz im Leibe hat.“ — „Ich will es aber doch versuchen,“ sagte Aschenbrödel: „denn darum bin ich hergekommen; und meine Brüder, welche hier in Stein verwandelt sind, wollte ich auch gern erretten, und Dich dazu, wenn ich könnte.“ Wie nun die Prinzessinn ihn durchaus nicht überreden konnte, wieder fortzugehen, sagte sie zu ihm: „Laß uns denn zusehen, wie wir's am besten anfangen: Krieche hier unter dieses Bett, und da mußt Du still liegen bleiben und genau zuhören, Was der Riese sagt, wenn ich ihn ausfrage.“ Er kroch nun unter's Bett, und kaum war das geschehen, so kam der Riese an. „Hutetu! hier riecht's so nach Menschenfleisch!“ rief er. „Ja, es flog hier eine Elster vorbei mit einem Knochen im Schnabel, den ließ sie durch den Schornstein fallen,“ sagte die Prinzessinn: „ich habe mich zwar beeilt, ihn hinwegzuschaffen; aber es muß wohl noch der Geruch davon zurückgeblieben sein;“ und damit war der Riese zufrieden gestellt. Als es Abend wurde, legten sie sich zu Bett, und wie sie eine Weile gelegen hatten, sagte die Prinzessinn: „Da ist Eins, wonach ich Dich gern fragen wollte, aber Du mußt auch nicht böse werden.“ — „Was ist denn das?“ fragte der Riese. „O,“ sagte sie: „ich möchte gern wissen, wo Du Dein Herz hast, weil

Du es doch nicht bei Dir trägſt.“ — „Das iſt Etwas, wonach Du nicht zu fragen brauchſt,“ ſagte der Rieſe: „ſonſt liegt es dort unter der Thürſchwelle.“ — „Aha! da wollen wir's ſchon finden!“ dachte Aſchenbrödel, der unter dem Bett lag.

Am nächſten Morgen ſtand der Rieſe früh auf und ſtreifte nach dem Wald zu. Kaum war er fort, ſo fingen Aſchenbrödel und die Prinzeſſinn an, unter der Thürſchwelle zu ſuchen; aber was ſie auch ſuchen und graben mochten, ſo fanden ſie doch Nichts. „Diesmal hat er uns angeführt,“ ſagte die Prinzeſſinn: „aber wir müſſen's noch einmal verſuchen.“ Darauf pflückte ſie die ſchönſten Blumen, die ſie finden konnte, und beſtreu'te damit die Thürſchwelle, nachdem ſie dieſelbe vorher wieder in Stand gebracht hatten. Wie es um die Zeit war, daſs ſie den Rieſen zu Hauſe erwarteten, muſste Aſchenbrödel wieder unter's Bett kriechen. „Hutetu! hier riecht's ſo nach Menſchenfleiſch!“ ſagte der Rieſe, als er eintrat. „O, das iſt wohl noch der Knochen von geſtern,“ ſagte die Prinzeſſinn, und damit war der Rieſe zufrieden. Nach einer Weile fragte er, Wer denn all die ſchönen Blumen auf die Thürſchwelle geſtreu't hätte. „O, das habe ich gethan,“ ſagte die Prinzeſſinn. „Und wozu ſoll das?“ fragte der Rieſe. „Meinſt Du denn nicht, daſs ich Dich ſo lieb habe, um die Schwelle mit Blumen zu beſtreuen, wenn ich weiß, daſs Dein Herz darunter liegt?“ ſagte die Prinzeſſinn. „Ah ſo!“ ſagte der Rieſe: „ſonſt liegt es aber nicht da.“

Als ſie ſich am Abend zu Bett gelegt hatten, bat die Prinzeſſinn ihn, er möchte ihr doch ſagen, wo ſein Herz wäre; denn ſie hielt ſo viel von ihm, ſagte ſie, und darum möchte ſie es ſo gern wiſſen. „O, es liegt dort in dem Wandſchrank," ſagte der Rieſe. „Haha!" dachte Aſchenbrödel: „da wollen wir's ſchon finden!" Den nächſten Morgen machte der Rieſe ſich wieder früh auf und ſtreifte nach dem Wald zu. Kaum aber war er gegangen, als Aſchenbrödel und die Königstochter den ganzen Schrank durchſuchten, um ſein Herz zu finden; aber wie fleißig ſie auch ſuchten, ſo fanden ſie auch diesmal Nichts. „Wir müſſen's noch einmal probiren," ſagte die Prinzeſſinn. Sie ſchmückte nun den Schrank mit Blumen und mit Kränzen, und gegen Abend mußte Aſchenbrödel wieder unter's Bett kriechen. Darauf kam der Rieſe an. „Hutetu! hier riecht's ſo nach Menſchenfleiſch!" ſagte er, als er eintrat. „Ach, es iſt wohl immer noch der alte Knochen," ſagte die Prinzeſſinn: „der Geruch will gar nicht wieder fort." Damit war der Rieſe zufrieden und ſagte weiter Nichts. Wie er aber darauf den Schrank erblickte, der mit Blumen und Kränzen geſchmückt war, fragte er die Prinzeſſinn, Wer das gethan hätte. „Ach, das habe ich gethan," ſagte ſie. „Und wozu ſoll die Thorheit?" fragte er. „Meinſt Du denn nicht, daſs ich Dich ſo lieb habe, um den Schrank mit Blumen und Kränzen zu ſchmücken, wenn ich weiß, daſs Dein Herz darin liegt?" ſagte ſie. „Kannſt Du ſo närriſch ſein und das glauben?"

ſagte der Rieſe. „Ich muſs es ja wohl glauben, wenn Du es ſagſt," verſetzte die Prinzeſſinn. „Du biſt ein Narr!" ſagte der Rieſe: „wo mein Herz iſt, dahin kommſt Du nie." — „Du könnteſt mir aber doch wohl ſagen, wo es iſt," ſagte ſie. Nun konnte der Rieſe nicht anders, ſondern muſste es ihr ſagen. „Weit, weit von hier in einem Waſſer," ſagte er: „liegt eine Inſel; auf der Inſel ſteht eine Kirche; in der Kirche iſt ein Brunnen; in dem Brunnen ſchwimmt eine Ente; in der Ente iſt ein Ei; und in dem Ei — da iſt mein Herz."

Am Morgen früh, als es noch nicht dämmerte, ſtreifte der Rieſe ſchon wieder nach dem Wald zu. „Ja, nun muſs ich auch fort," ſagte Aſchenbrödel: „wenn ich bloß den Weg wüſste. Er ſagte darauf der Prinzeſſinn Lebewohl, und als er draußen vor's Schloſs kam, ſtand der Wolf noch da und wartete auf ihn. Aſchenbrödel erzählte ihm Alles, was ihm im Schloſs begegnet war und ſagte, nun möchte er gern zu dem Brunnen in der Kirche, wenn er bloß den Weg dahin wüſste. Der Wolf aber ſagte, den Weg wollte er ſchon finden, er ſollte ſich nur auf ſeinen Rücken ſetzen, und darauf ging es fort über Klippen und Hügel, über Berg und Thal, daſs es nur ſo ſauſ'te. Als ſie ſchon manchen lieben Tag gereiſ't waren, kamen ſie endlich zu einem Waſſer. Nun wuſste der Königsſohn nicht, wie er hinüber kommen ſollte; aber der Wolf ſagte zu ihm, er ſolle ſich bloß nicht fürchten, und dann ſprang er in's Waſſer und ſchwamm mit dem Prin=

zen hinüber zu der Inſel. Als ſie aber zu der Kirche kamen, hing der Schlüſſel ganz oben an der Thurmſpitze. Nun wuſste der Königsſohn wieder nicht, wie er ihn herunterkriegen ſollte. „Du muſſt den Raben zu Hülfe rufen," ſagte der Wolf, und das that der Prinz. Da kam der Rabe geflogen, ſchwang ſich hinauf zu der Thurmſpitze und holte den Schlüſſel herunter. Nun konnte der Prinz in die Kirche kommen; und als er zu dem Brunnen kam, ſchwamm die Ente darin auf und ab, ſo wie der Rieſe geſagt hatte. Der Prinz fing nun an, ſie zu locken, und lockte ſo lange, bis ſie ſo nahe kam, daſs er ſie greifen konnte. Wie er ſie aber aus dem Waſſer hob, ließ ſie das Ei in den Brunnen fallen. Nun wuſste Aſchenbrödel nicht, wie er das Ei wiederbekommen ſollte. „Du muſſt jetzt den Lachs zu Hülfe rufen," ſagte der Wolf. Da rief der Prinz den Lachs, und dieſer kam ſogleich und holte das Ei herauf. Nun, ſagte der Wolf zu dem Prinzen, ſolle er das Ei in der Hand drücken; und wie der Prinz das that, ſchrie der Rieſe laut auf. „Drück noch einmal zu!" ſagte der Wolf; und wie der Prinz noch einmal zudrückte, erhob der Rieſe ein klägliches Gewinſel und bat und fleh'te um ſein Leben; er wolle auch Alles thun, was der Königsſohn verlangte, wenn er ihm bloß nicht das Herz entzwei drücken wollte, ſagte er. „Sage ihm, wenn er Deine ſechs Brüder, die er in Stein verwandelt hat, wieder in Prinzen umſchafft, und ihre Bräute in Prinzeſſinnen, dann ſolle er das Leben behalten," ſagte der Wolf; und das that der Prinz. Ja, dazu

war der Troll ſogleich bereit: er verwandelte die ſechs Brüder wieder in Prinzen, und ihre Bräute wieder in Prinzeſſinnen. „Drück jetzt das Ei entzwei!“ ſagte der Wolf. Nun drückte Aſchenbrödel das Ei entwei, und da barſt der Rieſe mitten von einander. Wie ſie ihn nun quitt waren, ritt Aſchenbrödel wieder zurück nach dem Bergſchloſs. Da ſtanden alle ſeine ſechs Brüder mit ihren Bräuten friſch und geſund vor ihm, und Aſchenbrödel ging in den Berg und holte ſich die Prinzeſſinn, die wurde nun ſeine Braut, und darauf reiſ'ten ſie alle mit einander zurück nach dem Schloſs des Königs. Wie nun der alte König alle ſeine ſieben Söhne mit ihren Bräuten ankommen ſah, da freu'te er ſich nicht wenig, kannſt Du glauben; aber die ſchönſte von allen Prinzeſſinnen war doch die Braut von Aſchenbrödel, und er muſste ſich mit ihr bei Tafel oben an ſetzen. Darauf hielten alle Prinzen Hochzeit mit ihren Bräuten, und es wurde gegaſtet und gejubelt viele Tage lang, und haben ſie nicht ausgejubelt, ſo jubeln ſie wohl noch.

7.

Die Grimsſchecke.

Es waren einmal ein Paar reiche Leute, die hatten zwölf Söhne. Als der jüngſte von ihnen herangewachſen war, wollte er nicht länger zu Hauſe bleiben, ſondern wollte fort in die Welt und ſein Glück verſuchen. Die Ältern ſagten, er hätte es ja gut bei ihnen, warum er denn nicht zu Hauſe bleiben wollte. Aber er hatte keine Ruhe, er wollte und muſste fort, und da ließen ſie ihn denn endlich reiſen. Als er nun eine Zeitlang umhergewandert war, kam er auch zu einem Königsſchloſs; da bat er um einen Dienſt, und den erhielt er auch.

Die Tochter des Königs von dieſem Lande aber wurde von einem Trollen in einem Berg zurückgehalten, und der König hatte nicht mehr Kinder, als nur dieſe einzige Tochter. Darum war er und mit ihm das ganze Land in großer Sorge und Betrübniſs, und der König hatte Demjenigen, der ſie befreien könnte, die Prinzeſſinn und das halbe Reich verſprochen; aber es war Niemand, der das konnte, obwohl Viele es verſuchten. Als der Burſch

ein Jahr, oder ſo ungefähr, da geweſen war, wollte er wieder nach Hauſe und ſeine Ältern beſuchen; wie er aber zu Hauſe ankam, waren ſeine Ältern in der Zeit geſtorben, und die Brüder hatten die Erbſchaft unter ſich getheilt, ſo daſs nun Nichts mehr für den Burſchen übrig war. „Soll ich denn Nichts haben?" ſagte der Burſch. „Konnten wir denn wiſſen, daſs Du noch am Leben warſt, der Du ſo lange herumgeſtreift biſt?" ſagten die Brüder: „Aber es mag drum ſein: Oben in der Bergkoppel gehen zwölf Stuten, die wir noch nicht getheilt haben; willſt Du die für Deinen Theil haben, ſo kannſt Du ſie nehmen." Ja, damit war der Burſch wohlzufrieden und begab ſich ſogleich nach der Bergkoppel, wo die zwölf Stuten graſ'ten. Wie er hinkam, hatte jede Stute ihr Saugfüllen; das ſchönſte Füllen hatte aber doch die eine Stute, das war ein großes ſcheckiges Füllen und ſo fett und ſo gut bei Leibe, daſs es glänzte. „Du biſt ein ſchönes Thierchen," ſagte der Burſch. „Ja, aber willſt Du die andern Füllen todtſchlagen, ſo daſs ich alle Stuten ein ganzes Jahr ſaugen kann, dann ſollſt Du mal ſehen, wie groß und ſchön ich werde," ſagte das Füllen. Das that denn der Burſch auch: er ſchlug alle die andern Füllen todt, und darauf ging er fort.

Als er das nächſte Jahr wiederkam und ſich nach ſeinem Füllen und ſeinen Stuten umſehen wollte, da war das Füllen ſo fett geworden, daſs es glänzte und blinkerte, und ſo groß war es, daſs der Burſch nur mit genauer Noth hinaufkommen konnte; alle Stuten aber hatten wieder ihr Füllen

bekommen. „Ja, es iſt wahr, es hat ſich gut gelohnt, daſs ich Dich alle zwölf Stuten ſaugen ließ," ſagte der Burſch zu dem Einjährigen: „aber jetzt biſt Du groß genug, nun muſs ich Dich mithaben." — „Nein, laſs mich noch ein Jahr dazu gehen," ſagte das Füllen: „ſchlag' wieder die zwölf andern Füllen todt, daſs ich auch dieſes Jahr alle zwölf Stuten ſaugen kann; dann ſollſt Du mal ſehen, wie groß und ſchön ich den nächſten Sommer bin." Der Burſch that wieder, wie das Füllen ihm ſagte; und als er das nächſte Jahr in die Koppel kam, da hatte wieder jede Stute ihr Saugfüllen; das ſcheckige Füllen aber war ſo groß geworden, daſs der Burſch gar nicht mehr hinauf konnte, und ſo fett und ſo blank war es, daſs es nur ſo glitzerte. „Groß und ſchön warſt Du voriges Jahr," ſagte der Burſch: „aber dieſes Jahr biſt Du noch ſtattlicher; ein ſolches Füllen giebt es nicht in des Königs Schloſs. Aber nun muſs ich Dich mit mir haben." — „Nein," ſagte die Schecke: „laſs mich noch ein Jahr dazu gehen! ſchlage wieder die zwölf andern Füllen todt, ſo daſs ich auch noch dieſes Jahr alle Stuten ſaugen kann; dann ſollſt Du mich mal ſehen zum nächſten Sommer!" Der Burſch that wieder, wie das Scheckenfüllen ihm ſagte, ſchlug alle die andern Füllen todt, und damit ging er fort.

Als er aber nun das nächſte Jahr wiederkam, und ſich nach ſeinem Füllen und ſeinen Stuten umſehen wollte, da war der Burſch ganz erſchrocken. So groß und ſo ſchwer, hatte er nie geglaubt, daſs ein Pferd werden könnte; denn die

Schecke mußte ſich auf allen Vieren niederlegen, wenn der Burſch hinaufſteigen wollte, und dann hatte er noch Genug zu thun, daſs er nur hinaufkam; und ſo fett und ſo quabbelig war ſie geworden, daſs ſie glänzte und blitzte wie ein Spiegel; und das Mal hatte die Schecke Nichts dagegen einzuwenden, daſs der Burſch ſie mitnahm. Er ſetzte ſich auf ſie und ritt mit ihr nach Hauſe zu ſeinen Brüdern; die ſchlugen die Hände über dem Kopf zuſammen und kreuzten ſich, denn ein ſolches Pferd hatten ſie weder geſehen, noch davon reden gehört. „Es mag drum ſein," ſagte der Burſch: „wollt Ihr mir einen ſo ſchönen Beſchlag unter mein Pferd, und ſo ſchönen Sattel und ſo ſchönes Gebiſs verſchaffen, als man's nur haben kann, ſo mögt Ihr alle zwölf Stuten nehmen, ſo wie ſie da in der Koppel gehen, und ihre zwölf Füllen dazu" — denn das Jahr hatte jede Stute wieder ein Füllen bekommen. — Ja, das wollten die Brüder gern; und nun bekam der Burſch einen ſolchen Beſchlag unter ſein Pferd, daſs die Kieſel in die Luft flogen, wenn er über den Berg ritt, und einen ſolchen Goldſattel und ein ſolches Goldgebiſs, daſs man den Glanz davon ſchon von weitem ſah. „Laſs uns jetzt nach des Königs Schloſs reiſen!" ſagte die Grimsſchecke — denn ſo hieß das Pferd —: „aber Du muſſt den König um guten Stallraum und gutes Futter für mich bitten." Ja, er wollt's nicht vergeſſen, ſagte der Burſch, und damit ritt er fort, daſs die Funken ſtoben; und da kannſt Du Dir wohl denken, daſs ſie eben nicht lange Zeit gebrauchten, um nach dem Schloſs zu kommen.

Wie der Burſch dort ankam, ſtand der König draußen auf der Treppe; er guckte und guckte und konnte nicht begreifen, was Das für Einer war, der da geritten kam. „Nein!“ ſagte er: „einen ſolchen Kerl und ein ſolches Pferd hab' ich noch mein Lebtag nicht geſehen!“ Als darauf der Burſch ihn fragte, ob er nicht einen Dienſt im Schloſs bekommen könnte, ward der König ſo froh, daſs er hüpfte und ſprang, und da konnt' es denn nicht fehlen, daſs der Burſch einen Dienſt bekam. „Ja, aber guten Stallraum für mein Pferd will ich haben, und gutes Futter auch,“ ſagte der Burſch. Ja, Stallraum für ſein Pferd ſollte er bekommen, und Hafer und Heu ſo viel es nur verdelgen könnte; und darauf muſsten die andern Ritter alle ihre Pferde aus dem Stall führen; denn der ſollte für die Grimsſchecke allein bleiben, damit ſie gut Platz drin hätte.

Und nun, kannſt Du Dir wohl denken, dauerte es nicht lange, daſs die Andern im Schloſs neidiſch wurden auf den Burſchen, und nicht wuſsten, was ſie ihm all für Schabernack anthun ſollten, wenn ſie bloß gedurft hätten. Endlich verfielen ſie darauf, zu dem König zu ſagen, der Burſch habe ſich gerühmt, die Prinzeſſinn befreien zu können, die der Troll bei ſich im Berg eingeſchloſſen halte, wenn er bloß wollte. Sogleich ließ der König ihn zu ſich rufen und ſagte, ſo und ſo hätte er geſagt, und nun ſollte er Wort halten; könnte er es, ſo wüſste er wohl, daſs er dann die Prinzeſſinn und das halbe Reich haben ſolle, und das ſollt' er denn auch redlich bekommen; könnte er es aber nicht, ſo ſolle er das Leben verlieren.

Der Burſch ſagte zwar, nein, das hätt' er nicht geſagt; aber es half nichts, der König wollte auf dem Ohr nicht hören, und es war kein andrer Rath für den Burſchen, er muſste es verſuchen. Er ging nun hinunter nach dem Stall und war ganz traurig und muthlos. Die Grimsſchecke fragte ihn, Was ihm fehle, und da erzählte ihr denn der Burſch, Was der König von ihm verlangte, und ſagte, er wüſste nicht, wie er das anfangen ſollte, denn die Prinzeſſinn zu befreien, meinte er, wäre wohl ein Ding der Unmöglichkeit. „Die Sache iſt gar nicht ſo gefährlich," ſagte die Grimsſchecke: „ich will Dir ſchon helfen, aber Du muſſt mich gut beſchlagen laſſen. Zwanzig Pfund Eiſen und zwölf Pfund Stahl muſſt Du verlangen, und einen Schmied zum Schmieden, und einen zum Beſchlagen." Ja, das that der Burſch, und der König ſagte nicht Nein, ſondern gab ihm Eiſen und Stahl und zwei Schmiede, und die Grimsſchecke wurde beſchlagen hinten und vorn, und darauf ritt der Burſch aus dem Schloſs, daſs der Staub aufwirbelte. Als er aber nun zu dem Berg kam, galt es, die ſteile Wand hinaufzukommen; denn die war ſo ſchroff, wie eine Mauer, und ſo glatt, wie ein Spiegel. Bei dem erſten Anlauf kam der Burſch ein Ende hinauf; aber da glitt die Grimsſchecke mit den beiden Vorderfüßen aus, und wieder herunter, daſs es donnerte und krachte. Beim zweiten Anlauf kam er ein Ende weiter hinauf; aber da glitt die Grimsſchecke wieder mit dem einen Vorderbein aus, und herunter, daſs der alte Berg bebte. Das dritte Mal ſagte die Grimsſchecke: „Jetzt muſs es werden!" und

damit legte ſie los, daſs die Steine in die Wolken flogen, und das Mal kam ſie hinauf. Nun ritt der Burſch in vollem Galopp, erſchnappte die Königstochter und nahm ſie vor ſich auf den Sattel, und eh' der Troll ſich noch recht beſann, waren ſie auf und davon — wenn ich aber nicht irre, ſo lag der Troll damals und ſchlief — und nun war die Prinzeſſinn befrei't.

Als jetzt der Burſch zurückkam auf's Schloſs, freu'te ſich der König nicht wenig, kannſt Du glauben. Wie dem nun aber auch ſein mochte, ſo hatten die Andern auf dem Schloſs dem König Allerlei vorgeredet, ſo daſs er gleichwohl zornig war auf den Burſchen. „Ich danke Dir, daſs Du meine Tochter befrei't haſt" — das war Alles, was er ſagte, und damit wollte er ſeines Weges gehen. Der Burſch aber ſagte: „Sie iſt jetzt eben ſo gut mein, als Dein, denn ich hoffe doch, daſs Du ein Mann von Wort biſt." — „Nun ja," ſagte der König: „Du ſollſt ſie haben, weil ich es Dir verſprochen habe; aber erſt muſſt Du machen, daſs die Sonne in mein Schloſs ſcheint" — denn es lag ein großer Berg vor den Schloſsfenſter, der ſchattete, ſo daſs die Sonne nicht hineinſcheinen konnte —. „Das war nun freilich nicht mit im Accord," ſagte der Burſch: „aber es hilft nicht, ich muſs nur mein Beſtes verſuchen; denn die Prinzeſſinn wollt' ich doch gern haben." Er ging nun wieder hinunter zu der Schecke und erzählte ihr, Was der König von ihm verlangte; die Grimsſchecke meinte, die Sache ſei eben nicht ſo gefährlich; aber einen neuen Beſchlag unter den Füßen müſste ſie

haben, ſagte ſie, und dazu müſsten zwanzig Pfund Eiſen und zwölf Pfund Stahl, und zwei Schmiede, einen zum Schmieden, und einen zum Beſchlagen, dann ſollte ſchon nachher die Sonne in's Schloſs ſcheinen. Der Burſch bekam Alles, was er verlangte, denn das konnte der König Schanden halber ihm nicht verſagen, und es wurde nun ein neuer Beſchlag unter die Grimsſchecke gelegt, und der war nicht ſchlecht. Wie das geſchehen war, ſetzte der Burſch ſich auf, und bei jedem Schritt, den die Grimsſchecke that, ſank der Berg dreißig Fuß tief in die Erde, und das dauerte ſo lange fort, bis Nichts mehr vom Berg zu ſehen war.

Wie nun der Burſch zurück nach dem Schloſs kam, fragte er den König, ob er ihm jetzt die Prinzeſſinn geben wolle; denn nun wiſſe er nicht anders, ſagte er, als daſs die Sonne ins Schloſs ſcheine. Aber da hatten die Andern dem König wieder Allerlei vorgeredet, und er ſagte zu dem Burſchen, die Prinzeſſinn ſollte er allerdings haben, denn er hätte ſeinen Sinn nicht geändert; aber erſt ſollte er ihm ein ſo ſtattliches Brautpferd ſchaffen, als er ein Bräutigamspferd hätte, das wäre nicht mehr, als billig. Der Burſch ſagte, davon hätte der König nicht geſprochen, und er meine, er habe die Prinzeſſinn jetzt verdient. Aber der König blieb bei Dem, was er geſagt hatte; und wenn er ihm nicht ein ſolches Brautpferd ſchaffen könne, ſagte er: dann ſolle er das Leben dazu verlieren. Der Burſch ging nun in den Stall, aber ganz traurig und muthlos, und erzählte der Grimsſchecke, wie der König von ihm

verlange, er ſolle der Prinzeſſinn ein ſo ſtattliches Brautpferd verſchaffen, als er ein Bräutigamspferd hätte, ſonſt ſolle er das Leben verlieren. „Wie ſoll das aber angehen?“ ſagte er: „denn Deinesgleichen giebt es wohl nicht mehr in der Welt.“ — „Ja, es giebt Meinesgleichen,“ ſagte die Grimsſchecke: „aber es hält ſchwer, ſie zu bekommen, denn ſie iſt in der Hölle; wir wollen indeſs unſer Beſtes verſuchen.“ — „Und Was muſs ich denn thun?“ fragte der Burſch. „Erſt muſſt Du zum König gehen,“ ſagte die Grimsſchecke: „und einen neuen Beſchlag unter meinen Füßen verlangen, und dazu müſſen zwanzig Pfund Eiſen und zwölf Pfund Stahl, und zwei Schmiede, einer zum Schmieden, und einer zum Beſchlagen, aber ſieh ja zu, daſs die Eiſen gut ſcharf werden; und dann muſſt Du zwölf Tonnen Rocken und zwölf Tonnen Gerſte verlangen, und zwölf geſchlachtete Ochſen müſſen wir haben, dazu alle zwölf Ochſenhäute und in jeder Haut zwölfhundert Lattenſpiker; denn alles das müſſen wir gebrauchen.“ Der Burſch ging nun hinauf zum König und verlangte Alles, ſo wie die Grimsſchecke ihm geſagt hatte, und der König konnte Schanden halber es ihm nicht verweigern, ſondern muſste ihm Alles geben.

Als nun die Grimsſchecke gehörig beſchlagen war, ſetzte der Burſch ſich auf und ritt aus dem Schloſshof. Wie er nun ein weites, weites Ende geritten war über Berge und über Hügel, da fragte die Schecke ihn: „Hörſt Du Etwas?“ — „Ja,“ ſagte der Burſch: „ich höre ein gewaltiges Sauſen oben in der Luft, ſo daſs mir angſt

und bange wird.“ — „Das ſind alle die wilden Vögel des Waldes, die geflogen kommen,“ ſagte die Grimsſchecke, „die ſind ausgeſandt, um uns aufzuhalten; aber ſchneide jetzt ein Loch in die Kornſäcke, dann haben ſie Genug zu thun mit dem Korn und vergeſſen darüber uns.“ Das that nun der Burſch: er ſchnitt ein Loch in die Kornſäcke, ſo daſs der Rocken und die Gerſte auf allen Seiten herauslief. Da kamen alle die wilden Vögel des Waldes in ſo großer Menge, daſs die Sonne davon verdunkelt ward; als ſie aber das Korn erblickten, ſchoſſen ſie herunter und fingen an, die Rocken- und Gerſtenkörner aufzupicken; und zuletzt, glaub' ich, ſchlugen ſie ſich ſogar; doch das kann ich nicht mit Gewiſsheit ſagen; aber ſo viel weiß ich wohl, daſs ſie dem Burſchen und der Grimsſchecke Nichts thaten, denn die hatten ſie ganz vergeſſen.

Nun ritt der Burſch wieder eine lange Strecke, über Berge und Thäler, durch Sumpf und Moor; da horchte plötzlich die Grimsſchecke auf und fragte den Burſchen: „Hörſt Du Etwas?“ — „Ja, ich höre ein entſetzliches Krachen im Walde von allen Seiten her, ſo daſs mir angſt und bange wird,“ ſagte der Burſch. „Das ſind alle die wilden Thiere des Waldes,“ ſagte die Grimsſchecke: „die ſind ausgeſchickt, um uns aufzuhalten; aber wirf jetzt nur die Rümpfe von den zwölf Ochſen hinaus, dann bekommen ſie Genug zu thun und vergeſſen uns.“ Da warf der Burſch die Rümpfe hinaus, und nun kamen alle wilden Thiere, ſo viel ihrer im Wald waren: Bären, Wölfe, Löwen und andre Ungeheuer; als ſie aber die Ochſen-

rümpfe ſahen, fielen ſie alle darauf her und fingen an, ſich zu ſchlagen, daſs das Blut floſs; den Burſchen aber und die Grimsſchecke vergaßen ſie ganz.

Darauf ritt der Burſch wieder ein weites, weites Ende, und die Wolken flogen ihm jeden Augenblick vorüber; denn mit der Grimsſchecke ging es nicht langſam, wie man ſich wohl denken kann. Plötzlich aber fing die Schecke an zu wiehern und fragte: „Hörſt Du Etwas?“ — „Ja, ich höre in der Ferne ein leiſes Wiehern wie von einem Füllen,“ ſagte der Burſch. „Nun, das war eben kein kleines Füllen,“ ſagte die Schecke: „es hört ſich nur ſo leiſe an, weil es noch ſo weit weg iſt. Darauf reiſ'ten ſie ein gutes Ende weiter. Endlich wieherte die Grimsſchecke wieder. „Hörſt Du Etwas?“ fragte ſie. „Ja, nun hör' ich es deutlich wiehern, wie ein groſses Pferd,“ ſagte der Burſch. „Ja, Du muſſt es noch einmal hören,“ ſagte die Schecke: „dann wirſt Du's ſchon gewahr werden.“ Nun reiſ'ten ſie wieder ein gutes Ende weiter; da wieherte die Grimsſchecke zum dritten Mal; aber ehe ſie noch den Burſchen fragen konnte, ob er Etwas höre, wieherte es auf der Senne, daſs der Burſch dachte, der alte Berg würde berſten. „Nun iſt es hier!“ ſagte die Grimsſchecke: „Wirf jetzt geſchwind die Ochſenhäute mit den Lattenſpikern auf mich, und die Theertonne wirf auf die Erde, und dann klettre auf die groſse Tanne da. Wenn dann das Pferd kommt, ſchnaubt es Feuer aus beiden Nüſtern und zündet die Theertonne an. Alsdann gieb wohl Acht: wenn die Flamme ſteigt, ſo

gewinne ich; fällt ſie, ſo verliere ich. Siehſt Du aber, daſs ich gewinne, ſo wirf ihm ſchnell meinen Zaum über, dann iſt es zahm.“ Kaum hatte der Burſch die Häute mit den Spikern auf die Grimsſchecke geworfen, die Theertonne auf die Erde gerollt und war auf die Tanne geklettert, ſo kam das Pferd an, daſs ihm die Flammen aus beiden Nüſtern fuhren, und ſogleich fing die Theertonne Feuer. Darauf begann die Grimsſchecke einem Kampf mit dem andern Pferd, daſs die Steine bis an den Himmel flogen, ſie biſſen ſich und ſchlugen aus mit den Vorder- und den Hinterbeinen. Der Burſch ſah bald nach ihnen, bald nach der Theertonne, und endlich ſtieg die Flamme; denn wo das andre Pferd auch beißen und ſchlagen mochte, ſo traf es immer nur die Häute mit den Spikern, und da muſste es ſich denn endlich geben. Als der Burſch das ſah, ſprang er ſchnell vom Baum herunter, nahm den Zaum von der Grimsſchecke und warf ihn auf das andre Pferd, und da war es ſo zahm, daſs er es mit einem Zwirnsfaden lenken konnte, und eben ſo ſcheckig war es wie das Grimsfüllen, ſo daſs man ſie nicht von einander zu unterſcheiden vermochte. Nun ſetzte der Burſch ſich auf das neue Pferd und ritt wieder zurück nach dem Königsſchloſs, und die Grimsſchecke lief neben ihm her. Als er beim Schloſs ankam, ſtand der König draußen auf dem Hof. „Kannſt Du mir jetzt ſagen, was für ein Pferd ich gefangen habe, und was für eins ich hatte?“ ſagte der Burſch: „kannſt Du es nicht, ſo gehört Deine Tochter mir.“ Der König betrachtete beide

Schecken von unten bis oben; aber es war kein Haar anders an der einen, als an der andern. „Nein," ſagte der König: „das kann ich nicht. Meine Tochter haſt Du jetzt, da Du ihr ein ſo ſtattliches Brautpferd verſchafft haſt, Dir erworben; aber erſt müſſen wir ſehen, ob es auch ſo beſtimmt iſt, daſs Du ſie haben ſollſt: Meine Tochter ſoll ſich zweimal verſtecken, und nachher ſollſt Du Dich auch zweimal verſtecken; kannſt Du ſie nun die beiden Male finden, aber ſie nicht jedesmal Dich, dann iſt es ſo beſtimmt, daſs Du ſie haben ſollſt." — „Das ſteht nun freilich auch nicht mit im Accord," ſagte der Burſch: „aber weil's denn ſo ſein muſs, wollen wir's verſuchen."

Nun ſollte die Königstochter ſich zuerſt verſtecken, und da verwandelte ſie ſich in eine Ente und ſchwamm auf dem Waſſer, das dicht bei dem Schloſs war. Der Burſch aber ging hinunter in den Stall und fragte die Grimsſchecke, wo ſie ſich verſteckt hätte. „O, Du brauchſt nur Dein Gewehr zu nehmen und nach der Ente zu zielen, die auf dem Waſſer ſchwimmt," ſagte die Grimsſchecke: „dann wird ſie ſchon zum Vorſchein kommen." Da nahm der Burſch ſein Gewehr und ging damit nach dem Waſſer. „Ich will doch mal die Ente kappen," ſagte er und fing an zu zielen. „Nein, nein! ſchieß nicht! das bin ich!" ſagte die Prinzeſſinn; und nun hatte er ſie das erſte Mal gefunden. Das zweite Mal verwandelte die Prinzeſſinn ſich in ein Brod und lag auf dem Tiſch zwiſchen vier andern Broden, und alle waren ganz gleich, ſo daſs Keiner ſie zu unterſcheiden vermochte. Aber der Burſch ging wieder in

den Stall zu der Grimsſchecke und fragte, wo er jetzt wohl die Prinzeſſinn ſuchen ſollte. „O, nimm bloß ein Brodmeſſer und wetze es tüchtig und thu dann, als ob Du das Brod, das, von der Linken gezählt, das dritte unter den vier andern iſt, die auf dem Küchentiſch liegen, anſchneiden wollteſt," ſagte die Grimsſchecke: „dann wird ſie ſchon zum Vorſchein kommen." Da ging der Burſch in die Küche und nahm das größte Brodmeſſer, das er finden konnte, und wetzte es tüchtig; dann ergriff er das Brod, welches, von der Linken gezählt, das dritte unter den vier andern war, und ſetzte das Meſſer an, als ob er's mitten durchſchneiden wollte. „Ich muſs mir doch mal einen Knorren von dieſem Brod abſchneiden," ſagte er. „Nein, ſchneide nicht! das bin ich!" ſagte die Prinzeſſinn; und nun hatte er ſie auch das zweite Mal gefunden.

Jetzt ſollte der Burſch ſich verſtecken; da ſagte ihm aber die Grimsſchecke ſo guten Beſcheid, daſs er nicht leicht zu finden war. Zuerſt verwandelte er ſich in eine Roſsmücke und verbarg ſich in die linke Nüſter der Grimsſchecke. Die Prinzeſſinn ging und ſuchte überall, und zuletzt wollte ſie auch in den Raum hinein, wo die Grimsſchecke ſtand; aber die fing an zu beißen und um ſich zu ſchlagen, daſs ſie ſich nicht nahen durfte, und da konnte ſie ihn denn nicht finden. „Nein, ich kann Dich nicht finden," rief ſie: „komm nur hervor!" und ſogleich ſtand der Burſch vor ihr in dem Stall. Das zweite Mal verwandelte er ſich in einen Klumpen Erde und legte ſich zwiſchen den Huf und das Eiſen an dem linken Vorderfuß der Schecke.

Die Königstochter ging wieder überall herum und ſuchte, und zuletzt kam ſie auch in den Stall und wollte wieder in den Raum zu der Grimsſchecke. Diesmal durfte ſie ſich auch nahen; aber unter den Huf konnte ſie nicht kommen, denn die Schecke ſtand allzu feſt auf ihren Beinen. Da ihr nun alles Suchen nichts half, ſagte ſie endlich; „Komm nur hervor! denn ich kann Dich doch nicht finden," und da ſtand der Burſch ſogleich wieder neben ihr im Stall. „Nun iſt ſie mein," ſagte er zum König: „denn nun kannſt Du ſehen, daſs es ſo beſtimmt iſt." — „Ja, wenn es denn ſo beſtimmt iſt, ſo muſs es wohl ſo bleiben," ſagte der König. Und darauf wurde augenblicklich die Hochzeit gehalten; und der Burſch ſetzte ſich auf die Grimsſchecke, und die Prinzeſſinn auf die andre Schecke, und da kannſt Du Dir denn wohl vorſtellen, daſs ſie eben nicht lange Zeit gebrauchten, um nach der Kirche zu kommen; und ſie lebten hiernach glücklich und vergnügt mit einander.

8.

Es hat keine Noth mit Dem, in welchen alle Weiber verliebt ſind.

Es waren einmal drei Brüder; nun weiß ich nicht recht, wie das zugegangen war, aber jeder von ihnen hatte einen Wunſch bekommen, ſo daſs er ſich wünſchen konnte, Was er wollte. Die beiden älteſten bedachten ſich nicht lange, ſondern wünſchten ſich, daſs es ihnen nie an Geld fehlen möchte, ſo oft ſie in die Taſche griffen; denn wenn Einer immer Geld hat," ſagten ſie: „ſo kommt er ſchon fort in der Welt." Der jüngſte dagegen wünſchte ſich, daſs alle Weiber ſich in ihn verlieben müſsten, ſobald ſie ihn ſähen, ſie möchten nun wollen, oder nicht; und das, ſollſt Du mal hören, war weit beſſer, als Geld und Gut. Sobald die Brüder ihre Wünſche gethan hatten, wollten die beiden älteſten fort in die Welt. Aſchenbrödel bat ſie, ihn mit ſich zu nehmen, aber von dem wollten die Andern Nichts wiſſen. „Wo wir hinkommen, werden wir überall empfangen wie Grafen und Prinzen," ſagten ſie: „aber Du, der Du gar Nichts haſt, Wer wollte ſich wohl

um Dich bekümmern?" — „Aber Ihr könnt mich darum ja gern mit Euch reiſen laſſen," ſagte Aſchenbrödel: „denn es wird wohl immer auch ein Biſſen für mich abfallen, wenn ich bei ſo hohen Herrſchaften bin." Endlich und zuletzt erlaubten ſie ihm denn, mitzureiſen, wenn er ihr Diener ſein wollte, und darauf ging Aſchenbrödel auch ein.

Als ſie nun einen Tag, oder ſo ungefähr, gereiſ't waren, kamen ſie zu einem großen Gaſthauſe; da kehrten die beiden älteſten Brüder, welche Geld hatten, ein, und verlangten friſchweg Braten und Fiſche und Branntwein und Meth und Alles, was gut ſchmeckt; Aſchenbrödel aber, der Nichts hatte, mußte draußen im Hof bleiben und auf die Pferde und das Gepäck der vornehmen Herren Acht geben, denn er war nun ihr Diener. Wie er aber da im Hofe auf- und abging, bemerkte die Frau des Gaſtwirths ihn durch das Fenſter, und ein ſo ſchöner Burſch, däuchte ihr, wär' ihr noch nicht vorgekommen; ſie guckte und guckte, und je länger ſie den Burſchen anſah, deſto ſchöner kam er ihr vor. „Was Teufel haſt Du da zu ſtehen und zu glotzen!" ſagte der Mann: „mir däucht, es wäre beſſer, Du ſäh'ſt zu, daſs das Spanferkel gut gebraten würde, als daſs Du da ſtehſt und glotzäugſt; Du weißt wohl, was für Herrſchaften wir heut zu bewirthen haben." — „Ach, ich ſchere mich den Henker um das vornehme Pack!" ſagte die Frau: „wollen ſie nicht bleiben, ſo können ſie wieder hinreiſen, wo ſie hergekommen ſind. Aber komm mal her und ſieh bloß Den, der auf dem Hof

geht! einen ſo ſchmucken Burſchen hab' ich noch mein Lebtag nicht geſehn; willſt Du, wie ich, ſo bitten wir ihn herein und tractiren ihn; denn der arme Schelm hat wohl nicht Viel übrig." — „Weib, haſt Du denn ganz Dein Bischen Verſtand verloren?" ſagte der Mann und war ſo zornig, daß ihm die Augen im Kopf glüh'ten. „Fort mit Dir in die Küche!" rief er: „und ſtehe nicht hier und äugle nach fremden Kerls!" Da war nun kein andrer Rath für die Frau, ſie mußte wieder in die Küche und das Eſſen bereiten; nach dem Burſchen aber durfte ſie ſich nicht weiter umſehen, und ihn tractiren durfte ſie noch weniger. Da erſah ſie aber die Gelegenheit und machte ſich ein Geſchäft in dem Hof, und nun ſchenkte ſie Aſchenbrödel eine Schere, die hatte die Eigenſchaft, daſs er ſich damit die ſchönſten Kleider von Sammt und von Seide herabſchneiden konnte, wenn er bloß damit in die Luft ſchnitt. „Die will ich Dir ſchenken, weil Du ein ſo ſchmucker Burſch biſt," ſagte ſie.

Als nun die beiden andern Brüder ihr Spanferkel und all das Geſottene und Gebratene verzehrt hatten, reiſ'ten ſie weiter, und Aſchenbrödel ſtand wieder als ihr Diener hinten auf dem Wagen. Nach ſechs oder ſieben Stunden kamen ſie zu einem andern Gaſthauſe, und da kehrten die beiden älteſten wieder ein; aber Aſchenbrödel, der kein Geld hatte, mußte draußen im Hof bleiben und auf ihre Sachen Acht geben. „Wenn Jemand Dich fragt, Wer wir ſind, ſo ſage nur, wir wären zwei fremde Prinzen," ſagten ſie zu ihm. In dieſem Gaſthauſe ging es nun ungefähr

wieder eben ſo, wie in dem vorigen. Die Wirthsfrau kam ans Fenſter und ſah Aſchenbrödel auf dem Hof ſtehen, und da ward ſie eben ſo verliebt in ihn, wie die Frau des erſten Gaſtwirths, und ſie konnte ſich gar nicht ſatt an ihm ſehen. Als aber ihr Mann darauf zukam, ſagte er: „Steh doch nicht da und glotze, wie eine Kuh, die das neue Thor betrachtet, ſondern ſcher' Dich fort in die Küche zu Deinem Fiſchgrapen; denn Du weißt wohl, was wir heut für Leute zu bewirthen haben.“ — „Ach, ich bekümmre mich den Henker um das vornehme Pack!“ ſagte die Frau: „wenn's ihnen bei uns nicht gut genug iſt, ſo können ſie ja hingehen, wo's ihnen beſſer gefällt. Aber komm mal her und ſieh den hübſchen Burſchen, der da draußen im Hof ſteht; noch in meinem Leben hab' ich keinen ſo hübſchen Menſchen geſehen. Willſt Du, wie ich, ſo nöthigen wir ihn herein zu uns und tractiren ihn; der arme Teufel kann's nöthig haben.“ — „Viel Verſtand haſt Du nie gehabt, Frau,“ ſagte der Mann: „und das Bischen, das Du hatteſt, glaub' ich, haſt Du jetzt auch verloren. — Fort mit Dir in die Küche! und ſieh nicht länger da und guck nach dem fremden Kerl aus!“ rief er und war noch weit zorniger, als der erſte Gaſtwirth. Sie mußte nun wieder hinaus zu ihrem Fiſchgrapen, und ſo gern ſie auch den Burſchen tractirt hätte, ſo durfte ſie's doch nicht wagen, denn ſie fürchtete ſich vor ihrem Mann. Da erſah ſie aber die Gelegenheit und machte ſich ein Geſchäft in dem Hof, und nun ſchenkte ſie Aſchenbrödel ein Tuch, das hatte die Eigenſchaft, daß es

ſich aufdeckte mit den ſchönſten Gerichten, die man ſich nur wünſchen kann, wenn er es bloß aus einander legte. „Das ſollſt Du haben, weil Du ein ſo ſchmucker Burſch biſt,“ ſagte die Wirthsfrau zu Aſchenbrödel. Der bedankte ſich und war ſeelenvergnügt; denn ein ſolches Tuch, kannſt Du wohl denken, war beſſer, als viel Geld.

Nachdem nun die beiden Brüder gegeſſen und getrunken und Alles theuer bezahlt hatten, reiſ'ten ſie weiter, und Aſchenbrödel ſtand wieder hinten auf. Als ſie ſo lange gereiſ't waren, bis ſie wieder hungrig wurden, kehrten ſie in ein ſehr vornehmes Gaſthaus ein und verlangten das Theuerſte und Beſte, was es gab. „Wir ſind zwei reiſende Könige,“ ſagten ſie: „und Geld haben wir wie Heu.“ Als der Gaſtwirth das hörte, ging es an ein Kochen und Braten, daß man's zehn Häuſer davon bei den Nachbaren riechen konnte. Aſchenbrödel aber mußte wieder in dem Hof bleiben und auf die Sachen Acht geben. Hier ging's ihm nun ungefähr eben ſo, wie in den beiden vorigen Gaſthöfen. Die Wirthsfrau ſah durch das Fenſter den Diener, der draußen beim Wagen ſtand, und ein ſo ſchmucker Burſch war ihr denn auch noch nicht vorgekommen; ſie ſah und ſah, und je länger ſie ihn anſah, deſto ſchöner, däuchte er ihr. Als aber der Gaſtwirth kam und ſie da ſtehen und gucken ſah, ſagte er: „Haſt Du denn nichts Beſſeres zu thun, als daß Du da ſtehſt und guckäugelſt? Weißt Du denn nicht, was für Leute wir im Hauſe haben? Fort mit Dir in die Küche zum Grützkeſſel, und das den Augenblick!“ —

„Ach, es iſt wohl nicht ſo gefährlich," ſagte die Frau. Wollen ſie nicht warten, bis die Grütze fertig iſt, ſo können ſie ja wieder reiſen; es hält ſie Niemand auf. Aber komm mal her, dann ſollſt Du Was zu ſehen kriegen. Sieh mal da auf dem Hof! Ein ſo ſchmucker Burſch, ſag' ich Dir, iſt mir noch nicht vorgekommen. Willſt Du, wie ich, ſo nöthigen wir ihn herein und tractiren ihn; denn er ſcheint's wohl nöthig zu haben." — „Ein manntolles Weib biſt Du all Dein Lebtag geweſen, und das biſt Du auch noch," ſagte der Mann und war entſetzlich böſe: „Machſt Du aber nicht den Augenblick, daſs Du hinauskommſt zum Grützkeſſel, ſo ſollſt Du ſehen, wie ich Dir Beine machen werde!" Die Frau mußte nun wieder hinaus in die Küche, denn ſie wußte wohl, daſs der Mann nicht mit ſich ſcherzen ließ. Nach einer Weile aber erſah ſie die Gelegenheit, ſchlüpfte hinaus in den Hof und ſchenkte Aſchenbrödel einen allerliebſten Zapfhahn. „Wenn Du bloß den Hahn umdreh'ſt," ſagte ſie: „ſo bekommſt Du die ſchönſten Getränke, die Du Dir wünſcheſt: Meth, Wein und auch Branntwein; Das will ich Dir ſchenken, weil Du ein ſo ſchmucker Burſch biſt." Aſchenbrödel bedankte ſich und war ſeelenvergnügt; denn ein ſolcher Zapfhahn war nicht ſchlecht, kannſt Du glauben.

Als nun die beiden Brüder ihre Mahlzeit verzehrt hatten, reiſ'ten ſie wieder fort, und Aſchenbrödel ſtand wieder hinten auf dem Wagen. Sie reiſ'ten nun ein weites Ende, und endlich kamen ſie zu einem Königsſchloſs; da

gaben die beiden älteſten ſich aus für zwei Kaiſerſöhne; und weil ſie viel Geld hatten und ſo ſtattlich gekleidet waren, wurden ſie auf das beſte empfangen; ſie mußten auf dem Schloſs wohnen, und der König wußte nicht, Was er ihnen alles zu Ehren thun wollte. Aber Aſchenbrödel, der noch dieſelben Lumpen anhatte, die er von Hauſe mitgenommen, wurde von der Schloſswache auf eine Inſel gebracht, nach welcher man alle die Bettler und Lumpenkerls hinausruderte, die auf's Schloſs kamen; denn der König konnte die Bettler und Lumpenkerls nicht leiden, ſie ſtörten nur die Freude auf dem Schloſs, ſagte er. Auf der Inſel aber bekamen ſie nur grade ſo Viel zu eſſen, daſs ſie ſich das Leben damit erhalten konnten. Die Brüder von Aſchenbrödel ſahen wohl, daſs die Wache mit ihm nach der Inſel hinausfuhr, aber ſie waren froh, daſs ſie ihn los wurden, und bekümmerten ſich nicht weiter um ihn. Als nun Aſchenbrödel auf die Inſel zu den andern Bettlern und Lumpenkerls hinauskam, nahm er bloſs ſeine Schere und ſchnitt damit in die Luft, und da ſchnitt er die ſchönſten Kleider herab, die man ſich wünſchen kann, von Sammt und von Seide, für ſie alle zuſammen, ſo daſs der gemeinſte Bettler auf der Inſel weit ſtattlicher gekleidet war, als der König ſelbſt und Alle, die auf dem Schloſs waren. Darauf nahm Aſchenbrödel ſein Tuch und breitete es aus, und da deckte es ſich mit einer Menge der ſchönſten Gerichte, ſo daſs Alle daran Mehr, als Genug hatten, und ein ſolches Gaſtmahl war noch nicht gehalten worden auf des Königs Schloſs. „Nun ſeid Ihr aber

auch wohl durſtig," ſagte Aſchenbrödel, nahm ſeinen Zapfhahn und dreh'te ihn herum, und da bekamen alle Bettler auch Genug zu trinken; aber ſolchen Meth und ſolchen Wein hatte der König ſelber noch in ſeinem Leben nicht geſchmeckt.

Als nun Die, welche das Eſſen nach der Bettlerinſel bringen ſollten, mit ihrer kalten Grütze und ihren ſauern Molken ankamen — denn das war das Eſſen, was Die auf der Inſel erhielten — ſo wollten die Bettler es nicht einmal koſten, worüber Die von dem Schloſs ſich ſehr verwunderten, aber noch mehr verwunderten ſie ſich, als ſie ſahen, wie Alle ſo ſtattlich gekleidet waren, als wären es lauter Kaiſer und Päbſte geweſen, und ſie glaubten ſchon, ſie wären zu einer unrechten Inſel gekommen; als ſie aber beſſer zuſahen, da war's denn doch ganz recht. Nun konnten ſie ſich nicht anders denken, als daſs Der, den ſie geſtern hinausgerudert hatten, den Bettlern all den Staat und die Herrlichkeit verſchafft haben müſste; und als ſie zurück aufs Schloſs kamen, erzählten ſie ſogleich, wie Der, den ſie geſtern hinausgebracht, alle Bettler ſo ſchön und ſo prächtig herausgekleidet hätte, daſs es nur ſo tröpfelte von Gold; „und die Grütze und die Molken, die wir brachten, haben ſie nicht einmal angerührt," ſagten ſie: „ſo hochmüthig waren ſie geworden." Nun hatte aber Einer von den Leuten des Königs ausſpionirt, wie der Burſch eine Schere hatte, womit er all die ſchönen Kleider, welche die Bettler bekommen hatten, aus der

Luft geſchnitten; das erzählte er ſogleich auf dem Schloſs und ſagte: „wenn er bloß mit der Schere in die Luft ſchneidet, ſo ſchneidet er lauter Sammt und Seide herunter.“ Als die Prinzeſſinn das hörte, hatte ſie keine Ruhe, ehe ſie den Burſchen ſah, der die Schere hatte, die lauter Sammt und Seide aus der Luft ſchnitt; eine ſolche Schere wäre wohl werth zu haben, dachte ſie, denn damit könnte ſie ſich all den Putz verſchaffen, den ſie ſich wünſchte. Sie bat nun den König ſo lange, bis dieſer hinausſchickte nach der Bettlerinſel und den Burſchen holen ließ; als dieſer ankam, fragte die Prinzeſſinn ihn, ob es wahr ſei, daſs er eine Schere hätte, die ſo und ſo wäre, und ob er ihr die nicht verkaufen wolle. Ja, eine ſolche Schere hätte er wohl, ſagte Aſchenbrödel, aber verkaufen wolle er ſie nicht, und darauf nahm er die Schere und ſchnitt damit in die Luft, daſs die Sammt- und Seidenſtoffe um ihn herumflogen. „Ja, Du muſſt mir die Schere durchaus verkaufen,“ ſagte die Prinzeſſinn: „Du kannſt dafür verlangen, Was Du willſt; denn haben muſs ich ſie.“ Nein, verkaufen könne er ſie auf keine Weiſe, ſagte der Burſch, denn eine ſolche Schere bekäm' er nicht leicht wieder. Und während ſie nun da ſtanden und um die Schere diſputirten, betrachtete die Prinzeſſinn den Burſchen genauer, und da däuchte ihr, einen ſo ſchönen Menſchen hätte ſie noch nie geſehen; darnach handelte ſie wieder um die Schere und bat Aſchenbrödel, er möchte ſie ihr doch verkaufen, er könne verlangen ſo viele hundert Thaler er wolle, ſagte ſie. „Nein, verkaufen

thu ich ſie nicht," ſagte Aſchenbrödel: „aber es mag drum ſein! willſt Du mich eine Nacht in Deiner Kammer bei der Thür ſchlafen laſſen, ſo ſollſt Du ſie haben. Zu Leide will ich Dir Nichts thun," ſagte er: „und wenn Du Dich fürchteſt, ſo kannſt Du gern zwei Mann Wache hinſtellen." Ja, das wollte die Prinzeſſinn gern; wenn ſie bloß die Schere bekam, ſo war ſie zufrieden. Und nun ſchlief Aſchenbrödel die Nacht in ihrer Kammer, und zwei Mann ſtanden dabei Wache. Aber die Prinzeſſinn bekam nicht viel Schlaf in die Augen, denn ſie mußte die ganze Nacht hindurch Aſchenbrödel anſehen.

Am Morgen ruderte Aſchenbrödel wieder hinaus nach der Bettlerinſel. Als aber Die vom Schloß mit der Grütze und den Molken ankamen, wollte wieder Keiner davon koſten. Nun hatte aber Einer von des Königs Leuten ausſpionirt, daß der Burſch ein Tuch hatte, das ſich mit dem ſchönſten Eſſen deckte, ſobald er es nur aus einander legte; und als dieſer zurückkehrte, erzählte er es ſogleich der Prinzeſſinn: „und ſolchen Braten und ſolche Rahmgrütze," ſagte er: „giebt's nicht auf des Königs Schloß." Als die Prinzeſſinn das hörte, erzählte ſie es dem König und bat ihn ſo lange, bis er nach der Inſel ſchickte und den Burſchen holen ließ. Wie nun Aſchenbrödel aufs Schloß kam, wollte die Prinzeſſinn ihm durchaus das Tuch abkaufen und bot ihm Geld über Geld; aber Aſchenbrödel wollt's nicht verkaufen für keinen Preis. „Willſt Du mich aber die Nacht auf der Bank vor Deinem Bett ſchlafen laſſen, ſo ſollſt Du

das Tuch haben," ſagte er: „zu Leide will ich Dir Nichts thun, und wenn Du Dich fürchteſt, ſo kannſt Du gern vier Mann Wache hinſtellen." Ja, darauf ging die Prinzeſſinn ſogleich ein; und Aſchenbrödel lag nun die Nacht auf der Bank vor ihrem Bett, und vier Mann ſtanden Wache dabei. Hatte aber die Prinzeſſinn die vorige Nacht nicht ſchlafen können, ſo konnte ſie es noch weniger dieſe Nacht; ſie lag beſtändig und ſah nur den Burſchen an.

Am Morgen ruderte Aſchenbrödel wieder hinaus nach der Bettlerinſel. Als aber Die vom Schloſs mit der Grütze und den Molken ankamen, wollte Keiner es wieder anſehen, ſo ſatt waren ſie noch alle von geſtern. Das fiel nun den Leuten vom Schloſs weiter nicht auf; jedoch verwunderte es ſie, daſs ſie noch gar nicht wieder durſtig waren. Da bemerkte aber Einer, daſs der Burſch einen Zapfhahn hatte und immer die ſchönſten Getränke bekam: Meth und Wein und auch Bier, wenn er bloß den Hahn umdreh'te. Wie nun dieſer zurückkam, erzählte er ſogleich weit und breit von dem Zapfhahn des Burſchen: „und ſolches Bier und ſolchen Meth hat man nicht auf des Königs Schloſs," ſagte er: „denn das ſchmeckt noch ſüßer, als Honig und Syrup." Als die Prinzeſſinn das hörte, wollte ſie durchaus den Zapfhahn haben und ließ dem König nicht eher Ruhe, als bis er nach der Inſel ſchickte und den Burſchen holen ließ.

Als nun Aſchenbrödel aufs Schloſs kam, fragte die Prinzeſſinn ihn, ob es wahr ſei, daſs er einen Zapfhahn

hätte, der ſo und ſo wäre. Ja, ſagte Aſchenbrödel, einen ſolchen Zapfhahn hätte er; und als die Prinzeſſinn ihm den nun mit aller Gewalt abkaufen wollte, ſagte er wieder, verkaufen könne er ihn auf keine Weiſe, wenn die Prinzeſſinn ihm auch das halbe Reich dafür geben wollte. „Aber es mag drum ſein!" ſagte er: „willſt Du mich dieſe Nacht vorn in Deinem Bett ſchlafen laſſen, ſo ſollſt Du meinen Zapfhahn haben; Du kannſt meinetwegen gern acht Mann Wache hinſtellen." — „Ach nein, das iſt nicht nöthig, ſagte die Prinzeſſinn: „denn dazu kenne ich Dich jetzt ſchon genug." Und nun ſchlief Aſchenbrödel die Nacht bei der Prinzeſſinn im Bette, und hatte ſie die beiden vorigen Nächte nicht ſchlafen können, ſo that ſie dieſe ganze Nacht kein Auge zu.

Wie nun Aſchenbrödel am Morgen wieder fort wollte nach der Inſel, ſagte ſie zu ihm: „Wart' noch ein wenig!" lief hinein zum König und bat ihn, daſs er ihr doch den Burſchen zum Gemahl geben möchte; denn ſie wäre ſo verliebt in ihn, ſagte ſie, daſs ſie ohne ihn nicht leben könne. „Ei nun," ſagte der König: „wenn er ſo herrliche Dinge hat, wie Du mir erzählſt, ſo iſt er ja eben ſo reich, als Du; nimm ihn alſo nur hin!" Da bekam Aſchenbrödel die Prinzeſſinn und das halbe Reich, und das andere halbe Reich ſollte er nach des Königs Tode haben; und nun war Alles gut. Seine Brüder aber, welche immer ſo ſchlecht gegen ihn geweſen waren, ließ er hinausbringen auf die Bettlerinſel; da können ſie nun

erfahren, Wer am beſten daran iſt: Der, welcher viel Geld in der Taſche hat, oder Der, in welchen alle Weiber verliebt ſind; — und hat Aſchenbrödel ſie nicht von der Inſel zurückgeholt, ſo gehen ſie noch da und eſſen kalte Grütze und ſaure Molken den heutigen Tag.

9.

Die Lügenprobe.

Es war einmal ein König, der hatte eine Tochter, die konnte so gewaltig lügen, daſs Keiner es darin mit ihr aufnehmen konnte. Da ließ der König bekannt machen, daſs Der, welcher so lügen könne, daſs die Prinzeſſinn Nichts mehr dagegen zu lügen wüſste, sie und das halbe Reich haben sollte. Es kamen darauf Viele an den Hof und machten den Versuch; denn Alle wollten gern die Prinzeſſinn und das halbe Reich haben; aber sie kamen alle schlecht davon. Nun waren aber auch drei Brüder, und die wollten ebenfalls ihr Glück versuchen. Zuerst kamen die beiden ältesten; aber es ging ihnen nicht besser, als all den Übrigen. Zuletzt machte Aschenbrödel sich auf, und als er ankam, traf er die Prinzeſſinn im Stall. „Guten Tag!" sagte er. „Schönen Dank," sagte sie: „Ihr habt doch nicht einen so großen Stall, als wir; denn wenn der Hirt an dem einen Ende steht und auf dem Bockshorn bläſ't, kann man's nicht hören am andern Ende." — „Das ist auch was Rechtes!" sagte Aschenbrödel: „unsrer ist weit größer; denn wenn eine

Kuh an dem einen Ende trächtig wird, kalbt ſie erſt an dem andern.“ — „Haha!“ ſagte die Prinzeſſinn: „Aber Ihr habt doch nicht einen ſo großen Ochſen, als wir; denn wenn auf jedem Horn Einer ſitzt mit einer Meſsſtange, ſo können ſie doch einander nicht ablangen.“ — „Da kommſt Du ſchön an!“ ſagte Aſchenbrödel: „Wir haben einen Ochſen, der iſt ſo groß, daſs wenn Einer auf jedem Horn ſitzt und auf dem Haberrohr bläſ't, ſie einander doch nicht hören können.“ — „Na ſo!“ ſagte die Prinzeſſinn: „Aber Ihr habt doch nicht ſo viel Milch, als wir; denn wir melken unſre Milch in große Eimer und tragen ſie in große Keſſel hinein und machen Käſe, ſo groß wie Tonnen.“ — „Und wir,“ ſagte Aſchenbrödel: „wir melken unſre Milch in große Küben und fahren ſie mit dem Wagen ins Haus und gießen ſie in große Braupfannen und machen Käſe, ſo groß wie Häuſer; und dann haben wir ein buntſcheckiges Mutterpferd, das den Käſe zuſammentritt; einmal aber fohlte es in dem Käſe, und als wir ſieben Jahr davon gegeſſen hatten, trafen wir auf ein großes buntſcheckiges Pferd; mit dem ſollte ich mal nach der Mühle fahren, aber da brach ihm eine Rippe entzwei; nun wuſste ich keinen andern Rath, ſondern nahm eine Tanne und ſetzte ſie ihm ein ſtatt der Rippe, und eine andre Rippe hat's nachher nicht gehabt, ſo lange wir es hatten. Nun ſchoſs aber die Tanne auf und wuchs aus dem Rücken heraus und ward ſo groß, daſs ich daran zum Himmel hinaufklettern konnte. Da kam ich zu der Jungfrau Maria, die ſaß da und ſpann Borſtenſtricke von Mehl-

drei. Wie ich nun da ſtand und zuſah, brach unten die Tanne ab, und nun konnte ich nicht wieder herunter; aber die Jungfrau Maria ließ mich an einem der Stricke hinabgleiten, und da kam ich in einem Fuchsloch an; da ſaßen meine Mutter und Dein Vater und flickten Schuh; aber eh' ich's mir verſah, ſchlug meine Mutter Deinen Vater, daſs ihm die Perrücke vom Kopf flog." — „Das lügſt Du," ſagte die Prinzeſſinn: „denn das hat mein Vater nie gethan."

10.

Die drei Böcke Brauſewind, die nach der Koppel gehen und ſich fett machen wollten.

Es waren einmal drei Böcke, die wollten nach der Koppel gehen und ſich fett machen, und alle drei hießen ſie Brauſewind. Auf dem Wege aber war eine Brücke über einem Fluſs, wo ſie hinüber muſsten, und unter der Brücke wohnte ein großer, abſcheulicher Troll, der hatte Augen, ſo groß wie zinnerne Teller, und eine Naſe, ſo lang wie ein Hackenſtiel. Zuerſt kam der jüngſte Bock Brauſewind und wollte über die Brücke. „Tripp trapp! tripp trapp!“ ſagte es auf der Brücke. „Wer iſt es, der auf meiner Brücke trippelt?“ rief der Troll. „O, es iſt der kleinſte Bock Brauſewind; ich wollte nur nach der Koppel und mich fett machen,“ ſagte der Bock mit ganz feiner Stimme. „Nun komm ich und hole Dich!“ rief der Troll. „Ach, hol' mich nicht, ich bin noch ſo klein!“ ſagte der Bock: „wart bloß ſo lange, bis der andre Bock Brauſewind kommt, der iſt viel größer, als ich.“ — „Ja wohl!“ ſagte der Troll.

Nach einer Weile kam der andre Bock Brauſewind und wollte über die Brücke. „Tripp trapp! tripp trapp!“ ſagte es auf der Brücke. „Wer iſt es, der auf meiner Brücke trappelt?“ rief der Troll. „O, das iſt der zweite Bock Brauſewind; ich wollte nur nach der Koppel und mich fett machen,“ ſagte der Bock, der hatte aber keine ſo feine Stimme. „Nun komm ich und hole Dich!“ rief der Troll. „Ach nein, hol' mich nicht! wart' noch ein bischen, dann kommt der große Bock Brauſewind, der iſt viel größer, als ich,“ ſagte der Bock. „Ja wohl!“ ſagte der Troll.

Nun dauerte es nicht lange, ſo kam der große Bock Brauſewind an: „**Tripp trapp! tripp trapp!**“ ſagte es auf der Brücke, daſs es nur ſo krachte. „Wer iſt es, der auf meiner Brücke trampelt?“ rief der Troll. „**Das iſt der große Bock Brauſewind!**“ ſagte der Bock mit einer groben Stimme. „Nun komm ich und hole Dich!“ rief der Troll.

„Ja, komm nur, ich habe zwei Speere beim Schopf,
„Damit bohr' ich die Augen Dir aus dem Kopf;
„Ich habe zwei große Kieſelſteine,
„Damit zerquetſch ich Dir Knochen und Beine!“

ſagte der Bock, und damit fuhr er auf den Trollen zu, ſtach ihm die Augen aus und zerquetſchte ihm die Knochen im Leibe; darnach warf er ihn in den Fluſs und ging dann mit den andern nach der Koppel. Da wurden

nun die Böcke ſo fett, ſo fett, daſs ſie nicht wieder nach Hauſe gehen konnten; und iſt das Fett nicht wieder von ihnen gegangen, ſo ſind ſie es noch.

Un ſnipp, ſnapp, ſnuut!
So is dat Leuſchen uut.

11.

Oeſtlich von der Sonne und weſtlich vom Mond.

Es war einmal ein armer Kathenmann, der hatte viele Kinder; er war aber ſo arm, daſs er ihnen weder ordentlich zu eſſen, noch Kleider auf den Leib geben konnte; dennoch waren die Kinder alle ſehr ſchön; aber am ſchönſten von allen war doch die jüngſte Tochter.

Nun war es einmal an einem Donnerstag-Abend im Spätherbſt ein ganz abſcheuliches Wetter draußen; es war ſtockfinſter, und dabei regnete und ſtürmte es, daſs die Fenſter krachten. Die ganze Familie ſaß um den Kamin herum, und Jeder war mit ſeiner Arbeit beſchäftigt. Plötzlich klopfte es dreimal laut ans Fenſter. Der Mann ging hinaus und wollte zuſehen, Was es war, und als er hinauskam, ſtand da ein großer weißer Bär.

„Guten Abend!“ ſagte der Bär. „Guten Abend!“ ſagte der Mann. — „Willſt Du mir Deine jüngſte Tochter zur Frau geben,“ ſagte der Bär: „dann will ich Dich ſo reich machen, als Du jetzt arm biſt.“ Dem Mann däuchte das nicht übel; aber er meinte, er müſste doch erſt mit

ſeiner Tochter ein Wort ſprechen, ging hinein und erzählte, wie draußen ein großer weißer Bär ſtände, der hätte ihm verſprochen, ihn eben ſo reich zu machen, als er jetzt arm wäre, wenn er ihm ſeine jüngſte Tochter zur Frau geben wolle. Das Mädchen ſagte aber Nein und wollte Nichts von dem Handel wiſſen. Da ging der Mann wieder hinaus, ſprach gütlich mit dem Bären und ſagte, er ſolle nur am nächſten Donnerstag-Abend wiederkommen; inmittlerzeit wolle er ſchon ſehen, Was bei der Sache zu thun wäre. Sie überredeten nun das Mädchen und ſchwatzten ihr Allerlei vor von dem großen Reichthum, wozu ſie gelangen würden, und wie gut ſie es ſelbſt bekäme. Da gab ſie denn endlich nach, wuſch ihre paar Lappen, die ſie hatte, rein, putzte ſich heraus, ſo gut ſie konnte, und hielt ſich reiſefertig.

Als am nächſten Donnerstag-Abend der Bär wiederkam, ja, da war's richtig; das Mädchen ſetzte ſich mit ihrem Bündel auf ſeinen Rücken, und fort ging's. Als ſie ein gutes Ende hinausgekommen waren, fragte der Bär ſie: „Biſt Du auch bange?" Nein, das war ſie gans und gar nicht. „Halt Dich nur immer gut an meinen Zotteln feſt," ſagte der Bär: „dann hat's keine Noth."

Nun ritt ſie auf dem Rücken des Bären weit, weit in die Welt hinaus, — kein Menſch kann ſagen, wie weit es eigentlich war — und zuletzt kamen ſie zu einem großen Felſen; da klopfte der Bär an, und nun öffnete ſich eine Pforte, durch welche ſie in ein großes Schloſs gelangten; drinnen waren viele von Lampen erleuchtete Zim-

mer, und Alles ſtrahlte von Gold und von Silber; auch war da ein großer Saal, und in dem Saal ſtand ein Tiſch, der war mit den herrlichſten Gerichten beſetzt. Nun gab der Bär ihr eine ſilberne Glocke und ſagte, wenn ſie ſich irgend Etwas im Schloſs wünſche, dann ſolle ſie nur damit klingeln, alsdann würde ſie es ſogleich bekommen. Wie ſie nun gegeſſen und getrunken hatte und gegen Abend müde wurde und ſich zu Bett legen wollte, klingelte ſie nur mit der Glocke — und ſogleich öffnete ſich eine Kammer, worin ein aufgemachtes Bett ſtand, ſo ſchön, wie man's ſich nur wünſchen konnte, mit ſeidenen Kiſſen und Vorhängen mit Goldfranſen, und Alles, was ſich in der Kammer befand, war ebenfalls von Gold und von Silber. Wie ſie aber nun das Licht ausgelöſcht und ſich ins Bett gelegt hatte, kam ein Menſch an und legte ſich zu ihr, und ſo geſchah es jede Nacht; aber ſie bekam ihn nie zu ſehen, denn er kam immer erſt, wenn ſie ſchon das Licht ausgelöſcht hatte, und ging wieder fort, eh' es noch Tag wurde. So lebte ſie nun eine Zeitlang ruhig und zufrieden; aber endlich bekam ſie eine ſo große Sehnſucht, ihre Ältern und Geſchwiſter wiederzuſehen, daſs ſie ganz ſtill und traurig ward. Da fragte der Bär ſie eines Tages, Was ihr fehle, daſs ſie immer ſo ſtill und ſinnig wäre. „Ach," ſagte ſie: „es wird mir hier ſo öde im Schloſs, denn ich möchte ſo gern meine Ältern und meine Geſchwiſter einmal wiederſehen." — „Dazu kann Rath werden," ſagte der Bär: „aber Du muſſt mir verſprechen, daſs Du nie mit Deiner Mutter allein reden willſt, ſondern nur,

wenn die Andern zugegen ſind; denn ſie wird Dich wohl bei der Hand nehmen und Dich in eine Kammer führen wollen, um mit Dir allein zu ſprechen; läſſt Du Dich aber darauf ein, ſo machſt Du mich und Dich unglücklich.“ Nein, ſagte das Mädchen, ſie wolle ſich ſchon in Acht nehmen.

Am Sonntag kam der Bär und ſagte, jetzt könne ſie die Reiſe zu ihren Ältern antreten. Sie ſetzte ſich nun auf ſeinen Rücken, und damit ging es fort. Wie ſie nun eine lange Zeit gereiſ't waren, kamen ſie zu einem großen weißen Schloſs, da gingen ihre Geſchwiſter aus und ein, und ſpielten, und Alles war da ſo ſchön und prächtig, daſs es eine Luſt war, es anzuſehen. „Da wohnen Deine Ältern!“ ſagte der Bär: „Vergiſs nun nicht, Was ich Dir geſagt habe; denn ſonſt machſt Du Dich und mich unglücklich.“ Nein, ſie wollt's nicht vergeſſen, ſagte das Mädchen und ging ins Schloſs; der Bär aber kehrte wieder um.

Wie nun die Ältern ihre Tochter wiederſahen, freu'ten ſie ſich ſo ſehr, daſs es gar nicht zu ſagen iſt, und konnten ihr nicht genug danken für Das, was ſie für ſie gethan hatte; und ſie erzählten ihr, wie ſie es nun ſo außerordentlich gut hätten, und fragten ſie, wie es denn ihr ginge. O, ihr ginge es auch recht gut, ſagte das Mädchen, ſie hätte Alles, was ſie ſich nur wünſchte. Was ſie noch weiter ſagte, weiß ich nicht recht; aber ich glaube, ſie gab ihnen doch keinen ordentlichen Beſcheid. Am Nachmittag, als ſie gegeſſen hatten, geſchah

es, wie der Bär ihr geſagt hatte: die Mutter wollte mit der Tochter allein in der Kammer ſprechen; aber das Mädchen dachte an die Worte des Bären, und wollte nicht mit ihr gehen, ſondern ſagte: „O, Das, was wir zu ſprechen haben, können wie immer hier ſprechen.“ Nun weiß ich aber nicht, wie es recht kam, die Mutter überredete ſie doch zuletzt, und da mußte ſie ihr denn Alles erzählen, was ſie wußte. Sie erzählte ihr nun auch, wie des Abends, wenn ſie das Licht ausgemacht hätte, immer ein Menſch käme und ſich zu ihr ins Bett legte; aber ſie bekäme ihn nie zu ſehen, denn eh' es Tag würde, wäre er immer wieder fort, ſagte ſie, und darüber wäre ſie ſo betrübt; denn ſie wollte ihn doch ſo gern ſehen, und der Tag würde ihr ſo lang, weil ſie immer ſo allein wäre. „Wer weiß! das iſt gewiß ein Troll, der bei Dir ſchläft,“ ſagte die Mutter: „Wenn Du aber meinem Rath folgen willſt, ſo ſteh mal des Nachts auf, wenn er eingeſchlafen iſt, und zünde ein Licht an und ſieh zu, was es für Einer iſt; aber nimm Dich in Acht, daß Du keinen Talg auf ihn tröpfelſt.“

Am Abend kam der Bär wieder und holte das Mädchen ab. Wie ſie nun ein Ende hinausgekommen waren, fragte er ſie, ob es nicht ſo gekommen ſei, wie er geſagt hätte. „Ja,“ das konnte das Mädchen nicht leugnen. „Haſt Du nun auf den Rath Deiner Mutter gehorcht,“ ſagte der Bär: „dann machſt Du Dich und mich unglücklich; und mit uns beiden iſt dann die Freundſchaft aus.“ Nein, das hätte ſie nicht gethan, ſagte ſie.

Als ſie nun nach Hauſe gekommen waren, und das Mädchen ſich ins Bett gelegt hatte, geſchah es wieder, wie ſonſt: es kam ein Menſch und legte ſich zu ihr. In der Nacht aber, als ſie hörte, daſs er ſchlief, ſtand ſie auf und zündete ein Licht an, und da ſah ſie nun im Bett den ſchönſten Prinzen liegen, den man nur ſehen konnte, und ſie ward ſo verliebt in ihn, daſs ſie ihn den Augenblick küſſen muſste. Da verſah ſie's aber und ließ drei heiße Talgtropfen auf ſein Hemd fallen, ſo daſs er davon erwachte. „Was haſt Du gethan?" rief er, als er die Augen aufſchlug: „Nun haſt Du mich und Dich unglücklich gemacht. Hätteſt Du bloß das Jahr ausgehalten, ſo wäre ich erlöſ't geweſen; denn ich habe eine Stiefmutter, die hat mich verzaubert, ſo daſs ich des Tages ein Bär und des Nachts ein Menſch bin; aber mit uns beiden iſt es nun aus, denn ich muſs Dich jetzt verlaſſen und wieder zu ihr reiſen; ſie wohnt auf einem Schloſs, das liegt öſtlich von der Sonne und weſtlich vom Mond, und da ſoll ich eine Prinzeſſinn heirathen, die hat eine Naſe, die iſt drei Ellen lang."

Das Mädchen fing an zu weinen und zu jammern; aber es war jetzt zu ſpät, er muſste fort. Sie fragte ihn, ob ſie denn nicht mit ihm reiſen könne. Nein, ſagte er, das ginge nicht an. „Kannſt Du mir denn nicht den Weg ſagen, damit ich Dich aufſuche?" fragte ſie: „denn das iſt mir doch wohl erlaubt?" — „Ja, das magſt Du gern," ſagte er: „aber es führt kein Weg dahin; denn das

Schloſs liegt öſtlich von der Sonne und weſtlich vom Mond, und dahin kommſt Du nie.“

Am Morgen, als ſie erwachte, war ſowohl der Prinz, als das Schloſs verſchwunden, und ſie lag nun auf der bloßen Erde mitten in einem dicken, finſtern Wald und hatte wieder ihre alten Lappen an, und neben ihr lag dasſelbe Bündel, das ſie von Hauſe mitgenommen. Als ſie ſich den Schlaf aus den Augen gerieben und ſich ſatt geweint hatte, begab ſie ſich auf den Weg und wanderte viele, viele Tage lang, bis ſie endlich zu einem großen Berg kam. Vor dem Berge ſaß eine alte Frau und ſpielte mit einem goldnen Apfel. Das Mädchen fragte ſie, ob ſie nicht den Weg wüſste zu dem Prinzen, der bei ſeiner Stiefmutter auf einem Schloſs wohne, das öſtlich von der Sonne und weſtlich vom Mond läge, und der eine Prinzeſſinn heirathen ſollte mit einer Naſe, die drei Ellen lang wäre. „Woher kennſt Du ihn?“ fragte die Frau: „Biſt Du vielleicht das Mädchen, das er heirathen wollte?“ Ja, ſagte das Mädchen, das wäre ſie. „So! alſo Du biſt es!“ ſagte die Frau. „Ja, mein Kind,“ fuhr ſie fort: „ich wollte Dir gern helfen; aber ich weiß auch weiter Nichts von dem Schloſs, als daſs es öſtlich von der Sonne und weſtlich vom Mond liegt, und dahin kommſt Du wohl nie. Ich will Dir aber mein Pferd leihen, darauf kannſt Du zu meiner nächſten Nachbarinn reiten, vielleicht, daſs ſie den Weg Dir ſagen kann. Wenn Du aber bei ihr ankommſt, ſo ſchlage nur das Pferd unter das linke Ohr und heiß es wieder nach Hauſe gehen; und dann nimm

dieſen goldnen Apfel, denn Du kannſt ihn vielleicht gebrauchen.“

Das Mädchen ſetzte ſich nun auf das Pferd und ritt eine lange, lange Zeit; endlich kam ſie wieder zu einem Berg, vor dem ſaß eine alte Frau mit einem goldnen Haspel. Das Mädchen fragte ſie, ob ſie ihr nicht den Weg ſagen könne nach dem Schloſs, das öſtlich von der Sonne und weſtlich vom Mond läge. Die ſagte aber eben ſo, wie die vorige Frau, ſie wüſste weiter Nichts von dem Schloſs, als daſs es öſtlich von der Sonne und weſtlich vom Mond läge, „und dahin wirſt Du wohl niemals kommen,“ ſagte ſie: „aber ich will Dir mein Pferd leihen, darauf kannſt Du zu meiner nächſten Nachbarinn reiten, vielleicht daſs ſie den Weg Dir ſagen kann. Wenn Du aber bei ihr ankommſt, ſo ſchlage nur das Pferd unter das linke Ohr und heiß es wieder nach Hauſe gehen; und dann nimm dieſen goldnen Haspel mit, denn Du kannſt ihn vielleicht gebrauchen.“

Das Mädchen ſetzte ſich nun auf das Pferd und ritt viele Tage und Wochen lang: endlich kam ſie wieder zu einem Berg, und vor dem ſaß eine alte Frau und ſpann an einem goldnen Rocken. Das Mädchen fragte nun wieder nach dem Prinzen und nach dem Schloſs, das öſtlich von der Sonne und weſtlich vom Mond läge. „Biſt Du es, die der Prinz heirathen wollte?“ fragte die Frau. „Ja,“ ſagte das Mädchen; aber die Frau wuſste den Weg nicht beſſer, als die beiden vorigen. „Öſtlich von der Sonne und weſtlich vom Mond liegt das Schloſs,“ ſagte ſie: „und

dahin kommſt Du wohl niemals. Ich will Dir aber mein Pferd leihen; darauf kannſt Du zu dem Oſtwind reiten; vielleicht daſs der den Weg Dir ſagen kann. Wenn Du aber bei ihm ankommſt, ſo ſchlage nur das Pferd unter das linke Ohr und heiß es wieder nach Hauſe gehen, und dann nimm dieſen goldnen Rocken mit, denn Du kannſt ihn vielleicht gebrauchen."

Sie ritt nun manche liebe Zeit, und endlich kam ſie bei dem Oſtwind an. Sie fragte ihn nun wieder, ob er ihr nicht ſagen könne, wie ſie zu dem Prinzen käme, der auf dem Schloſs wohne, das öſtlich von der Sonne und weſtlich vom Mond läge. „Ja, von dem Prinzen hab' ich wohl reden hören und von dem Schloſs auch," ſagte der Oſtwind; „aber den Weg kann ich Dir nicht ſagen, denn ich habe nie ſo weit geweh't. Ich will Dich aber zu meinem Bruder, dem Weſtwind, führen, vielleicht, daſs der es weiß, denn der iſt viel ſtärker, als ich. Du kannſt Dich nur auf meinen Rücken ſetzen, dann will ich Dich hintragen." Das Mädchen ſetzte ſich nun auf ſeinen Rücken, und fort ging es. Als ſie bei dem Weſtwind ankamen, erzählte ihm der Oſtwind, er habe ein Mädchen mitgebracht, die den Prinzen heirathen ſolle, der auf dem Schloſs wohne, das öſtlich von der Sonne und weſtlich vom Mond läge, und fragte ihn, ob er nicht den Weg dahin wüſste. „Nein," verſetzte der Weſtwind: „ſo weit habe ich nie geweh't. Wenn Du es aber willſt," ſagte er zu dem Mädchen: „ſo kannſt Du Dich auf meinen Rücken ſetzen, dann will ich Dich zu dem Südwind bringen; vielleicht kann der

es Dir ſagen, denn der iſt weit ſtärker, als ich, und weh't und ſtreift überall umher." Das Mädchen ſetzte ſich auf ſeinen Rücken, und da dauerte es denn nicht lange, ſo waren ſie bei dem Südwind. Als ſie ankamen, fragte ihn der Weſtwind, ob er nicht den Weg nach dem Schloſs wüſste, das öſtlich von der Sonne und weſtlich vom Mond läge, denn das Mädchen, das er mitgebracht hätte, ſolle den Prinzen heirathen, ſagte er. „So?" ſagte der Weſtwind, aber den Weg wuſste er auch nicht. „Ich hab' mein Lebtag viel herumgeweht," ſagte er: „aber ſo weit bin ich nie gekommen. Wenn Du es aber wünſcheſt," ſagte er zu dem Mädchen: „ſo will ich Dich zu meinem Bruder, dem Nordwind, führen, der iſt der älteſte und ſtärkſte von uns allen, und wenn der den Weg Dir nicht ſagen kann, ſo erfährſt Du ihn niemals." Das Mädchen muſste ſich nun auf ſeinen Rücken ſetzen, und fort ging es, daſs die Heide wackelte.

Es dauerte nicht lange, ſo kamen ſie bei dem Nordwind an; aber der war ſo wild und ungeſtüm, daſs er ihnen ſchon von weitem lauter Schnee und Eis ins Geſicht blies. „Was wollt Ihr?" rief er, ſo daſs es ihnen kalt über die Haut lief. „O, Du muſſt nicht ſo gegen uns auffahren," ſagte der Südwind: „denn das bin ich, Dein Bruder, und das hier iſt das Mädchen, das den Prinzen heirathen ſoll, der auf dem Schloſs wohnt, das öſtlich von der Sonne und weſtlich vom Mond liegt, und nun wollte ſie Dich gern fragen, ob Du nicht da herum Beſcheid wüſsteſt. „Ja, ich weiß wohl, wo es

liegt;" ſagte der Nordwind: „ich habe mal ein Espenblatt dahin geweh't; aber da war ich ſo müde, daſs ich nicht wieder wehen konnte manchen lieben Tag. Wenn Du aber durchaus dahin willſt," ſagte er zu dem Mädchen: „und Dich nicht fürchteſt, ſo will ich Dich auf meinen Rücken nehmen und zuſehen, ob ich Dich hinwehen kann." — Ja, ſagte das Mädchen, hin wolle und müſſe ſie, wenns nur auf irgend eine Weiſe angehen könne, und bange wäre ſie ganz und gar nicht, ob's auch noch ſo ſchlimm gehen ſollte. — „So muſſt Du die Nacht hier bleiben," ſagte der Nordwind: „denn wir müſſen den Tag vor uns haben, wenn wir hin wollen."

Früh am andern Morgen weckte ſie der Nordwind, blies ſich auf und machte ſich ſo groß und ſtark, daſs es ganz entſetzlich war, und fort ging's durch die Luft, als ob's bis ans Ende der Welt gehen ſollte. Da entſtand ein ſo gewaltiger Sturm, daſs ganze Dörfer und Wälder umweh'ten, und als ſie über's große Meer kamen, verſanken die Schiffe bei Hunderten. Immer ging's fort über's Waſſer, und das ſo weit, ſo weit, daſs kein Menſch es glauben ſollte; aber der Nordwind wurde ſchwächer und immer ſchwächer, und ſo ſchwach wurde er, daſs er beinah nicht mehr wehen konnte, und er ſank tiefer und immer tiefer hinunter, und zuletzt ging es ſo niedrig, daſs die Wellen ihm an die Ferſen ſchlugen. „Biſt Du bange?" fragte er das Mädchen. „Nein, ganz und gar nicht," ſagte ſie. Nun waren ſie nicht mehr weit vom Lande, und der Nordwind hatte kaum noch ſo viel Kräfte übrig, daſs er

ſie an den Strand unter die Fenſter des Schloſſes wehen konnte, das öſtlich von der Sonne und weſtlich vom Mond lag. Da war er aber auch ſo matt und hinfällig, daſs er ſich viele Tage lang ausruhen muſste, eh' er wieder nach Hauſe konnte.

Den andern Morgen ſetzte das Mädchen ſich unter die Fenſter des Schloſſes und ſpielte mit dem goldnen Apfel, und die Erſte, welche ſie ſah, war die Naſenprinzeſſinn, die der Prinz heirathen ſollte. „Was willſt Du für Deinen goldnen Apfel haben?" fragte ſie das Mädchen, indem ſie das Fenſter aufmachte. „Der iſt nicht feil, weder für Gold, noch für Geld," ſagte das Mädchen. „Wenn Du ihn nicht verkaufen willſt, weder für Gold, noch für Geld, Was willſt Du denn dafür haben?" ſagte die Prinzeſſinn: „Ich will Dir geben, Was Du verlangſt." — „Ja, wenn ich eine Nacht bei dem Prinzen ſchlafen darf, ſo ſollſt Du ihn haben," ſagte das Mädchen. „Ja, das magſt Du gern," ſagte die Prinzeſſinn und nahm den goldnen Apfel. Als aber das Mädchen in die Kammer des Prinzen kam, war dieſer feſt eingeſchlafen; ſie rief ihn und rüttelte ihn und weinte und jammerte; aber ſie konnte ihn nicht ermuntern. Am Morgen, als es hell wurde, kam die Prinzeſſinn mit der langen Naſe und jagte ſie wieder hinaus.

Den Tag ſetzte das Mädchen ſich wieder unter die Fenſter des Schloſſes und ſchlang das Garn auf ihren goldnen Haspel, und nun geſchah es wieder eben ſo, wie geſtern. Die Prinzeſſinn fragte ſie, Was ſie für den Haspel haben wolle; aber das Mädchen ſagte, er wäre nicht feil, weder für Gold, noch

für Geld; wenn ſie aber noch eine Nacht bei dem Prinzen ſchlafen dürfe, ſo ſolle die Prinzeſſinn ihn haben. Die ſagte ſogleich Ja und nahm den goldnen Haspel. Als aber das Mädchen hinaufkam, war der Prinz wieder feſt eingeſchlafen; und wie viel ſie ihn auch rief und rüttelte, und weinte und jammerte, ſo konnte ſie ihn doch nicht ermuntern; und am Morgen, als es hell wurde, kam die Prinzeſſinn mit der langen Naſe und jagte ſie wieder hinaus.

An dieſem Tage ſetzte ſich das Mädchen mit ihrem goldnen Rocken unter die Fenſter hin und ſpann. Als die Prinzeſſinn mit der langen Naſe den Rocken ſah, wollte ſie den auch gern haben; ſie machte das Fenſter auf und fragte das Mädchen, Was ſie haben wolle für ihren goldnen Rocken. Das Mädchen ſagte aber wieder wie die beiden vorigen Male, für Gold und Geld ſei er nicht feil; wenn die Prinzeſſinn ſie aber noch eine Nacht bei dem Prinzen wolle ſchlafen laſſen, dann ſolle ſie ihn haben. Ja, das dürfe ſie gern, ſagte die Prinzeſſinn und nahm den goldnen Rocken. Nun hatten aber einige Leute, die neben der Kammer des Prinzen ſchliefen, ſeit zwei Nächten ein ſo klägliches Rufen und Wimmern von einem Frauenzimmer drinnen gehört, und das erzählten ſie am Morgen dem Prinzen. Als nun am Abend die Prinzeſſinn mit der Suppe kam, die der Prinz immer zu trinken pflegte, eh' er zu Bett ging, that er, als ob er ſie tränke, aber goſs die Suppe hinter ſich; denn er ahnte nun wohl, daſs die Prinzeſſinn einen Schlaftrunk hinein-

gethan hatte. Wie nun am Abend das Mädchen in die Kammer kam, war der Prinz noch wach und freu'te ſich über alle Maßen, das Mädchen wiederzuſehen; und ſie muſste ihm nun erzählen, wie es ihr ergangen war, und wie ſie nach dem Schloſs gekommen ſei. Als ſie ihm Alles erzählt hatte, ſagte er: „Du kommſt grade zu rechter Zeit; denn morgen ſoll meine Hochzeit mit der Prinzeſſinn ſein; aber ich frage nichts nach ihr und ihrer langen Naſe, ſondern Du biſt die Einzige, die ich haben will. Ich werde darum ſagen, ich möchte gern ſehen, wozu meine Braut taugt, und von der Prinzeſſinn verlangen, daſs ſie die drei Talgflecke aus meinem Hemd waſche. Darauf wird ſie ſich denn wohl einlaſſen, aber ich weiß, daſs ſie es nicht zu Stande bringt; denn die Flecke ſind von Deiner Hand darauf getröpfelt, und nur Chriſtenhände können ſie wieder auswaſchen, aber nicht die Hände von ſolchem Trollpack, wozu ſie gehört. Ich werde aber ſagen, ich wolle keine andre Braut haben, als Die, welche es zu Stande brächte, und wenn ſie es dann Alle verſucht haben und nicht damit fertig werden können, dann werde ich Dich rufen, daſs Du es auch verſuchſt.“ Hierauf brachten ſie die Nacht munter und vergnügt mit einander zu. Als aber am Tage die Hochzeit werden ſollte, ſagte der Prinz: „Ich möchte doch erſt ſehen, wozu meine Braut taugt.“ Das wäre nicht Mehr, als billig, meinte die Stiefmutter. „Ich habe ein ſo ſchönes Hemd,“ ſagte der Prinz: „und das möchte ich gern zum Bräutigamshemd haben; aber nun ſind mir drei Talgflecke hineinge-

kommen, und die wollt' ich gern wieder ausgewaſchen haben; darum habe ich mir vorgenommen, keine Andre zu heirathen, als Die, welche dazu taugt." Ih nun, das wäre ja nicht ſo gefährlich, meinten die Frauen, und gingen darauf ein; und die Prinzeſſinn mit der langen Naſe fing an zu waſchen, was ſie nur konnte; aber je länger ſie wuſch, deſto größer und ſchwärzer wurden die Flecke. „Ach, Du verſtehſt Dich nicht darauf," ſagte das alte Trollweib, ihre Mutter: „gieb mir mal her!" Als aber die nun das Hemd bekam, wurde es noch ſchwärzer, und je mehr ſie es wuſch und rieb, deſto größer wurden die Flecke. Nun ſollten die andern Trollweiber das Hemd waſchen; aber je länger ſie es wuſchen, deſto abſcheulicher ward es ausſehen, und zuletzt ſah das ganze Hemd aus, als hätt' es im Schornſtein gehangen. „Ach, Ihr taugt alle nicht dazu!" ſagte der Prinz: „Da ſitzt eine arme Bettlerdirne unter den Fenſtern; ich bin gewiſs, die verſteht ſich beſſer aufs Waſchen, als Ihr alle zuſammen. Komm mal herein, Du Dirne!" rief er; und als das Mädchen kam, fragte er ſie: „Kannſt Du wohl das Hemd da rein waſchen?" — „Ich weiß nicht," ſagte das Mädchen: „aber ich denke wohl." Das Mädchen nahm nun das Hemd und fing an zu waſchen und da wurde es unter ihren Händen ſo weiß, wie friſch gefallener Schnee, und noch weißer. „Ja, Dich will ich haben!" ſagte der Prinz. Da ward das alte Trollweib ſo arg, daſs es barſt; und die Prinzeſſinn mit der langen Naſe und das andre Trollpack, glaub' ich, iſt auch gebor-

ſten; denn ich habe nachher nie wieder Etwas von ihnen gehört. Der Prinz und ſeine Braut ließen nun alle Chriſten frei, die im Schloſs gefangen waren; darauf nahmen ſie ſo viel Gold und Silber, als ſie nur fortſchaffen konnten, und zogen weit weg von dem Schloſs, das öſtlich von der Sonne und weſtlich vom Mond lag. Wie ſie aber fortgekommen ſind, und wo ſie hinzogen, das weiß ich nicht; ſind es aber Die, welche ich meine, ſo ſind ſie nicht ſo gar weit von hier.

12.

Das Huhn, das nach dem Dovrefjeld wollte, damit nicht die Welt vergehen ſollte.

Es war einmal ein Huhn, das war abends auf eine Eiche geflogen und hatte ſich da zur Ruhe geſetzt. In der Nacht träumte ihm, wenn es nicht nach dem Dovrefjeld käme, ſo müßte die Welt vergehen. Als es nun aufwachte, flog es ſogleich herunter und machte ſich auf den Weg. Wie es ein Ende gereiſ't war, begegnete ihm ein Hahn. „Guten Tag, Hahn Pahn!“ ſagte das Huhn. „Guten Tag, Huhn Puhn! wo willſt Du hin ſo früh?“ ſagte der Hahn. „O, ich will nur nach dem Dovrefjeld, damit nicht die Welt vergehen ſoll,“ ſagte das Huhn. „Wer hat Dir das geſagt, Huhn Puhn?“ fragte der Hahn. „Ich ſaß in der Eiche und träumte es die Nacht,“ ſagte das Huhn. „Ich will mit Dir gehen,“ ſagte der Hahn. Nun gingen beide ein weites Ende fort; da begegnete ihnen eine Ente. „Guten Tag, Ente Pente!“ ſagte der Hahn. „Guten Tag, Hahn Pahn, wo willſt

Du hin ſo früh?" ſagte die Ente. „Ich will nach dem Dovrefjeld, damit nicht die Welt vergehen ſoll," ſagte der Hahn. „Wer hat Dir das geſagt, Hahn Pahn?" — „Huhn Puhn," ſagte der Hahn. „Wer hat es Dir geſagt, Huhn Puhn?" fragte die Ente. „Ich ſaß in der Eiche und träumte es die Nacht," ſagte das Huhn. „Ich will mit Euch," ſagte die Ente. Nun machten ſie ſich auf und gingen weiter; da begegnete ihnen eine Gans. „Guten Tag, Gans Pans!" ſagte die Ente. „Guten Tag, Ente Pente!" ſagte die Gans: „wo willſt Du hin ſo früh?" — „Ich will nach dem Dovrefjeld, damit nicht die Welt vergehen ſoll," ſagte die Ente. „Wer hat Dir das geſagt, Ente Pente?" fragte die Gans. — „Hahn Pahn." — „Wer hat es Dir geſagt, Hahn Pahn?" — „Huhn Puhn." — „Woher weißt Du es, Huhn Puhn?" fragte die Gans. „Ich ſaß in der Eiche und träumte es die Nacht," ſagte das Huhn. „Ich will mit Euch," ſagte die Gans. Wie ſie nun ein Ende weiter gegangen waren, begegnete ihnen der Fuchs. „Guten Tag, Fuchs Puchs," ſagte die Gans. — „Guten Tag, Gans Pans." — „Wo hinaus Fuchs Puchs?" — „Wo willſt Du hin, Gans Pans?" — „Ich will nach dem Dovrefjeld, damit nicht die Welt vergehen ſoll." — „Wer hat Dir das geſagt, Gans Pans?" fragte der Fuchs. — „Ente Pente." — „Wer hat es Dir geſagt, Ente Pente?" — „Hahn Pahn." — „Und Wer hat Dir es geſagt, Hahn Pahn?" — „Huhn Puhn." — „Und woher weißt Du es, Huhn

Huhn?" — „Ich ſaß in der Eiche und träumte es die Nacht," ſagte das Huhn. „O Schnack!" ſagte der Fuchs: „die Welt vergeht nicht, wenn Ihr auch nicht nach dem Dovrefjeld kommt. Geht lieber mit mir in meine Höhle, da ſitzt Ihr warm und gut." Der Vorſchlag gefiel den Reiſenden, und ſie gingen mit dem Fuchs in ſeine Höhle. Als ſie aber dort ankamen, legte der Fuchs tüchtig nach im Kamin, ſo daſs ſie alle ſchläfrig wurden. Die Gans und die Ente ſetzten ſich in einen Winkel, aber der Hahn und das Huhn flogen auf die Hühnerſteige. Als die Gans und die Ente eingeſchlafen waren, legte der Fuchs die Gans auf die Kohlen und briet ſie. Wie es nun dem Huhn ſo ſengerich roch, hüpfte es einen Stock höher und ſagte ſo halb im Schlaf: „Pfui! wie's hier ſtinkt!" — „O Schnack!" ſagte der Fuchs: „das iſt bloß der Rauch im Schornſtein. Halt nur Dein Maul und ſchlaf ein!" Da ſchlief das Huhn wieder ein. Der Fuchs hatte aber kaum die Gans zu Leibe, ſo machte er es eben ſo mit der Ente. Dem Huhn ward es wieder ſo ſengerich riechen, und es flog daher noch einen Stock höher, indem es wieder ſagte: „Pfui! wie's hier ſtinkt!" Da that es aber zugleich die Augen auf und ſah nun, daſs der Fuchs die Gans und die Ente verzehrt hatte. Wie das Huhn das gewahr ward, flog es auf den höchſten Stock und guckte zum Schornſtein hinaus. „Nein, ſeh mal Einer die ſchönen Gänſe, die da fliegen!" ſagte es zu dem Fuchs. Reineke hinaus und wollte ſich einen fet-

ten Braten holen. Da weckte das Huhn den Hahn und erzählte ihm, wie es der Gans Pans und der Ente Pente ergangen wär'. Darauf flogen Hahn Pahn und Huhn Puhn hinaus durch den Schornstein, und wären sie nicht nach dem Dovrefjeld gekommen, so wär's aus gewesen mit der Welt.

13.

Der Mann, der das Haus beſchicken ſollte.

Es war einmal ein Mann, der war immer ſo mürriſch und vergrätzt, und nie konnte die Frau ihm Genug thun, oder Etwas zu Dank machen im Hauſe. Einmal in der Erntezeit kam er ſpät am Abend vom Felde zurück, und nun ging es an ein Schelten und an ein Toben, daſs es ganz entſetzlich war; bald war ihm Dies, bald war ihm Das nicht recht. „Ach, Väterchen," ſagte die Frau: „ſei doch nicht immer ſo böſe. Morgen wollen wir mal mit der Arbeit umtauſchen: ich will dann mit den Schnittern ins Feld gehen, und Du kannſt das Haus beſchicken." Ja, das war dem Mann ſchon recht, und er ging ſogleich auf den Vorſchlag ein. Früh den andern Morgen nahm die Frau die Senſe auf den Nacken und ging mit den Schnittern ins Feld, um zu mähen; der Mann dagegen ſollte das Haus beſchicken. Nun wollte er zuerſt Butter machen; als er aber eine Weile gebuttert hatte, wurde er durſtig und ging hinunter in den Keller, um ſich Bier zu

zapfen. Während er nun aus dem Faſs in die Bierkanne zapfte, hörte er, daſs ein Ferkel in die Küche kam. Er fort mit dem Zapfen in der Hand und die Treppe hinauf, ſo ſchnell er nur konnte, damit das Ferkel nicht das Butterfaſs umwerfen ſollte. Als er aber ſah, daſs das Faſs ſchon auf der Seite lag, und das Ferkel in dem Rahm ſchmatzte, der auf dem Boden floſs, gerieth er ſo in Wuth, daſs er ganz und gar das Bierfaſs vergaß und dem Ferkel nachrannte. Bei der Thür holte er es ein, und da gab er ihm einen ſo derben Schlag, daſs es auf der Stelle liegen blieb. Nun fiel es ihm wieder ein, daſs er noch den Bierzapfen in der Hand hätte; als er aber hinunterkam in den Keller, war alles Bier auf den Boden gelaufen.

Er ging nun in die Milchkammer, füllte aufs neue das Butterfaſs mit Rahm und fing wieder an zu buttern; denn Butter wollte er durchaus zum Mittag haben. Als er aber eine Weile gebuttert hatte, fiel es ihm ein, daſs die Milchkuh noch im Stall ſtände und weder zu freſſen, noch zu ſaufen bekommen hätte, obgleich es ſchon hoch am Tage war. Weil er nun dachte, es wäre doch zu weit, ſie nach der Koppel zu treiben, wollte er ſie oben auf's Dach bringen, denn das Dach war mit Raſen gedeckt und es ſtand darauf ſchönes hohes Gras; und weil nun das Haus an einem ſteilen Hügel lag, glaubte er, es wäre ein Leichtes ſie hinaufzubringen, wenn er bloß eine Planke von dem Hügel aufs Dach hinüberlegte; das Butterfaſs

wollte er aber nicht ſtehen laſſen, denn ſein kleiner Junge krabbelte da an der Erde herum und könnt's nachher umſtoßen, dachte er; darum nahm er es auf den Rücken und ging hinaus. Eh' er aber die Kuh auf das Dach ließ, wollte er ihr noch mal zu ſaufen geben, und nahm einen Eimer, um damit Waſſer aus dem Brunnen zu ſchöpfen; als er ſich aber hinunterbückte, floß aller Rahm aus dem Faß ihm an dem Nacken herunter und lief ins Waſſer. Wie es nun gegen Mittag ging, dachte er, weil's ihm mit der Butter nicht geglückt wäre, wollte er ſich Grütze zum Mittag kochen, und hängte den Keſſel mit Waſſer über's Feuer. Kaum hatte er das gethan, ſo fiel es ihm ein, daß die Kuh, die er aufs Dach gebracht hatte, herunterfallen und Hals und Bein brechen könne; darum nahm er einen Strick und ging hinauf, um ſie feſtzubinden; das eine Ende band er ihr um den Hals und das andre Ende warf er durch den Schornſtein, ging dann hinunter und band es ſich in aller Eile um's Bein, denn das Waſſer kochte ſchon im Keſſel, und er mußte die Grütze umrühren. Während er nun damit beſchäftigt war, fiel die Kuh vom Dach herunter und zog den Mann an dem Strick in den Schornſtein hinauf. Da hing er nun und konnte weder vorwärts, noch rückwärts, und die Kuh hing draußen zwiſchen Himmel und Erde und konnte auch nicht loskommen. Die Frau hatte ſchon eine lange Zeit gewartet, daß der Mann kommen und ſie zum Mittag abrufen ſolle; aber er war nicht da und kam nicht. Zuletzt

dauerte es ihr doch zu lange, und ſie ging mit den Leuten nach Hauſe. Als ſie die Kuh ſah, die da zwiſchen Himmel und Erde hing, ging ſie hinzu und hieb mit der Senſe den Strick entzwei. Da fiel der Mann herunter durch den Schornſtein, und als ſie in die Küche kam, ſtand er da auf dem Kopf im Grützkeſſel.

14.

Däumerling.

Es war einmal eine Frau, die hatte nur einen einzigen Sohn, der war aber nicht größer, als ein Daumen, und darum nannten ſie ihn Däumerling. Als er nun zu Jahren und zu Verſtand gekommen war, ſagte die Mutter zu ihm, jetzt müſſe er daran denken, ſich eine Frau zu nehmen. Ja, Däumerling war's zufrieden, und die Mutter ſetzte ſich mit ihm auf den Wagen, und ſie fuhren gradesweges nach des Königs Schloſs; denn da war eine Prinzeſſinn, die war außerordentlich groß, und um die ſollte Däumerling freien. Als ſie nun ein Ende gefahren waren, da war Däumerling plötzlich verſchwunden. Die Mutter ſuchte ihn überall, und rief ihn bei Namen. „Piy, piy!" ſagte Däumerling und hatte ſich in die Mähne des Pferdes verſteckt. Als er wieder zum Vorſchein kam, muſste er der Mutter verſprechen, daſs er ſich nicht öfter verſtecken wolle. Wie ſie aber ein Ende weiter gekommen waren, da war Däumerling wieder verſchwunden. Die Mutter ſuchte ihn und rief ihn bei Na-

men und weinte und jammerte, aber Däumerling war fort. „Pip, pip!“ ſagte er und lachte und kicherte; aber ſie konnte ihn das Mal nicht finden. „Pip! pip! hier bin ich!“ ſagte Däumerling und kroch aus dem Ohr des Pferdes hervor. Nun mußte er der Mutter heilig verſprechen, daſs er ſich nicht öfter verſtecken wolle; aber es dauerte nicht lange, ſo war er abermals fort. Die Mutter ſuchte ihn wieder überall und weinte und rief ihn bei Namen, aber Alles war umſonſt; Däumerling war fort. „Pip, pip! hier bin ich,“ wisperte es plötzlich; aber die Mutter konnte gar nicht begreifen, wo es war, denn es hörte ſich ſo undeutlich an; ſie ſuchte fortwährend, und er ſagte immer: „Pip! pip! hier bin ich!“ und lachte und hägte ſich, weil ſie ihn nicht finden konnte. Plötzlich aber fing das Pferd an zu nieſen, und da nieſ'te es Däumerling aus, denn er hatte ſich in die eine der Nüſtern verſteckt. Nun konnte ſich die Mutter nicht anders helfen, als daſs ſie ihn in einen Beutel ſteckte, denn ſie wuſste wohl, daſs er die Narrenpoſſen doch nicht nachlaſſen würde. So kamen ſie denn auf dem Schloſs an. Die Prinzeſinn konnte den kleinen hübſchen Burſchen wohl leiden und verlobte ſich mit ihm, und bald darauf ward die Hochzeit.

Als ſie ſich nun zur Tafel ſetzten, nahm Däumerling ſeinen Platz neben der Prinzeſſinn; aber er war übel daran, denn als er zulangen wollte, konnte er nicht an den Teller reichen und hätte gewiſs keinen einzigen Biſſen bekommen, wenn die Prinzeſſinn ihn nicht vom Stuhl genommen und auf den Tiſch geſetzt hätte. So lange er nun

da vom Teller aß, ging das Ding gut; als aber nachher die große Schüssel mit Grütze hereinkam, da konnte er wieder nicht ankommen; er wußte sich aber zu helfen und setzte sich auf den breiten Rand. Nun war aber in der Mitte der Schüssel eine Grube mit Butter zum Eintunken, und so weit konnte er nicht reichen; er ging daher über die Grütze und setzte sich dicht an den Rand der Butter. Nun nahm die Prinzessinn einen großen Löffelvoll Grütze und wollte ihn in die Butter tunken; aber da versah sie's und stieß an Däumerling, so daß er hinunterfiel in die Butter und ertrank.

15.

Hakon Borkenbart.

Es war einmal eine Königstochter, die war ſo ſtolz und ſchnippiſch, daſs kein Freier ihr gut genug war; ſie machte ſich über alle luſtig und gab dem einen nach dem andern einen Korb; dennoch aber kamen immer der Freier genug, weil die Hexe ſo außerordentlich ſchön war. Einmal kam auch ein Prinz, mit Namen Hakon Borkenbart, und warb um ſie. Aber da ſagte die Prinzeſſinn am Abend zu dem Hofnarren, er ſolle hingehen, und dem einen Pferd des Prinzen die Ohren abſchneiden, und dem andern das Maul bis an beide Ohren aufſchlitzen. Das that denn der Hofnarr auch. Als nun der Prinz den andern Tag ausfahren wollte, ſtand die Prinzeſſinn auf dem Flur und ſah hinaus. „Nein!“ ſagte ſie: „ſo Etwas hab' ich noch mein Lebtag nicht geſehen. Da iſt der Nordwind gekommen und hat dem einen Pferd die Ohren abgeweh't, und darüber hat das andre ſo gewaltig gelacht, daſs ihm das Maul bis an die Ohren aufgeriſſen iſt,“ und damit lief ſie hinein und ließ den Prinzen abziehen. Dieſer reiſ'te nun wieder nach Hauſe, aber er dachte bei ſich ſelbſt, er wolle ſich ſchon dafür rächen, machte ſich

einen großen Bart von Moos, zog einen weißen ledernen Rock an und kleidete ſich aus wie ein Bettler; dann kaufte er bei einem Goldſchmied einen goldnen Rocken, und damit ſetzte er ſich eines Morgens unter das Fenſter der Prinzeſſinn hin und fing an zu feilen; denn der Rocken war noch nicht ganz fertig, auch war noch kein Wocken daran. Als die Prinzeſſinn ans Fenſter kam, öffnete ſie es ſogleich und fragte ihn, ob er ihr nicht den goldnen Rocken verkaufen wolle. „Nein, zu verkaufen iſt er nicht," ſagte Hakon Borkenbart: „aber es mag drum ſein! willſt Du mich dieſe Nacht vor Deiner Kammerthür ſchlafen laſſen, ſo ſollſt Du ihn haben." Ja, das, meinte die Prinzeſſinn, wäre ein wohlfeiler Kauf, und die Sache ſei eben nicht ſo gefährlich. Sie bekam nun den Rocken, und am Abend legte Hakon Borkenbart ſich draußen vor ihrer Kammerthür hin. Als es aber auf die Nacht kam, fing er an entſetzlich zu frieren. „Hutetutetutetu! es iſt ſo kalt hier!" rief er: „laſs mich bloß hinein!" — Ich glaube, Du biſt verrückt!" ſagte die Prinzeſſin. „Ach, hutetutetutetu! es iſt ſo kalt! laſs mich bloß hinein!" rief Hakon Borkenbart. „Scht! ſchweig doch ſtill!" ſagte die Prinzeſſinn: „denn hört mein Vater, daſs hier eine Mannsperſon iſt, ſo bin ich rein unglücklich." — „Oh hutetutetutetu! wie mich friert! laſs mich bloß hinein und auf der Erde liegen!" ſagte Hakon Borkenbart. Es war nun kein anderer Rath, die Prinzeſſinn mußte ihn einlaſſen, und darauf legte er ſich in ihrer Kammer auf die Erde hin und ſchlief ein.

Einige Tage darnach kam Hakon auch mit dem Wocken und ſetzte ſich wieder unter das Fenſter der Prinzeſſinn hin und fing an zu feilen; denn der Wocken war noch nicht ganz fertig. Sobald die Prinzeſſinn ihn gewahr wurde, öffnete ſie wieder das Fenſter und fragte ihn, Was er da hätte. „O, es iſt bloß der Wocken zu dem Spinnrocken, den Du mir neulich abkaufteſt; denn ich dachte, wenn Du doch einmal den Rocken hätteſt, ſo könnteſt Du auch wohl den Wocken dazu gebrauchen.“ — „Was willſt Du denn dafür haben?“ fragte ihn die Prinzeſſinn. „Für Geld iſt er nicht feil,“ ſagte er: „willſt Du mich aber dieſe Nacht wieder auf dem Boden in Deiner Kammer ſchlafen laſſen, ſo ſollſt Du ihn haben.“ — „Ja, recht gern,“ ſagte die Prinzeſſinn: „aber Du muſſt auch nicht wieder ſo frieren und Hutetu! ſagen.“ Nein, das wollt' er auch nicht; aber als es auf die Nacht kam, fing er an zu huppern und zu frieren und hutetu! zu ſagen, daſs der Prinzeſſinn wieder angſt und bange ward, und ſie muſst' ihm erlauben, ſich an die Erde dicht vor ihrem Bett hinzulegen, damit nur der König es nicht gewahr würde, und da ſchlief er nun die Nacht über ruhig und wohl.

Hiernach dauerte es eine ganze Zeit, ehe Hakon Borkenbart ſich wieder ſehen ließ; endlich aber bemerkte die Prinzeſſinn ihn eines Morgens wieder unter ihrem Fenſter, wo er ſaß und an einer goldnen Garnwinde feilte. Sie fragte ihn nun wieder, Was er für die Garnwinde haben wolle. „Die iſt nicht für Geld feil,“ ſagte er: „aber willſt Du mich dieſe Nacht in Deiner Kammer

mit dem Kopf an Deiner Bettſtelle ſchlafen laſſen, ſo ſollſt Du ſie haben.“ Ja, das könnte er gern, ſagte die Prinzeſſinn, wenn er bloß ruhig ſein und nicht wieder ſolchen Lärm machen wolle. Nein, das wolle er gewiſs nicht, ſagte Hakon Borkenbart; als es aber auf die Nacht kam, fing er wieder an zu huppern und zu frieren, daſs ihm die Zähne im Munde klapperten. „Hutetutetu! es iſt ſo kalt! laſs mich bloß in Dein Bett und mich ein wenig wärmen!“ ſagte Hakon Borkenbart. „Ich glaube, Du biſt verrückt!“ ſagte die Prinzeſſinn. — „Hutetutetu! laſs mich bloß in Dein Bett hutetutetutetu!“ — „Scht! ſcht! um Gotteswillen! ſo ſchweig doch ſtill!“ ſagte die Prinzeſſinn: „denn hört mein Vater, daſs hier eine Mannsperſon drinnen iſt, ſo glaub' ich, nimmt er mir das Leben.“ — „Hutetutetutetu! laſs mich bloß in Dein Bett!“ ſagte Hakon Borkenbart und fror, daſs die Wände bebten. Es war nun kein anderer Rath, die Prinzeſſinn muſste ihn zu ſich ins Bett laſſen, und da ſchlief er nun die Nacht über zufrieden und wohl.

Einige Zeit darnach aber bekam die Prinzeſſinn ein kleines Kind, und darüber ward der König ſo zornig, daſs er beinahe ſie und das Kind dazu umgebracht hätte. Da kam aber eines Tages Hakon Borkenbart als ein Bettler gekleidet, ſo wie von Ohngefähr, wieder zu dem Schloſs und ſah in die Küche. Wie die Prinzeſſinn ihn gewahr ward, ſagte ſie zu ihm: „Ach, Gott tröſte mich wegen des Unglücks, das Du mir verurſacht haſt! Mein Vater

iſt ſo zornig auf mich, daſs er aus der Haut fahren will; es iſt am beſten, Du nimmſt mich nur gleich mit Dir." —

„Du biſt es aber wohl zu gut gewohnt," ſagte Hakon Borkenbart: „ich habe aber nur eine ganz kleine Hütte und weiß nicht, wie ich Dich ernähren ſoll, denn ich habe ſchon Genug zu thun, um nur allein durchzukommen." — „Es iſt mir ganz einerlei, wie gut, oder wie ſchlecht Du es haſt," ſagte die Prinzeſſinn: „nimm mich bloß mit Dir, denn bleibe ich hier noch länger, ſo nimmt mein Vater mir gewiſs das Leben." Da nahm denn der Bettler ſie und das Kind mit ſich; aber ſie hatten einen ſehr weiten Weg, und der Prinzeſſinn kam das Gehen außerordentlich ſauer an. Als ſie nun aus dem Reich ihres Vaters in ein andres Land kamen, fragte die Prinzeſſinn den Bettler: „Wem gehört dieſes Reich?" —

„O, das gehört Hakon Borkenbart," ſagte der Bettler.

„So!" ſagte die Prinzeſſinn: „ja, ich hätte ihn nehmen ſollen, dann hätt' ich nicht nöthig gehabt, nun als eine Bettlermädchen hier zu gehen."

Und ſo oft ſie zu einem ſchönen Schloſs, oder Wald, oder Gehöft kamen, fragte die Prinzeſſinn immer: „Wem gehört das?" — „O, das gehört Hakon Borkenbart," ſagte dann der Bettler immer. Und die Prinzeſſinn weinte und jammerte beſtändig, daſs ſie nicht ihn genommen hatte; aber nun war es zu ſpät. Endlich kamen ſie zu einer kleinen Hütte, die lag dicht an einem Walde, und das, ſagte der Bettler, wäre ſeine Wohnung. Von der Hütte aus konnte man in der Ferne das Königsſchloſs ſe-

hen, und da, ſagte der Bettler, wolle er ſich Arbeit ſuchen, denn er wäre da ſchon bekannt; und nun ging er jeden Tag nach dem Schloſs und hau'te Holz und trug dem Koch das Waſſer zu, wie er ſagte, und wenn er dann des Abends zu Hauſe kam, brachte er immer ein wenig Eſſen mit, aber das reichte nicht ſehr weit.

Eines Abends, als er vom Schloſs zurückkam, ſagte er: „Morgen werde ich zu Hauſe bleiben und das Kind warten, Du aber muſſt nach dem Schloſs gehen; denn der Prinz hat geſagt, Du ſollteſt mit beim Backen helfen.“ —

„Ach, wie ſoll ich wohl beim Backen helfen?“ ſagte die Königstochter: „das verſtehe ich nicht, denn das hab' ich in meinem Leben noch nicht gethan.“ —

„Du muſſt aber doch hingehen,“ ſagte Hakon Borkenbart: „weil der Prinz es ſo befohlen hat. Kannſt Du auch nicht backen, ſo kannſt Du es ja lernen; Du muſſt nur gut zuſehen, wie die Andern es machen, und wenn Du weggehſt, dann nimm heimlich ein paar Brode mit.“ —

„Nein, ſtehlen kann ich nicht,“ ſagte die Königstochter.

„Du muſſt es lernen,“ ſagte Hakon Borkenbart: „denn Du weißt wohl, wir haben es nur knapp; nimm Dich aber ja vor dem Prinzen in Acht, denn der hat ſeine Augen überall.“

Als ſie gegangen war, lief Hakon einen Richtweg, ſo daſs er noch lange vor ihr auf dem Schloſs ankam; dort warf er ſeine Lumpen und ſeinen Moosbart ab und zog wieder ſeine Prinzenkleider an.

Die Königstochter half nun mit beim Backen, und als ſie fertig war, that ſie, wie Hakon ihr geſagt hatte, und ſteckte ſich alle Taſchen voll Brode. Als ſie aber am Abend nach Hauſe gehen wollte, ſagte der Prinz:

„Dieſes Weib kennen wir nicht ſo recht; daher iſt's am beſten, wir ſehen nach, ob ſie nicht Etwas genommen hat.“

Damit unterſuchte er alle ihre Taſchen, und als er darauf die Brode fand, ward er entſetzlich böſe und hielt furchtbar Haus. Die Königstochter weinte und fleh'te und ſagte: „Mein Mann hatte es mir geheißen; da muſſt' ich es denn wohl thun.“ —

„Ja, es ſollte Dir ſchlimm gehen,“ ſagte der Prinz „aber um Deines Mannes willen mag es Dir vergeben ſein.“

Als ſie gegangen war, warf Hakon ſchnell ſeine Prinzenkleider ab, zog wieder ſeinen ledernen Rock an und klebte ſich auch wieder den Moosbart ins Geſicht, und eh' ſie noch in der Hütte ankam, war er ſchon da und wartete das Kind. „Ja, Du haſt mich verleitet, Etwas zu thun, das mich gereu't,“ ſagte ſie: „es war das erſte Mal, das ich geſtohlen habe, aber es ſoll auch das letzte Mal ſein,“ und damit erzählte ſie ihm, wie es ihr ergangen war, und Was der Prinz geſagt hatte.

Einige Tage darnach, als Hakon am Abend wieder vom Schloſs zurückkam, ſagte er: „Morgen werde ich zu Hauſe bleiben und das Kind warten, denn Du ſollſt wie-

der auf das Schloſs und beim Schlachten und Wurſtmachen helfen." —

„Ach, wie ſoll ich wohl Wurſt machen?" ſagte die Königstochter: „das verſteh' ich nicht; eſſen kann ich wohl die Wurſt, aber gemacht hab' ich ſie noch nie."

Hakon aber ſagte, ſie müſſe durchaus hin, weil der Prinz es ſo befohlen hätte; ſie ſollte nur gut Acht geben, wie die Andern es machten, ſagte er, und wenn ſie wegginge, ſollte ſie heimlich ein paar Würſte mitnehmen. „Nein, ſtehlen kann ich nicht wieder," ſagte ſie: „denn Du weißt wohl, wie es mir das letzte Mal ging." — „Du mußt es lernen, ſagte Hakon: „es iſt nicht geſagt, daſs es allemal ſchlecht geht." Als ſie gegangen war, lief Hakon Borkenbart den Richtweg und kam noch lange vor ihr auf dem Schloſs an; dort warf er ſchnell ſeinen ledernen Rock und ſeinen Moosbart ab, und als ſie in der Küche ankam, ſtand er ſchon da in ſeinen Prinzenkleidern. Die Königstochter half nun mit beim Schlachten und Wurſtmachen, und als ſie damit fertig war, that ſie, wie Hakon ihr geſagt hatte, und ſtopfte ſich alle Taſchen voll Würſte. Wie ſie aber am Abend nach Hauſe gehen wollte, ſagte der Prinz:

„Dieſes Bettlerweib machte neulich lange Finger; darum iſt's am beſten, wir ſehen nach, ob ſie nicht wieder Etwas ſtipitzt hat," und damit fing er an, alle ihre Taſchen zu unterſuchen. Wie er nun die Würſte fand, ward er gewaltig böſe, hielt eine entſetzliche Wirthſchaft und droh'te ihr, er wolle ſie zu dem Dorfrichter ſchicken.

„Ach Gott, nein! lasst mich nur gehen!“ sagte sie: „denn mein Mann hatte es mir geheißen,“ und weinte und jammerte ganz gewaltig.

„Es sollte Dir eigentlich schlimm gehen,“ sagte Hakon Borkenbart: „aber um Deines Mannes willen mag es Dir vergeben sein.“

Als sie gegangen war, warf der Prinz schnell seine Kleider ab und hüllte sich wieder in seine Lumpen, lief dann den Richtweg, und als sie nach Hause kam, war Hakon schon in der Hütte. Sie erzählte ihm, wie es ihr gegangen war und gelobte hoch und theuer, es solle das letzte Mal sein, das sie gestohlen hätte.

Einige Zeit darnach, als Hakon eines Abends wieder vom Schloss zurückkehrte, sagte er; „Nun will der Prinz Hochzeit halten; aber die Braut ist krank geworden, so dass der Schneider ihr nicht das Maß zu dem Brautkleid nehmen kann; und darum will der Prinz, dass Du auf's Schloss kommst und Dir statt seiner Braut das Maß nehmen lässest, denn er sagt, Du gleichest ihr im Wuchs und in Allem. Wenn man Dir aber das Maß genommen hat, so geh nicht gleich fort, sondern gieb Acht, wie der Schneider das Zeug zuschneidet, und dann stipitze heimlich die größten Stücke und bring' sie mit zu einer Pickelhaube für mich.“ —

„Nein, stehlen kann ich nicht,“ sagte sie: „Du weißt wohl, wie es mir das letzte Mal ging.“ — „Du musst es lernen,“ sagte er: „es ist nicht gesagt, dass es immer schlecht abläuft.“

Sie meinte zwar, es wäre ein ſchlimmes Ding, aber that doch, wie er ihr geſagt hatte, ſtipitzte einige von den größten Stücken und ſteckte ſie in die Taſche. Als ſie gehen wollte, ſagte der Prinz: „Wir müſſen doch nachſehen, ob das Weib auch nicht diesmal wieder lange Finger gemacht hat," und damit unterſuchte er alle ihre Taſchen, und wie er nun die geſtohlenen Sachen fand, ward er ſo zornig und machte einen ſolchen Lärm, daſs es gar nicht zu ſagen iſt. Die Königstochter weinte und bat und ſagte: „Ach, mein Mann hatte es mir geheißen; darum muſste ich es wohl thun." —

„Ja, es ſollte Dir ſchlecht gehen, aber um Deines Mannes willen mag es Dir vergeben ſein," ſagte Hakon Borkenbart; und nun ging es wieder eben ſo, wie die vorigen Male: als die Königstochter nach der Hütte kam, war Hakon Borkenbart ſchon wieder da. „Ach, Gott ſteh mir bei!" ſagte ſie: „ich werde doch zuletzt noch unglücklich um Deinetwillen; denn Du willſt mich immer zu Dem haben, was nicht taugt. Der Prinz war diesmal ſo bitterböſe, daſs er mir mit dem Dorfrichter und dem Zuchthaus droh'te."

Einige Zeit darnach ſagte Hakon, als er abends vom Schloſs zurückkam. „Nun will der Prinz, daſs Du auf's Schloſs kommen und die Braut vorſtellen ſollſt, denn die rechte Braut iſt noch immer krank und bettlägerig; aber Hochzeit will der Prinz nun einmal halten, und er ſagt, Du gleicheſt ſeiner Braut ſo ſehr, daſs Keiner Euch von ein-

ander unterſcheiden könne. Halt Dich alſo bereit, morgen aufs Schloſs zu gehen.“ —

„Ich glaube, Ihr habt beide Euern Verſtand verloren, ſowohl Du, als der Prinz,“ ſagte ſie: „Sehe ich denn darnach aus, daſs ich eine Braut vorſtellen kann? Kein Bettlerweib kann ja ärger ausſehen, als ich.“ —

„Einerlei! der Prinz will es aber einmal ſo haben,“ verſetzte Hakon Borkenbart, und es war nun kein anderer Rath, ſie muſste fort, und als ſie aufs Schloſs kam, wurde ſie ſo aufgeputzt und herausſtaffirt, daſs keine Prinzeſſinn ſtattlicher ausſehen konnte. Darauf gingen ſie zur Kirche, und ſie ſtellte die Braut vor, und als ſie zurückkamen, gab es Muſik und Tanz und lauter Luſtbarkeit auf dem Schloſs. Wie aber die Königstochter mit dem Prinzen im beſten Tanzen war, ſah ſie einen hellen Schein durch das Fenſter, und wie ſie hinblickte, da ſtand die Hütte in Feuer und Flammen.

„Ach! die Hütte! und der Bettler! und mein Kind!“ rief ſie und ſank beinahe in Ohnmacht.

„Hier iſt der Bettler! und da iſt Dein Kind!“ ſagte Hakon Borkenbart: „und laſs dann die Hütte zum Teufel ſein!“ Da erkannte die Königstochter ihn wieder, und nun ging erſt die rechte Luſt an. Nachher aber habe ich Nichts weiter von ihnen gehört.

16.

Die Meiſterjungfer.

Es war einmal ein König, der hatte mehre Söhne, wie viel es aber eigentlich waren, kann ich nicht mit Gewiſsheit ſagen. Als der jüngſte herangewachſen war, hatte er durchaus keine Ruhe zu Hauſe, ſondern wollte mit aller Gewalt fort in die Welt und ſein Glück verſuchen; er hielt auch nicht auf, ſeinen Vater ſo lange zu bitten, bis dieſer ihm endlich die Erlaubniſs zum Reiſen ertheilte. Als er nun einige Tage lang gereiſ't war, kam er zu einem Rieſenſchloſs, und da gab er ſich bei dem Rieſen in Dienſt. Den andern Morgen machte der Rieſe ſich in aller Frühe auf, um ſeine Ziegen zu hüten, dem Königsſohn aber befahl er, inmittlerweile den Stall auszumiſten; „und wenn Du damit fertig biſt," ſagte er: „dann haſt Du für heute Feierabend; denn Du muſſt wiſſen, daſs Du zu einem guten Herrn gekommen biſt; aber Was ich Dir ſage, das muſſt Du treu und ordentlich verrichten; und dann darfſt Du in keins von den Zimmern gehen, worin Du noch

nicht geweſen biſt; thuſt Du es dennoch, ſo koſtet es Dir das Leben.“ — „Ja, wahrhaftig!“ ſagte der Königsſohn, als der Rieſe fort war: „das iſt doch ein guter Herr!“ und ging auf und ab im Zimmer und ſang und trallei'te; denn er meinte, mit dem Ausmiſten hätte es noch gute Weile. „aber wiſſen möcht' ich doch wohl, Was in den andern Zimmern ſein mag,“ ſagte er: „es muſs wohl etwas Beſonderes ſein, weil er es mir ſo ſtrenge verboten hat, hineinzugehen,“ und damit ging er raſch in das erſte von den Zimmern. Hier hing ein Keſſel von der Decke herab und kochte; aber der Königsſohn ſah kein Feuer darunter. „Was wohl drin ſein mag?“ dachte er und tauchte einen von ſeinen Handſchuhen hinein, und da wurde der Handſchuh als wär' er von lauter Kupfer. „Eine ſchöne Suppe!“ ſagte er: „wenn Einer davon koſtete, würde er gewiſs hübſch um den Schnabel ausſehen.“ Hierauf ging er in ein andres Zimmer, und da hing auch ein Keſſel von der Decke herab und pruttelte und kochte, aber Feuer war auch nicht darunter. „Ich muſs den auch mal probiren,“ ſagte der Königsſohn und ſteckte wieder ſeinen Handſchuh hinein, und nun ward derſelbe ganz verſilbert. „So theure Suppe giebt's nicht auf meines Vaters Schloſs,“ ſagte der Königsſohn: „es fragt ſich nur, wie ſie ſchmeckt.“ Hierauf ging er in das dritte Zimmer, und da hing auch ein Keſſel von der Decke herab und kochte, ganz ſo, wie in den beiden andern Zimmern, und der Königsſohn bekam Luſt, den auch zu probiren und tauchte wieder den Handſchuh hinein, und da ward derſelbe ſo blank vergoldet, daſs es nur ſo blitzte. „Donner und's Wetter!“ ſagte der Königsſohn: „wird

hier Gold gekocht, Was mag man denn dort drinnen kochen?" und damit ging er in das vierte Zimmer. Hier war kein Keſſel zu ſehen; aber auf der Bank ſaß eine Jungfrau, das war gewiſs eine Königstochter; was für eines Mannes Tochter es aber auch ſein mochte, ſo hatte doch der Königsſohn noch nie ihres Gleichen geſehen, ſo außerordentlich ſchön war ſie. „Um's Himmels willen, Was willſt Du hier?" rief ſie, ſobald ſie ihn gewahr ward. „Ich bin ſeit geſtern hier im Dienſt," ſagte der Königsſohn. „Gott ſteh' Dir bei für den Dienſt, den Du hier bekommen haſt!" ſagte ſie. „O, mir däucht, ich habe einen guten Herrn bekommen," ſagte der Königsſohn: „er hat mir heute eben keine ſchwere Arbeit aufgegeben: wenn ich den Stall ausgemiſtet habe, kann ich Feierabend machen." — „Ja, aber wie willſt Du das anfangen?" ſagte ſie: „denn wenn Du ſo ausmiſteſt, wie andre Leute zu thun pflegen, ſo kommen für jede Schaufelvoll, die Du hinauswirfſt, wieder zehn andre Schaufeln voll hinein. Ich will Dir aber ſagen, wie Du es machen ſollſt: Du muſſt bloß die Schaufel umkehren und mit dem Stiel ausmiſten, dann fliegt Alles von ſelbſt hinaus." — Ja, das wollte er ſchon in Acht haben, ſagte der Königsſohn, und nun blieb er bei der Prinzeſſinn — ich werde ſie ſo nennen — den ganzen Tag über, denn ſie waren bald darüber einig geworden, daſs ſie einander heirathen wollten, und da wurde denn dem Königsſohn der erſte Tag, den er bei dem Rieſen diente, eben nicht lang, kannſt Du glauben. Als es aber gegen Abend kam, ſagte ſie zu ihm: „Nun

iſt es am beſten, Du miſteſt den Stall aus, ehe der Rieſe wieder nach Hauſe kommt.“ Als aber der Burſch in den Stall kam, wollte er ſehen, ob es ſich wirklich ſo verhielt, wie die Königstochter ihm geſagt hatte, und fing an, ſo auszumiſten, wie er es früher von den Stallknechten ſeines Vaters geſehen hatte; aber er mußte bald damit aufhalten; denn als er eine Weile ſo gemiſtet hatte, war im Stall beinahe kein Raum mehr, wo er ſtehen konnte Darauf miſtete er ſo aus, wie die Königstochter es ihm gelehrt hatte: nämlich, er kehrte die Schaufel um und miſtete mit dem Stiel, und nun dauerte es kaum einen Augenblick, da war der Stall ſo rein, als ob er gefegt und geſcheuert wäre. Als er damit zu Stande war, ging er wieder zurück in das Zimmer, das der Rieſe ihm angewieſen hatte, und da ſpazierte er auf und ab und ſang und tralleiʼte. Endlich kam der Rieſe mit den Ziegen wieder nach Hauſe, und die erſte Frage, die er dem Königsſohn that, war: „Haſt Du nun den Stall ausgemiſtet?“ — „Ja, Herr, der iſt rein und ſauber,“ ſagte der Königsſohn. „Das will ich mal ſehen,“ ſagte der Rieſe und ging in den Stall; aber es verhielt ſich, wie der Königsſohn geſagt hatte. „Du haſt gewiſs mit meiner **Meiſterjungfer** geſprochen,“ ſagte der Rieſe: „denn das haſt Du nicht aus Dir ſelber.“ — „Meiſterjungfer? Was iſt das für Eine?“ ſagte der Königsſohn und ſtellte ſich ganz dumm an: „die möchtʼ ich wohl mal ſehen.“ — „Du wirſt ſie noch früh genug zu ſehen kriegen,“ ſagte der Rieſe.

Als der Rieſe den andern Morgen die Ziegen wieder

auf die Weide trieb, ſagte er zu dem Königsſohn, den Tag ſolle er ſein Pferd nach Hauſe holen, das in der Koppel ginge, und wenn er das gethan hätte, könne er Feierabend machen; „denn Du biſt zu einem guten Herrn gekommen, mußt Du wiſſen," ſagte er wieder: „Gehſt Du aber in irgend eins der Zimmer, das ich Dir verboten habe, ſo dreh ich Dir den Hals um," und damit trieb er ſeine Heerde in den Wald. „Ja, wahrhaftig, biſt Du ein guter Herr!" ſagte der Königsſohn: „ich möchte aber doch wieder ein Wort mit der Meiſterjungfer ſprechen, vielleicht daſs ſie noch eben ſo früh mein wird, als Dein," und damit ging er wieder zu ihr hinein. Sie fragte ihn, Was der Rieſe ihm den Tag zu thun befohlen hätte. „O, es iſt eben keine ſchwere Arbeit," ſagte er: „ich ſoll bloß das Pferd aus der Koppel holen." — „Ja, aber wie willſt Du das anfangen?" fragte ihn die Meiſterjungfer. „O, es gehört wohl eben keine Kunſt dazu, ein Pferd aus der Koppel zu holen," ſagte der Königsſohn: „denn ich will doch meinen, ich habe ſchon manches raſche Pferd geritten." — „Die Sache iſt aber gleichwohl nicht ſo leicht," ſagte ſie: „indeſs will ich Dir lehren, wie Du es machen mußt: Sobald Du das Pferd erblickſt, kommt es brauſend auf Dich zu und ſchnaubt Feuer und Flammen aus beiden Nüſtern. Paſs aber dann gut auf und nimm das Gebiſs, das dort bei der Thür hangt, und wirf es ihm ins Maul, dann wird es augenblicklich ſo zahm, daſs Du damit thun kannſt, was Du willſt." Ja, das wollte er ſchon in Acht haben, ſagte der Königsſohn und blieb nun den ganzen

Tag drinnen bei der Meiſterjungfer, und ſie ſchwatzten von Dieſem und Jenem, und wie herrlich und vergnügt ſie leben wollten, wenn ſie erſt aus der Gewalt des Rieſen wären und einander geheirathet hätten; und der Königsſohn hätte gewiſs Pferd und Koppel darüber vergeſſen, wenn nicht die Meiſterjungfer gegen Abend ihn daran erinnert hätte und zu ihm ſagte, es wäre am beſten, daſs er jetzt das Pferd hole, ehe der Rieſe nach Hauſe käme. Das that er denn auch: er nahm das Gebiſs, das bei der Thür hing, und lief damit in die Koppel; nun dauerte es nicht lange, ſo kam das Pferd an und ſchnob Feuer und Flammen aus beiden Nüſtern; da nahm aber der Königsſohn ſeine Gelegenheit wahr und warf ihm das Gebiſs in den offenen Rachen, und nun ſtand das Pferd da, ſo geduldig, wie ein Lamm, und da war's eben keine groſse Kunſt, es nach dem Stall zu bringen. Als der Burſch damit fertig war, ging er wieder zurück auf ſein Zimmer, und dort ſpazierte er auf und ab und ſang und trallei'te.

Wie nun der Rieſe mit den Ziegen nach Hauſe kam, war ſeine erſte Frage: „Haſt Du auch das Pferd von der Koppel geholt?" — „Ja, Herr!" ſagte der Königsſohn: „es war ein poſſirliches Pferd zu reiten; aber ich hab's glücklich in den Stall gebracht." — „Das will ich mal ſehen!" ſagte der Rieſe und ging in den Stall; das Pferd aber ſtand richtig da, ſo wie der Königsſohn geſagt hatte. „Du haſt gewiſs mit meiner Meiſterjungfer geſprochen," ſagte der Rieſe: „denn

das haſt Du nicht aus Dir ſelber.“ — „Geſtern ſpracht Ihr von Eurer Meiſterjungfer und heute wieder,“ ſagte der Königsſohn und ſtellte ſich ganz dumm und einfältig an: „Was iſt denn das für Eine, Herr? ich möchte ſie doch gern einmal ſehen.“ — „Du wirſt ſie noch früh genug zu ſehen kriegen,“ ſagte jener.

Als der Rieſe am dritten Morgen ſeine Ziegen in den Wald trieb, ſagte er zu dem Königsſohn: „Heute ſollſt Du nach der Hölle und den Brandſchatz holen, und wenn Du das gethan haſt, kannſt Du Feierabend machen; denn Du biſt zu einem guten Herrn gekommen, muſſt Du wiſſen.“ — „Ja, ich will's glauben,“ ſagte der Königsſohn, als der Rieſe gegangen war: „ein wie guter Herr Du aber auch ſein magſt, ſo ſind es doch garſtige Arbeiten, die Du mir auflegſt; ich will indeſs mal wieder ein Wort mit Deiner Meiſterjungfer ſprechen; Du ſagſt zwar, ſie gehört Dir; aber vielleicht ſagt ſie es doch mir, wie ich es machen muſs,“ und damit ging er wieder hinein zu der Meiſterjungfer. Als dieſe ihn nun fragte, was der Rieſe ihm den Tag für eine Arbeit aufgegeben hätte, ſagte er, daſs er ihm befohlen habe, nach der Hölle zu gehen und den Brandſchatz zu holen. „Und wie willſt Du das anfangen?“ fragte ihn die Meiſterjungfer. „Ja, Du muſſt es mir ſagen,“ verſetzte der Königsſohn: „denn in der Hölle bin ich noch nicht geweſen, und wenn ich auch den Weg dahin wüſste, ſo weiß ich doch nicht, wie Viel ich einfordern ſoll.“ — „Ja, ich will Dir wohl helfen,“ verſetzte die Meiſterjungfer:

„Du mussſt nach dem Felsen dort hinter der Koppel gehen und den Kloben nehmen, der da liegt, und damit an die Felswand klopfen; dann wird wohl Einer herauskommen, daſs es nur ſo kniſtert, dem mussſt Du Deinen Auftrag ſagen; und wenn er Dich dann fragt, wie Viel Du haben willſt, dann ſage nur: „So Viel, als ich tragen kann.““ — Ja, das wollte er ſchon in Acht haben, ſagte der Königsſohn und blieb nun wieder bei der Meiſterjungfer, bis es Abend wurde, und er wäre gern noch länger da geblieben, wenn ſie ihn nicht erinnert hätte, daſs er fort müſſe nach der Hölle und den Brandſchatz holen, ehe der Rieſe wieder nach Hauſe käme. Der Burſch machte ſich nun auf und that, wie die Meiſterjungfer ihm geſagt hatte, ging zu dem Felſen hinter der Koppel, nahm den Kloben und klopfte damit an die Wand. Sogleich kam Einer heraus, dem die Funken aus Augen und Naſe flogen. „Was willſt Du?“ rief er. „Ich ſoll grüßen von dem Rieſen und den Brandſchatz für ihn einfordern,“ ſagte der Königsſohn. „Wie Viel willſt Du haben?“ fragte der Andre. „O, ich verlange nicht Mehr, als ich tragen kann,“ verſetzte der Königsſohn. „Es war Dein Glück, daſs Du nicht ein ganzes Fuder verlangteſt,“ ſagte Der, welcher aus der Felswand gekommen war: „aber komm jetzt herein, dann will ich Dir den Brandſchatz auszahlen.“ Der Königsſohn ging nun mit ihm hinein, und da ſah er in dem Berg ſo viel Gold und Silber, als Steine in der Erde liegen; er bekam nun eine Tracht, ſo groß, wie er ſie nur tragen

konnte, und damit ging er ſeines Weges. Als darauf am Abend der Rieſe mit den Ziegen nach Hauſe kam, ſpazierte der Königsſohn eben ſo, wie die beiden Abende zuvor, im Zimmer auf und ab und ſang und trallei'te. „Biſt Du in der Hölle geweſen und haſt den Brandſchatz geholt?“ fragte ihn der Rieſe. „Ja, Herr!“ ſagte der Königsſohn. „Wo haſt Du ihn denn?“ fragte der Rieſe. „Da auf der Bank ſteht der Goldſack,“ ſagte der Königsſohn. „Das will ich mal ſehen,“ ſagte der Rieſe; und als er zuſah, ſtand da ein Sack, der war ſo gedrängt voll, daſs die Gold- und Silberſtücke herausfielen, ſowie nur der Rieſe das Band ein wenig auflockerte. „Du haſt gewiſs mit meiner Meiſterjungfer geſprochen,“ ſagte er: „iſt aber das der Fall, dann drehe ich Dir das Genick um.“ — „Mit Eurer Meiſterjungfer?“ ſagte der Königsſohn: „Geſtern und vorgeſtern ſchwatztet Ihr von Eurer Meiſterjungfer und heute wieder? Was iſt denn das für Eine, Herr? ich möchte ſie doch gern einmal ſehen.“ — „Ja, warte nur bis morgen, dann ſollſt Du ſie zu ſehen kriegen,“ ſagte der Rieſe. — „Danke ſchön!“ ſagte der Königsſohn: „aber es iſt wohl bloß Euer Scherz, Herr.“

Den Tag darauf ging der Rieſe mit ihm in das Zimmer, worin die Meiſterjungfer war. „Jetzt ſollſt Du ihn ſchlachten und ihn in dem großen Keſſel für mich zum Mittag kochen, und wenn die Suppe fertig iſt, kannſt Du mich rufen,“ ſagte er zu ihr und ſtreckte ſich auf die Bank hin; und während er nun da lag und ſchnarchte, daſs der alte

Berg bebte, nahm die Meiſterjungfer ein Meſſer, ſchnitt damit den Burſchen in den Finger und ließ drei Blutstropfen auf die Bank fließen; darauf nahm ſie alle die alten Lappen und Schuhſohlen und andern Kram, den ſie finden konnte, und warf es in den Keſſel; dann nahm ſie einen ganzen Kaſten voll gemahlenes Gold und einen Salzſtein und eine Waſſerflaſche, die bei der Thür hing, und einen goldnen Apfel und zwei goldne Hühner nahm ſie auch mit, und darauf machten beide ſich aus dem Staube, ſo ſchnell ſie nur konnten. Wie ſie nun ein Ende gegangen waren, kamen ſie zu dem Meer, und da gingen ſie unter Segel; wie ſie aber zu dem Schiff gelangten, habe ich nie ſo recht erfahren können.

Als der Rieſe eine gute Weile geſchlafen hatte, fing er an ſich zu ſtrecken. „Iſt das Eſſen noch nicht fertig?“ fragte er. „Eben erſt angefangen!“ ſagte der erſte Blutstropfen auf der Bank. Darauf legte er ſich wieder ſchlafen und ſchlief noch eine gute Zeit; endlich fing er wieder an ſich zu ſtrecken. „Iſt jetzt das Eſſen fertig?“ fragte er, aber ohne aufzuſehen, eben ſo wie er auch das erſte Mal gethan hatte, denn er war noch halb im Schlaf. „Halb fertig!“ ſagte der zweite Blutstropfen. Der Rieſe aber glaubte, es ſei die Meiſterjungfer, die das ſagte, kehrte ſich wieder um und legte ſich auf's neue ſchlafen. Als er nun viele Stunden hinter einander geſchlafen hatte, fing er endlich wieder an ſich zu rühren und zu ſtrecken. „Iſt es denn jetzt fertig?“ fragte er. „Vollkommen fertig!“ ſagte der dritte Blutstropfen.

Der Rieſe richtete ſich nun auf und rieb ſich die Augen; aber er konnte die Meiſterjungfer nirgends erblicken, und darum rief er ſie bei Namen. Er bekam aber keine Antwort. „O," dachte er: „ſie iſt wohl nur ein wenig hinausgegangen," und nahm einen Löffel und füllte damit aus dem Keſſel, um das Eſſen zu probiren. Da fand er aber Nichts, als lauter Schuhſohlen und Lumpen und dergleichen Kram darin, und das war zuſammengekocht, ſo daſs er nicht wuſste, ob's Fiſch, oder Fleiſch war. Als er das gewahr ward, konnte er ſich wohl denken, wie die Sache ſich verhielt, und ward ſo arg, daſs er nicht wuſste, „auf welchem Bein er ſtehen wollte;" er eilte ſogleich dem Königsſohn und der Meiſterjungfer nach, und es dauerte nicht lange, ſo ſtand er beim Waſſer, aber da konnte er nicht hinüber. „Ich weiß ſchon Rath," ſagte er: „ich will bloß meinen Meerſauger rufen." Wie nun der Meerſauger ankam, legte der ſich auf die Erde nieder und that dreimal einen guten Trunk, und da ward das Meer ſo viel kleiner, daſs der Rieſe die Meiſterjungfer und den Königsſohn auf dem Schiff ſehen konnte. „Jetzt muſſt Du den Salzſtein hinauswerfen," ſagte die Meiſterjungfer; und als der Königsſohn das gethan hatte, entſtand plötzlich quer durch das Meer ein ſo hoher Berg, daſs der Rieſe nicht hinüber konnte, und der Meerſauger konnte ihm nun auch nichts helfen. „Ich weiß ſchon Rath," ſagte der Rieſe und holte ſich ſeinen Bergbohrer, und damit bohrte er ein großes Loch durch den Berg, ſo daſs der Meerſauger wieder trinken konnte. Wie

die Meiſterjungfer das gewahr ward, ſagte ſie zu dem Königsſohn, jetzt ſolle er einen, oder zwei Tropfen aus der Flaſche gießen; und als der Königsſohn das gethan hatte, ward das Meer wieder ganz voll. Ehe nun der Meerfauger noch wieder einen guten Trunk thun konnte, waren ſie ſchon am Lande, und damit waren ſie gerettet.

Nun wollte der Königsſohn die Meiſterjungfer nach ſeines Vaters Schloſs bringen; aber er meinte, es ſchicke ſich nicht, daſs ſie zu Fuß gehe, und darum ſagte er zu ihr: „Warte hier eine Weile; ich will nur nach Hauſe gehen und die ſieben Pferde holen, die in meines Vaters Stall ſtehen; denn ich möchte nicht gern, daſs meine Braut zu Fuß auf dem Schloſs ankäme. Der Weg dahin iſt nicht lang, und ich werde bald wieder hier ſein.“ — „Ach nein, thu' das nicht!“ ſagte ſie: „denn kommſt Du erſt zu Deines Vaters Schloſs, dann wirſt Du mich bald vergeſſen.“ — „Wie ſollte ich Dich wohl vergeſſen,“ ſagte der Königsſohn: „da wir ſo viel Ungemach zuſammen erduldet und einander ſo lieb haben?“ und er wollte und muſste nach Hauſe und einen Wagen und die ſieben Pferde holen, und ſie ſollte ſo lange dort am Ufer auf ihn warten; und weil er es nun durchaus nicht anders wollte, ſo muſste endlich die Meiſterjungfer nachgeben. „Aber,“ ſagte ſie: „wenn Du auf das Schloſs kommſt, muſſt Du Dir nicht einmal ſo viel Zeit laſſen, daſs Du Jemanden grüßeſt, ſondern gradesweges in den Stall gehen und die Pferde vor den Wagen ſpannen, und dann davon jagen, ſo ſchnell Du nur kannſt; denn ſie werden wohl alle ſehr

neugierig ſein und um Dich herum kommen; aber Du muſſt thun, als ob Du ſie gar nicht bemerkteſt, und dann darfſt Du durchaus keinen Biſſen von Dem, was man Dir anbietet, genießen; thuſt Du das, dann machſt Du ſowohl Dich, als mich unglücklich.“ Der Königsſohn verſprach ihr, ſich genau nach Allem richten zu wollen, was ſie ihm geſagt hatte, und verſicherte ihr, daſs ſie durchaus nicht zu fürchten brauche, als ob er ſie je vergeſſen könnte.

Als aber der Königsſohn auf dem Schloſshof ankam, hielt grade einer von ſeinen Brüdern Hochzeit, und die Braut und alle Gäſte waren ſchon da, und Alle kamen um ihn herum und fragten ihn nach Dieſem und Jenem und nöthigten ihn mit ſich ins Schloſs; aber er that, als ob er ſie gar nicht bemerkte, ging gradezu in den Stall, zog die Pferde heraus und wollte ſie vor den Wagen ſpannen. Wie ſie nun auf keine Art und Weiſe ihn bewegen konnten, mit ihnen ins Schloſs zu gehen, brachten ſie ihm zu eſſen und zu trinken heraus, all das Beſte, was man zur Hochzeit angerichtet hatte; aber der Königsſohn wollte von Allem keinen Biſſen anrühren, ſondern beeilte ſich nur, die Pferde vor den Wagen zu ſpannen. Da rollte aber zuletzt die Schweſter der Braut einen Apfel über den Schloſshof zu ihm hin: „Wenn Du denn durchaus Nichts genießen willſt,“ ſagte ſie: „ſo kannſt Du doch wenigſtens in dieſen Apfel beißen, denn Du wirſt wohl hungrig und durſtig ſein von der langen Reiſe.“ Da hob der Königsſohn den Apfel von der Erde

auf und biſs hinein. Aber kaum hatte er das gethan, ſo vergaß er ganz und gar die Meiſterjungfer, und daſs er ſie holen wollte. „Bin ich denn verrückt?“ ſagte er: „Was will ich mit den Pferden und mit dem Wagen?“ und darauf zog er die Pferde wieder in den Stall und ging mit den Andern ins Schloſs; und nun dauerte es nicht lange, ſo war es dahin gekommen, daſs er die Schweſter der Braut heirathen ſollte, dieſelbe, welche ihm den Apfel zugerollt hatte.

Die Meiſterjungfer ſaß indeſs am Ufer und wartete ſieben lang und ſieben breit, aber kein Königsſohn ließ ſich ſehen. Endlich ging ſie fort, und als ſie ein Ende gegangen war, kam ſie zu einer kleinen Hütte, welche ganz einſam in einem Walde, nicht weit von des Königs Schloſs, lag; da ging ſie hinein und bat um Herberge. Drinnen aber ſaß ein altes Weib, dem die Hütte gehörte, das war aber ein arges und abſcheuliches Trollmenſch und wollte anfangs von der Meiſterjungfer gar Nichts wiſſen; aber endlich und zuletzt gab ſie ihr doch Herberge für Geld und gute Worte. Aber unſauber und ſchmutzig war es drinnen, wie in einem Schweinſtall. Die Meiſterjungfer ſagte, ſie wollte die Hütte ein wenig aufputzen, damit es doch ausſehen würde wie bei andern honnetten Leuten; aber das litt die Alte nicht, ſondern fing an zu ſchelten und zu toben und war ganz entſetzlich böſe. Aber die Meiſterjungfer zog deſſen ungeachtet ihren Schrein hervor und warf eine Handvoll Goldmehl in das Kaminfeuer. Da flackerte es hell auf, und ein rother Strahl zog durch

die ganze Hütte, ſo daſs ſie inwendig und auswendig davon vergoldet wurde. Als die Alte das ſah, ward ſie ſo arg, daſs ſie aus der Haut fahren wollte, und rannte zur Hütte hinaus, als ob der Teufel hinter ihr wäre; da vergaß ſie aber, ſich zu bücken, und zerbrach ſich die Hirnſchale an der Thürpfoſte.

Den Morgen darauf kam der Schulze da vorbei; der war ganz verwundert über die goldne Hütte, die er im Walde glänzen ſah; als er aber hineinging und drinnen die ſchöne Jungfrau erblickte, da verwunderte er ſich noch mehr, und er ward augenblicklich ſo in ſie verliebt, daſs er um ſie frei'te. „Ja, haſt Du aber auch brav Geld?“ fragte die Meiſterjungfer. Ja, Geld hätte er genug, ſagte er, und er wolle ſogleich hin und es holen. Am Abend kam er wieder und brachte einen ganzen Scheffelsſack voll, den ſetzte er auf die Bank hin. Ja, weil er ſo viel Geld hatte, wollte die Meiſterjungfer ihn haben, und darauf legten ſie ſich zuſammen ins Bett. Kaum aber hatten ſie ſich niedergelegt, ſo wollte die Meiſterjungfer wieder aufſtehen; denn ſie hätte noch vergeſſen, das Feuer im Kamin anzuſchüren, ſagte ſie. „Ach behüte!“ ſagte der Schulze: „ſollteſt Du darum aufſtehen? Das will ich wohl thun,“ und damit ſprang er aus dem Bett und lief nach dem Kamin. „Sage mir's, wenn Du den Aſchraker angefaſſt haſt,“ ſagte die Meiſterjungfer. „Nun hab' ich ihn angefaſſt,“ ſagte der Schulze. „So gebe Gott, daſs Du ihn feſthältſt, und er Dich, und Du da ſtehen magſt die ganze Nacht und Dir Kohlen und Aſche über den Kopf raken bis an den hellen

Morgen!“ ſagte die Meiſterjungfer, und als ſie das geſagt hatte, blieb der Schulze vor dem Kamin ſtehen und rakte ſich Kohlen und Aſche über den Kopf die ganze Nacht hindurch, und wie ſehr er auch weinen und bitten und raken mochte, ſo verloſchen darum doch nicht die Kohlen, und die Aſche wurde nicht kälter. Erſt am Morgen, als es Tag wurde, ließ ihn der Aſchraker los; aber nun blieb er keinen Augenblick länger in der Hütte, ſondern machte ſich fort, als ob der Teufel hinter ihm her wäre; und alle Leute, die ihm begegneten ſahen ihn an und lachten; denn er legte los, als ob er toll wäre, und ausſehen konnte er nicht ſchändlicher, wenn man ihn gegerbt und geſchunden hätte.

Den Tag darauf kam der Amtsſchreiber da vorbei; der ſah auch die Hütte im Walde glänzen, und als er hineinging, um zu ſehen, Wer da wohnte, und die ſchöne Jungfrau erblickte, da ward er noch mehr in ſie verliebt, als der Schulze, und frei'te ſtehenden Fußes um ſie. Ja, ſagte die Meiſterjungfer wieder, ſie wollte ihn wohl haben, wenn er brav Geld hätte. Ja, ſagte der Schreiber, Geld hätte er genug, und er wolle ſogleich hin und es holen. Am Abend kam er mit einem großen, ſchweren Sack an, — ich glaube gewiſs, es waren zwei Scheffel drin — und den ſetzte er auf die Bank hin. Nun war denn weiter Nichts im Wege, und ſie legten ſich zu Bette. Aber kaum hatten ſie ſich niedergelegt, ſo hatte die Meiſterjungfer vergeſſen, die Hausthür zuzumachen, und darum wollte ſie wieder aufſtehen. „Ach, behüte! ſollteſt Du das

thun?" ſagte der Schreiber: „Nein, bleib Du nur liegen! ich will wohl hingehen," und damit ſprang er aus dem Bett, ſo leicht „wie eine Erbſe auf Birkenrinde" und lief hinaus auf die Diele. „Sage mir's, wenn Du die Thür angefaſſt haſt," rief die Meiſterjungfer. „Nun hab' ich ſie angefaſſt!" rief der Schreiber auf der Diele. „So gebe Gott, daſs Du ſie feſthältſt, und ſie Dich, und Ihr hin- und herfahren mögt die ganze Nacht, bis daſs es Tag wird!" ſagte die Meiſterjungfer; und nun muſste der Schreiber die ganze Nacht über mit der Thür vorwärts und rückwärts tanzen; aber einen ſolchen Walzer hatt' er noch nie gemacht, und es verlangte ihn auch nachher nicht, ihn wieder zu machen: bald war er vorn, und bald die Thür, und es ging von der Pfoſte an die Mauer, und von der Mauer an die Pfoſte, ſo daſs der Schreiber ſich beinahe zu Tode ſtieß. Erſt fing er an zu fluchen, und dann zu weinen und zu bitten; aber um alles das bekümmerte ſich die Thür gar nicht, ſondern hielt feſt, ſo lange, bis es Tag ward; dann erſt ließ ſie ihn los — und der Schreiber auf und davon, als ob's für Geld ginge; er vergaß ſowohl ſeine Freierei, als den Goldſack, und war nur froh, daſs die Thür nicht hinter ihm her getanzt kam. Alle Leute, die ihm begegneten, ſahen ihn an und lachten; denn er flog davon, als ob er toll wäre, und dazu ſah er aus, noch ſchlimmer, als hätten die Böcke ihn die Nacht unter gehabt.

Am dritten Tag kam der Amtmann da vorbei; der hatte kaum die goldne Hütte erblickt, ſo wollte er auch

hin und zuſehen, Wer da wohnte; und als er nun drinnen die Meiſterjungfer ſah und ſie kaum gegrüßt hatte, war er ſchon ſo verliebt in ſie, daſs er augenblicklich um ſie frei'te. Die Meiſterjungfer aber antwortete ihm eben ſo, wie den beiden Andern: wenn er brav Geld hätte, dann wollte ſie ihn wohl haben. Ja, davon hätt' er nicht ſo wenig, ſagte der Amtmann und ging ſogleich nach Hauſe, um es zu holen. Als er am Abend wiederkam, brachte er einen noch größeren Sack mit, als der Schreiber, — es waren gewiſs drei Scheffel drin — und den ſetzte er auf die Bank hin. Ja, nun war denn Nichts weiter im Wege, nun ſollte er die Meiſterjungfer haben. Kaum aber hatten ſie ſich zu Bett gelegt, ſo ſagte die Meiſterjungfer, ſie hätte vergeſſen, das Kalb einzulaſſen, und wollte darum wieder aufſtehen. Nein, den Kukuk! das ſollte ſie ja nicht, das wollte er ſchon thun, ſagte der Amtmann, und der, ſo dick und fett er war, heraus aus dem Bett, ſo leichtfüßig, als wär' er ein junger Burſch geweſen. „Sage mir's, wenn Du das Kalb beim Schwanz hältſt!" ſagte die Meiſterjungfer. „Jetzt halt ich's!" rief der Amtmann. „So gebe Gott, daſs Du den Schwanz hältſt, und er Dich, und Ihr in der Welt herumfahren mögt, bis daſs es Tag wird!" ſagte die Meiſterjungfer, und kaum hatte ſie das geſagt, ſo legte das Kalb mit dem Amtmann los über Stock und Stein, über Berg und Thal, ſo daſs die Heide wackelte, und je mehr der Amtmann fluchte und ſchrie, deſto ſchneller rannte das Kalb mit ihm davon. Als es Tag wurde, war der Amtmann beinahe zu Matſch,

und nun erſt ließ das Kalb ihn los; inmittlerweile hatte er aber ſeine Freierei ganz vergeſſen und ſeinen Geldſack dazu. Er ließ es nun zwar etwas ſachter angehen, als der Schreiber und der Schulz, aber je ſchulpuſiger er fortkroch, deſto mehr Zeit hatten die Leute, ihm nachzugucken und zu lachen.

Den Tag darnach ſollte auf dem Schloſs die Hochzeit der beiden Prinzen gefeiert werden, nämlich die des älteſten und die des jüngſten, der bei dem Rieſen geweſen war, denn der ſollte die Schweſter von der Braut ſeines Bruders heirathen, und beide Brautpaare ſollten in der Kirche zugleich getrau't werden. Als ſie aber in den Wagen ſtiegen und vom Schloſshof fahren wollten, da zerbrach das eine Wachtholz; ſie nahmen nun ein andres, aber das zerbrach auch; darauf nahmen ſie ein drittes, aber es half ihnen Alles nichts, denn was für Holz ſie auch nehmen mochten, ſo hielt doch kein einziges. Wie ſie nun ganz miſsmüthig da ſtanden und nicht fortkonnten, ſagte der Schulze — denn der war auch mit zur Hochzeit gebeten, muſſt Du wiſſen —: „Dort im Walde wohnt eine Jungfrau, die hat einen Aſchraker, womit ſie das Feuer anſchürt; wenn Ihr nur zu der ſchicken und ſie bitten laſſen wolltet, Euch dieſen Aſchraker zu leihen, ſo weiß ich gewiſs, daſs er nicht entzwei geht.“ Es wurde nun ſogleich zu der Jungfrau geſchickt, und ſie ließen ſie bitten, ihnen doch den Aſchraker zu leihen, wovon der Schulz geſprochen hätte. Die Jungfrau ſagte auch nicht Nein, ſondern gab dem Boten ihren Aſchraker, und nun bekamen ſie eine Wacht,

die nicht entzwei ging, kannſt Du glauben. Als ſie aber darauf vom Schloßhof fahren wollten, zerbrach plötzlich der Wagenboden; und wie oft ſie auch einen neuen Boden machten, und was für Holz ſie auch dazu nehmen mochten, ſo half doch Alles nichts, denn wenn ſie aus dem Hof fahren wollten, ging er jedesmal wieder entzwei, und ſie waren nun noch übler daran, als vorhin mit dem Wachtholz. Endlich ſagte der Amtsſchreiber — denn war der Schulze da, ſo kann man ſich wohl denken, daß der Schreiber nicht fehlen durfte —: „Dort im Walde wohnt eine Jungfrau, wenn die Euch bloß ihre eine Halbthür leihen wollte, die von lauter Gold iſt, ſo weiß ich gewiß, daß ſie nicht entzwei geht.“ Sogleich wurde nun wieder zu der Jungfrau geſchickt, und ſie ließen ſie bitten, ihnen doch die eine Halbthür zu leihen, wovon der Schreiber geſprochen hätte, und die bekamen ſie denn auch. Nun war Alles gut, und ſie wollten nach der Kirche fahren; aber da waren die Pferde nicht im Stande, den Wagen fortzuziehen; ſechs Pferde hatten ſie ſchon davor; dann ſpannten ſie acht vor, dann zehn, dann zwölf; aber wie viel ſie auch vorſpannten, und wie ſehr der Kutſcher auch peitſchen mochte, es half Alles nichts, der Wagen rührte ſich nicht vom Fleck. Es war nun ſchon ziemlich ſpät geworden, und zur Kirche wollten und mußten ſie, und wie ſie nun gar keine Möglichkeit ſahen, fortzukommen, waren ſie alle nahe daran, zu verzweifeln. Zuletzt aber ſagte der Amtmann, dort im Walde wohne eine Jungfrau, die hätte ein Kalb, welches — ja, wenn ſie bloß das Kalb geliehen

bekämen, ſagte er, das würde den Wagen ſchon ziehen, und wenn er ſo ſchwer wäre wie ein Berg. Sie meinten nun zwar, es ſähe nicht hübſch aus, mit einem Kalb zur Kirche zu fahren; aber es war einmal kein andrer Rath, ſie muſsten wieder zu der Jungfrau ſchicken und ſie bitten laſſen, ihnen doch das Kalb zu leihen, wovon der Amtmann geſprochen hätte. Die Meiſterjungfer ſagte auch diesmal nicht Nein, ſondern gab dem Boten ſogleich das Kalb. Da ſie es nun vorgeſpannt hatten, ſauſ'te der Wagen davon über Stock und Stein, durch Ruſch und Buſch, ſo daſs ſie kaum Athem holen konnten; bald waren ſie auf der Erde, und bald waren ſie in der Luft; und als ſie zur Kirche kamen, flog der Wagen rund um die Kirche, ſo ſchnell wie ein Haspel, und es gelang ihnen nur mit genauer Noth, herunterzukommen. Auf dem Rückweg aber ging's noch ſchneller, und ſie hatten faſt alle die Beſinnung verloren, als ſie wieder auf dem Schloſshof ankamen.

Als ſie ſich zu Tiſche geſetzt hatten, ſagte der Königsſohn — der, welcher auf dem Rieſenſchloſs geweſen war — es ſchicke ſich nicht anders, als daſs ſie auch die Jungfrau einlüden, die ihnen den Aſchraker, die Halbthür und das Kalb geliehen; „denn hätten wir die drei Dinge nicht erhalten, ſo wären wir noch nicht von der Stelle gekommen," ſagte er. Ja, das, däuchte dem König auch, wäre nicht mehr, als billig, und er ſchickte ſogleich fünf von ſeinen Leuten zu der vergoldeten Hütte mit einem Gruß von ihm, und die Jungfrau möchte doch ſo gut ſein,

und aufs Schloſs kommen und da zu Mittag eſſen. Die Jungfrau aber antwortete: „Grüßt nur den König wieder von mir und ſagt ihm, wenn er ſich zu gut dünke, um ſelbſt zu mir zu kommen, ſo dünke ich mich auch viel zu gut, um zu ihm zu kommen.“ Nun mußte der König ſich denn ſelbſt aufmachen, und da ging die Jungfrau auch ſogleich mit. Der König aber konnte ſich wohl denken, daſs ſie etwas Mehr war, als ſie zu ſein ſchien, und ſetzte ſie darum bei Tafel oben an bei dem jüngſten Bräutigam. Als ſie nun eine Weile geſeſſen hatten, nahm die Meiſterjungfer den Hahn und das Huhn und den goldnen Apfel hervor, welche drei Dinge ſie aus dem Rieſenſchloſs mitgenommen hatte, und legte ſie vor ſich auf den Tiſch hin; und ſogleich fingen der Hahn und das Huhn an, ſich um den goldnen Apfel zu ſchlagen. „Ei ſeht doch, wie die Beiden da um den goldnen Apfel kämpfen!“ ſagte der Königsſohn. „Ja, ſo hatten wir beide damals auch zu kämpfen, um aus dem Berg zu kommen,“ ſagte die Meiſterjungfer. Da erkannte der Königsſohn ſie wieder, und ſeine Freude war unbeſchreiblich; die Trollhexe aber, die ihm den goldnen Apfel zugerollt hatte, ließ er von vier und zwanzig Pferden in Stücke zerreißen, ſo daſs kein Fetzen an ihr ganz blieb; und nun begann erſt die rechte Hochzeit; und der Schulz und der Schreiber und der Amtmann, ſo ſehr ſie ſich auch die Flügel verſengt hatten, waren auch mit dabei und hielten aus bis zuletzt.

17.

Wohl gethan und ſchlecht gelohnt.

Es war einmal ein Mann, der fuhr mit einem Schlitten in den Wald und wollte ſich Holz holen; da begegnete ihm der Bär. „Gieb mir Dein Pferd, oder ſonſt zerreiß ich alle Deine Schafe dieſen Sommer," ſagte der Bär.

„Ach, Gott ſteh mir bei!" ſagte der Mann: „ich habe kein Stück Brennholz mehr im Hauſe; laſs mich bloß erſt dieſen Schlitten heimfahren, denn ſonſt müſſen wir alle todtfrieren; morgen will ich mit dem Pferd wiederkommen." Na, der Bär ließ ihn denn auch fahren; wenn er aber nicht wiederkäme, ſagte er, dann ſollt's kaputt gehen mit all ſeinen Schafen im Sommer.

Der Mann fuhr nun mit ſeinem Holz nach Hauſe; aber er war nicht ſehr vergnügt über den Accord, wie man ſich wohl denken kann. Unterweges begegnete ihm der Fuchs.

„Warum biſt Du ſo betrübt?" fragte der Fuchs ihn.

„Ach, mir iſt der Bär im Wald begegnet," ſagte der Mann: „und ich hab' ihm verſprechen müſſen, ihm morgen

um dieſe Zeit mein Pferd zu bringen; ſonſt wollte er alle meine Schafe dieſen Sommer zerreißen, ſagte er.“ —

„Nichts weiter, als das?“ ſagte der Fuchs: „Willſt Du mir den fettſten Bock aus Deinem Stall geben, ſo will ich Dich von dem Bären befreien.“

Ja, das wollte der Mann gern und gab dem Fuchs ſein Wort.

„Wenn Du nun morgen mit Deinem Pferd zu dem Bären kommſt,“ ſagte der Fuchs: „ſo werde ich dort oben auf dem Berg juchen, und wenn dann der Bär Dich fragt: „Was iſt Das?“ dann ſollſt Du ſagen: „Das iſt Peter der Schütz, der beſte Jäger im ganzen Land;“ und nachher wirſt Du Dir ſchon ſelbſt weiter helfen.“

Als nun am andern Tag der Mann mit ſeinem Pferd zu dem Bären in den Wald kam, hörte man es bald oben auf dem Berg juchen.

„Horch! Was iſt Das?“ ſagte der Bär.

„O, das iſt Peter der Schütz, der beſte Jäger im ganzen Land,“ ſagte der Mann: „ich kenne ihn an der Stimme.“ —

„Haſt Du keinen Bären hier geſehen, Erich?“ rief es durch den Wald.

„Sag' Nein,“ ſagte der Bär.

„Nein, ich habe keinen Bären geſehen,“ ſagte Erich.

„Was iſt denn Das, was da neben Dir ſteht?“ rief es im Walde.

„Sag', es iſt ein alter Kienſtamm,“ flüſterte der Bär.

„O, es iſt nur ein alter Kienſtamm,“ ſagte Erich.

„Solche Kienſtämme pflegen wir bei uns auf den Schlitten zu werfen," rief es im Walde: „Kannſt Du's nicht allein, ſo will ich kommen und Dir helfen." —

„Sag', Du kannſt Dir ſchon ſelbſt helfen, und wirf mich auf den Schlitten," ſagte der Bär.

„Nein, danke! ich kann mir ſchon ſelbſt helfen," ſagte der Mann und warf den Bären auf den Schlitten.

„Solche Kienſtämme pflegen wir nachher mit dem Strick feſtzubinden," rief es im Walde: „Soll ich Dir helfen?" —

„Sag', Du kannſt Dir ſchon ſelbſt helfen, und binde mich feſt," ſagte der Bär.

„Nein, danke! ich kann mir ſchon ſelbſt helfen," ſagte der Mann und band den Bären feſt mit all den Stricken, die er bei ſich hatte, ſo daſs er kein Glied rühren konnte.

„Und nachher, wenn wir ſie feſtgebunden haben, pflegen wir in ſolche alte Kienſtämme unſre Art zu hauen," rief's im Walde: „dann ſteuern wir beſſer über die großen Berge." —

„Thu', als ob Du Deine Art in mich hau'teſt," flüſterte der Bär.

Da nahm der Mann ſeine Art und zerſpaltete damit dem Bären die Hirnſchale, ſo daſs er nicht mehr muckſ'te. Darauf kam Reineke hervor, und ſie wurden gute Freunde mit einander.

Als ſie nicht mehr weit von dem Gehöft waren, ſagte der Fuchs: „Ich habe keine Luſt, Dir weiter zu folgen, denn ich kann Deine Hunde nicht gut vertragen;

ich will aber hier auf Dich warten, dann kannſt Du mir den Bock herbringen; nimm aber einen, der brav fett iſt.“

Der Mann gab ihm ſein Verſprechen und dankte ihm für ſeine Hülfe; und als er ſein Pferd in den Stall gezogen hatte, ging er hinüber zu dem Schafſtall.

„Wo willſt Du hin?“ fragte ſeine Frau.

„O, ich will nur in den Schafſtall und einen fetten Bock für den Fuchs holen, der mein Pferd gerettet hat,“ ſagte der Mann: „denn ich hab' es ihm verſprochen.“ —

„Der Henker ſollte dem Schelm einen Bock geben!“ ſagte die Frau: „Unſer Pferd haben wir ja und den Bären dazu, und der Fuchs hat uns gewiſs ſchon mehr Gänſe geſtohlen, als der Bock werth iſt, und hat er's noch nicht gethan, ſo kann er's wohl noch thun. Nein,“ ſagte ſie: „ſteck lieber ein Paar von Deinen böſeſten Hunden in den Sack und ſchick ihm die auf den Pelz, dann werden wir den alten Schelm vielleicht dazu los.“

Das ſchien dem Mann ein guter Rath, und er ſteckte zwei ſeiner böſeſten Hunde in den Sack und damit ging er fort.

„Haſt Du den Bock?“ fragte der Fuchs.

„Ja, komm und nimm ihn!“ ſagte der Mann, machte ſeinen Sack auf und ließ die Hunde heraus.

„Houf!“ ſagte der Fuchs und nahm einen Satz: „es iſt wohl wahr, was ein altes Sprichwort ſagt: „Wohl gethan wird ſchlecht gelohnt,““ und ſchwang die Ferſen, während die Hunde hinter ihm drein waren.

18.

Treu und Untreu.

Es waren einmal zwei Brüder, der eine hieß Treu, und der andere hieß Untreu. Treu war immer gut und aufrichtig gegen Jedermann, aber Untreu war böse und voller Lügen, so daſs Niemand auf ſein Wort bauen konnte. Die Mutter war Wittwe und hatte nur kümmerlich zu leben; darum muſsten die Söhne, als ſie herangewachſen waren, in die Welt auswandern, um ſich ihr Brod zu verdienen, und jedem von ihnen gab ſie einen Schnappſack mit Eſſen auf den Weg.

Als ſie nun ſo lange fortgewandert waren, bis es Abend wurde, ſetzten ſie ſich auf einen vom Sturm umgeworfenen Baum im Walde nieder, und jeder nahm ſeinen Schnappſack hervor. „Willſt Du, wie ich," ſagte Untreu: „ſo wollen wir erſt aus Deinem Sack eſſen, ſo lange Was drin iſt, naher eſſen wir aus meinem." Ja, Treu war's zufrieden, that ſeinen Schnappſack auf, und ſie fingen an zu eſſen; aber all das Schönſte und Beſte pfropfte Untreu in ſich hinein, und Treu bekam nur die Schwar-

ten und die angebrannte Rinde. Am Morgen war Treu wieder der Wirth und am Mittag auch; da ward aber ſein Schnappſack ganz leer. Als ſie nun ſo lange gegangen waren, bis es wieder Abend wurde, und der Hunger ſich einſtellte, wollte Treu mit aus ſeines Bruders Schnappſack eſſen; aber Untreu ſagte, das Eſſen wäre ſein, und er hätte nicht Mehr, als er ſelbſt gebrauche. „Ich hab' Dich aber doch aus meinem Schnappſack eſſen laſſen, ſo lange was drin war," ſagte Treu. „Ja, warum biſt ein ſolcher Narr geweſen und haſt das gethan?" ſagte Untreu: „Nun kannſt Du Dir den Mund lecken, wenn Du nichts Andres haſt" — „Untreu heißt Du, und untreu biſt Du, und das biſt Du all Dein Lebtag geweſen," ſagte Treu. Als Untreu das hörte, gerieth er ſo in Wuth, daſs er auf den Bruder zurannte, und ihm die Augen aus dem Kopf ſtach. „Nun kannſt Du ſehen, welche Leute treu, und welche untreu ſind, Du Blindekuh!" ſagte er, und damit ging er fort.

Der arme Treu ging nun und tappte blind und allein im dicken Wald umher und wuſste nicht, Was er anfangen ſollte. Endlich kam er zu einem groſsen Lindenbaum und da kletterte er hinauf, um nur die Nacht über im Schutz vor den wilden Thieren zu ſein. „Wenn morgen die Vögel ſingen, dann iſt es Tag," dachte: er „und dann muſs ich zuſehen, daſs ich weiter komme." Als er aber eine Weile da geſeſſen hatte, hörte er, daſs Jemand unter den Baum kam und anfing zu kochen und zu braten; und es dauerte nicht lange, ſo kamen noch Mehr, und

als ſie einander grüßten, hörte er, daſs es der Bär, der Wolf, der Fuchs und der Haſe waren, die wollten den St. Johannistag feiern.

Sie fingen nun an zu eſſen und zu trinken und thaten ſich gütlich; und als ſie damit fertig waren, ſetzten ſie ſich hin und ſchwatzten mit einander. Darauf ſagte der Fuchs: „Wir wollen einander Geſchichten erzählen.“ Der Vorſchlag gefiel, und der Bär begann zuerſt, denn der war der Vornehmſte. „Der König von England,“ ſagte er: „hat ſchlechte Augen: er kann faſt nicht einen Ellbogen weit vor ſich ſehen; aber wenn er des Morgens auf dieſe Linde ſtiege, während der Thau auf den Blättern ſitzt, und ſich damit die Augen beſtriche, ſo würde er wieder eben ſo gut ſehen lernen, als er's zuvor gekonnt hat.“ „Ja,“ ſagte der Wolf: „der König von England hat auch eine taubſtumme Tochter; aber wüßte er, Was ich weiß, ſo wäre ihr bald geholfen: Als ſie nämlich voriges Jahr zum Abendmahl ging, ſpuckte ſie das Altarbrod wieder aus, und da kam eine große Kröte und verſchlang es. Wenn ſie jetzt nur in der Kirche unter dem Fußboden nachgrüben, ſo würden ſie die Kröte finden; denn die ſitzt unter dem Altar, und das Brod ſteckt ihr noch im Halſe; und wenn ſie dann die Kröte aufſchnitten und das Brod der Prinzeſſinn zu eſſen gäben, ſo würde ſie wieder eben ſo gut hören und ſprechen lernen, als andre Leute.“ — „Ja, ja,“ ſagte der Fuchs: „wenn der König von England wüßte, Was ich weiß, dann hätte er nicht ſo ſchlechtes Waſſer in ſeinem Schloſshof; denn unter dem großen

Stein mitten im Hof iſt das klarſte Brunnenwaſſer, das man ſich nur wünſchen kann, wenn er bloß ſo klug wäre und da nachgrübe.“ — „Ja,“ ſagte der Haſe: „der König von England hat den ſchönſten Obſtgarten im ganzen Lande, aber er trägt ihm keinen Apfel, denn es liegt eine ſchwere goldene Kette dreimal rund um den Garten vergraben; wenn er aber die herausgrübe, ſo würde es der ſchönſte Garten im ganzen Reich werden.“ — „Nun iſt es ſchon ſpät in der Nacht, und wir thun am beſten, wir gehn wieder nach Hauſe,“ ſagte der Fuchs; und damit gingen Alle ihres Weges.

Als ſie fort waren, ſchlief Treu, der oben in der Linde ſaß, ſogleich ein; aber ſowie am Morgen die Vögel zu ſingen begannen, erwachte er wieder, und nun nahm er von dem Thau, der auf den Blättern ſaß, und beſtrich ſich damit die Augen, und als er das gethan hatte, konnte er wieder eben ſo gut damit ſehen, als zuvor, eh' Untreu ſie ihm ausgeſtochen. Nun ging er gradesweges auf's Schloſs zu dem König von England und bat um Arbeit, und die bekam er denn auch. Eines Tages kam der König hinaus auf den Hof, und als er da eine Weile auf- und abgegangen war, wollte er Etwas zu trinken haben aus ſeinem Brunnen, denn es war ſehr heiß den Tag; als ſie aber das Waſſer aufſchöpften, war es ganz ſchlammig und trübe. Darüber ward der König ärgerlich und ſprach: „Ich bin der Einzige in meinem Reich, der ſchlechtes Waſſer in ſeinem Hof hat, und doch muß ich es weit unter Berg und Thal herleiten.“ — Treu aber

ſprach zu ihm: „Wenn Du mir nur etliche Leute zu Hülfe geben wollteſt, damit ich den großen Stein aufbrechen könnte, der mitten in Deinem Hof liegt, dann ſollteſt Du ſchon reines und gutes Waſſer bekommen, und das ſo viel Du nur wünſchen magſt.“ Dazu war der König ſogleich bereit; und kaum hatten die Leute den Stein aufgebrochen und eine Weile gegraben, ſo ſprang das Waſſer in hellen Strahlen in die Höhe, und klareres Waſſer fand man nicht in ganz England.

Einige Zeit darnach war der König eines Tages wieder auf dem Hof; da ſchoſs plötzlich ein großer Habicht auf ſeine Hühner herab, und Alle klatſchten in die Hände und riefen: „Da iſt er! da iſt er!“ Der König griff nach ſeiner Büchſe und wollte den Habicht ſchießen; aber er konnte nicht ſo weit ſehen. Darüber war er ſehr betrübt und ſprach: „Wollte Gott, daſs mir nur Jemand einen guten Rath für meine Augen geben könnte! Ich glaube, ich werde am Ende noch ganz blind.“ — „Ich will Dir wohl ſagen, wie Dir zu helfen iſt,“ ſagte Treu, und erzählte ihm von dem wunderthätigen Thau auf der Linde, wodurch er ſelbſt einmal ſein Geſicht wieder erlangt hätte. Und der König begab ſich noch denſelben Abend nach dem Wald und ſchlief die Nacht über auf der Linde; und als er ſich darauf am Morgen mit dem Thau, der auf den Blättern ſaß, die Augen beſtrichen hatte, da konnte er wieder eben ſo gut ſehen, als zuvor. Aber von der Zeit an hielt der König von Keinem mehr, als von Treu, und er muſste immer um ihn ſein, wo er nur ging und ſtand.

Eines Tages gingen ſie zuſammen im Garten ſpazieren. „Ich weiß nicht, woher es kommt,“ ſagte der König: „aber Keiner in meinem ganzen Lande hat ſo Viel auf ſeinen Garten verwendet, als ich, und doch kann ich keinen einzigen Baum ſo weit bringen, daſs er auch nur einen Apfel trägt.“ Da ſagte Treu zu dem König: „Willſt Du mir Das geben, was dreimal rund um Deinen Garten liegt, und auch ſo viel Leute, um es aufzugraben, dann ſollen die Bäume in Deinem Garten bald Früchte genug tragen.“ Ja, das wollte der König gern. Treu bekam Leute zum Graben, ſo viel er nur wollte; und als ſie eine Weile gegraben hatten, trafen ſie auf die goldne Kette, die dreimal rund um den ganzen Garten ging; und als ſie die herausgegraben hatten, fingen auch die Bäume im Garten an, Früchte zu tragen, und trugen bald ſo viel, daſs die Zweige bis an die Erde herunterhingen. Treu war nun ein reicher Mann, weit reicher als der König ſelbſt; aber dieſer freu'te ſich bloß, daſs nun die Bäume in ſeinem Garten ſo ſchöne Früchte trugen.

Eines Tages gingen Treu und der König zuſammen und ſchwatzten von Dieſem und Jenem; da kam grade die Prinzeſſinn an ihnen vorüber, und der König wurde ganz betrübt, als er ſie ſah, und ſprach: „Iſt es nicht Jammer und Schade, daſs eine ſo ſchöne Prinzeſſinn, wie meine Tochter iſt, des Gehörs und der Sprache beraubt ſein muſs?“ — „Dafür wäre wohl Rath,“ meinte Treu. Als der König das hörte, ward er ſo froh, daſs er dem Burſchen die

Prinzeſſinn und das halbe Reich verſprach, wenn er ihr bloß das Gehör und die Sprache wieder verſchaffen könne. Treu aber nahm ein paar Leute mit ſich in die Kirche und grub die Kröte heraus, die dort unter dem Altar ſaß, ſchnitt ihr den Rachen auf, nahm das Brod heraus und gab es der Königstochter zu eſſen — und ſowie ſie das gegeſſen hatte, konnte ſie wieder eben ſo gut hören und ſprechen, wie andre Leute.

Nun war es ſo weit, daß Treu die Prinzeſſinn heirathen ſollte, und es wurde zur Hochzeit angerichtet; das ſollte aber eine Hochzeit werden, wovon man ſich im ganzen Lande zu erzählen hätte. Während ſie nun Alle luſtig waren und ſangen und tanzten, kam ein armer Bettler vor die Thür und bat um ein Wenig zu eſſen; aber er hatte ſo lumpige Kleider an und ſah ſo entſetzlich elend aus, daß Alle ſich vor ihm kreuzten. Treu aber erkannte ihn ſogleich und ſah, daß es ſein Bruder Untreu war. „Kennſt Du mich nicht?“ fragte Treu ihn. „Ach, wo ſollte ich wohl einen ſo großen Herrn geſehen haben, wie Ihr ſeid?“ ſagte Untreu. „Geſehen haſt Du mich allerdings,“ ſagte Treu: „denn das war ich, dem Du vor einem Jahr die Augen ausſtachſt. Untreu heißt Du und untreu biſt Du; das ſagte ich Dir damals, und das ſag' ich Dir auch noch jetzt; Du biſt aber deſſen ungeachtet mein Bruder, und darum ſollſt Du nicht hungrig von dannen gehen, ſondern zu eſſen und zu trinken haben, und darnach kannſt Du Dich zu der Linde begeben, auf der ich voriges Jahr in der Nacht ſaß — und erfährſt Du dann Etwas, das

zu Deinem Heil dienen kann, so ist es gut für Dich.“ Untreu ließ die Worte nicht verloren sein. „Hat Treu, weil er eine Nacht auf der Linde saß, ein solches Glück davon getragen, daſs er binnen einem Jahr König von halb England geworden ist, so — Wer weiß“ — dachte er und machte sich auf den Weg nach dem Walde und stieg auf die Linde. Er hatte noch nicht lange da gesessen, so kamen die Thiere unter dem Baum zusammen, aßen und tranken und feierten den St. Johannistag. Als sie nun genug gegessen und getrunken hatten, machte der Fuchs wieder den Vorschlag, daſs sie einander Geschichten erzählen wollten, und da kannst Du Dir wohl denken, wie Untreu die Ohren spitzte. Aber der Bär war das Mal verdrießlich, brummte und sprach: „Es hat Jemand ausgeschwatzt, Was wir uns voriges Jahr erzählten, und darum wollen wir jetzt schweigen von Dem, was wir wissen!“ und darauf sagten die Thiere einander gute Nacht und gingen ihres Weges; und Untreu war nicht klüger geworden, als zuvor, das macht, weil er Untreu hieß und weil er untreu war.

19.

Peter und Paul und Esben Aschenbrödel.

Es war einmal ein Mann, der hatte drei Söhne, die hießen Peter und Paul und Esben Aschenbrödel; aber weiter als die drei Söhne hatte er auch Nichts in der Welt, ja, er war so arm, daſs er nicht einmal einen Knopf an seinem Rock hatte, und darum sagte er oft und alle Tage zu den Burschen, sie sollten fort in die Welt und sich ihr Brod verdienen, denn zu Hause bei ihm müſsten sie doch am Ende nur todt hungern. Nun sollst Du mal hören, wie zuletzt die Burschen auf den Trab kamen; das ging nämlich so zu:

Nicht weit davon, wo der Mann wohnte, lag ein Königsschloſs, und grade vor den Fenstern des Königs stand eine Eiche, die war so groß und so dick, daſs sie alles Licht wegnahm, so daſs die Sonne nicht ins Zimmer scheinen konnte. Darum hatte der König Demjenigen, der die Eiche umhauen könnte, viel Geld versprochen; aber dazu

taugte Keiner; denn ſobald Einer nur einen Span von dem Stamm abhau'te, wuchs gleich wieder noch einmal ſo Viel daran. Ferner wollte der König einen Brunnen gegraben haben, der ſollte das ganze Jahr hindurch Waſſer halten; denn alle Großen in ſeinem Reich hatten Brunnen, nur er hatte keinen, und das, däuchte dem König, wäre doch Unrecht. Wer ihm nun einen ſolchen Brunnen graben konnte, der das ganze Jahr hindurch Waſſer hielt, dem hatte er Geld und auch noch viele andre Dinge verſprochen; aber Keiner konnt' es zu Stande bringen, denn das Schloſs lag oben auf einem Berg, und kaum hatte man einige Zoll tief in die Erde gegraben, ſo kam man auf den harten Felsboden. Da ſich aber der König einmal in den Kopf geſetzt hatte, daſs die Sache zu Stande gebracht werden ſollte, ſo ließ er zuletzt weit und breit bekannt machen in ſeinem ganzen Land, daſs Der, welcher die große Eiche vor dem Schloſs umhauen, und einen Brunnen graben könnte, der das ganze Jahr hindurch Waſſer hielt, die Prinzeſſinn und das halbe Reich haben ſollte. Nun kann man ſich wohl denken, daſs Viele kamen, um ihr Glück zu verſuchen; aber was ſie auch hauen und ſägen und hacken und graben mochten, es half Alles nichts: die Eiche wurde bei jedem Hieb nur noch dicker, und der Felsboden wurde nicht weicher. Endlich wollten die drei Brüder auch fort und ihr Glück verſuchen, und damit war der Vater wohlzufrieden; denn bekämen ſie auch nicht die Prinzeſſinn und das halbe Reich, dachte er, ſo könnten ſie doch wohl bei irgend einem

braven Mann in Dienſt kommen, und Mehr wünſchte er nicht; und als darum die Brüder davon anfingen, daſs ſie zu dem Königsſchloſs wollten, ſagte der Vater auch gleich Ja, und darauf machten Peter und Paul und Esben Aſchenbrödel ſich auf den Weg.

Als ſie ein Ende gegangen waren, kamen ſie an einem mit Tannen bewachſenen Berg vorbei, und oben da hau'te und hau'te es. „Das wundert mich, daſs es da oben auf dem Berg ſo hau't, ſagte Esben Aſchenbrödel. „Du biſt immer gleich bei der Hand mit Deinem Verwundern," ſagten Peter und Paul: „iſt das zu verwundern, daſs ein Holzhauer da auf dem Berg hau't?" — „Ja, ich möchte aber doch wiſſen, Was es iſt," ſagte Esben Aſchenbrödel, und ging hinauf. „Wenn Du ein ſolcher Narr biſt, ſo ſieh zu, dann wirſt Du's erfahren!" riefen die Brüder ihm nach; aber Esben bekümmerte ſich nicht darum, ſondern ging grade nach dem Ort hin, wo er es hauen hörte, und da ſah er nun eine Axt, welche ganz allein da ſtand und an einer Tanne hau'te. „Was ſtehſt Du hier ganz allein und hau'ſt?" fragte Esben Aſchenbrödel. „Ach, nun hab' ich hier geſtanden und gehau't manchen lieben Tag, und hab' nur auf Dich gewartet," ſagte die Axt. „Gut, nun bin ich hier," ſagte Esben, ſchlug die Axt von dem Helſt herunter und ſteckte ſie in ſeinen Schnappſack. Als er nun wieder zu ſeinen Brüdern kam, machten ſie ſich über ihn luſtig und fragten: „Na, was war denn Das für Schönes, was Du da oben

ſah'ſt?" — „O, es war bloß eine Axt," ſagte Esben.

Als ſie nun ein Ende weiter gegangen waren, kamen ſie wieder zu einem Berg, und oben da hörten ſie es hacken und graben. „Das wundert mich," ſagte Esben; „ich möchte doch wohl wiſſen, Was es iſt, das da ſo hackt und gräbt." — „Du biſt immer gleich bei der Hand mit Deinem Verwundern," ſagten Peter und Paul: „haſt Du denn nie die Vögel auf den Bäumen hacken und bicken hören?" — „Ja, aber ich hätte doch Luſt, zu ſehen, Was es iſt," ſagte Esben und bekümmerte ſich nicht darum, daſs die Andern ihn wieder auslachten, ſondern ging gradezu auf den Berg. Dort oben ſah er nun eine Steinhacke, die ſtand da ganz allein und hackte und grub. „Guten Tag!" ſagte Esben Aſchenbrödel: „Was ſtehſt Du hier ganz allein und hackſt und gräbſt?" — „Ach, nun hab' ich hier geſtanden und gehackt und gegraben manchen lieben Tag und habe nur auf Dich gewartet," ſagte die Hacke. „Gut, nun bin ich hier," ſagte Esben, ſchlug die Hacke vom Stiel herunter, ſteckte ſie in ſeinen Schnappſack, und damit ging er wieder fort. „Das war wohl was Schönes, was Du da oben ſah'ſt," ſagten Peter und Paul zu ihm, als er ſie wieder eingeholt hatte. „O, es war nur eine Steinhacke," ſagte Esben Aſchenbrödel.

Nun gingen ſie ein gutes Ende weiter, bis ſie endlich zu einem Bach kamen, und da nun alle Drei durſtig waren von der Reiſe, legten ſie ſich nieder, um zu trinken. „Mich wundert nur dieſer Bach," ſagte Aſchenbrödel: „ich

möchte doch wohl wiſſen, wo das Waſſer herkommt.“ — „Mich wundert nur, daſs Du nicht recht im Kopf biſt!“ ſagten Peter und Paul: „biſt Du aber noch nicht verrückt, ſo wirſt Du es wohl vor lauter Verwunderung bald werden. Haſt Du denn noch nie gehört, daſs das Waſſer aus der Erde quillt?“ — „Ja aber ich hätte doch Luſt, zu ſehen, wo es herkommt,“ ſagte Esben Aſchenbrödel, und damit ging er an dem Bach entlang und bekümmerte ſich nicht darum, daſs ſeine Brüder hinter ihm herriefen und ihn auslachten. Als er nun ein weites Ende gegangen war, wurde der Bach ſchmäler und immer ſchmäler, und endlich ſah er da eine große Wallnuſs liegen, aus der ſickerte das Waſſer heraus. „Guten Tag,“ ſagte Esben: „Was liegſt Du hier ſo allein und ſickerſt?“ — „Ach, nun hab' ich hier gelegen und geſickert manchen lieben Tag und habe nur auf auf Dich gewartet,“ ſagte die Wallnuſs. „Gut, nun bin ich hier,“ ſagte Esben, nahm einen Flauſch Moos und ſtopfte es in das Loch, ſo daſs das Waſſer nicht heraus konnte, und dann ſteckte er die Wallnuſs in ſeinen Schnappſack und ging wieder zurück zu ſeinen Brüdern. „Nun haſt Du wohl geſehen, wo das Waſſer herkommt; das ſah wohl hübſch aus, kann ich mir denken,“ ſagten Peter und Paul. „O, es war bloß ein Loch, wo es herausfloſs, ſagte Esben Aſchenbrödel, und die Brüder lachten und machten ſich über ihn luſtig; aber Esben bekümmerte ſich nicht darum, ſondern ſagte bloß: „Ich hatte nun einmal meine Luſt daran, es zu ſehen.“

Als ſie nun noch etwas weiter gegangen waren, ka-

men ſie zu dem Königsſchloſs. Aber da nun ſo viele Leute gehört hatten, daſs ſie die Prinzeſſinn und das halbe Reich gewinnen könnten, wenn ſie es zu Stande brächten, die große Eiche umzuhauen und einen Brunnen im Schloſshof zu graben, der immer Waſſer hielt, ſo waren ſchon ſo Viele gekommen, die ihr Glück verſucht hatten, daſs die Eiche noch einmal ſo groß und dick geworden war, als vorher; denn Du erinnerſt Dich wohl noch, daſs immer doppelt ſo Viel wieder auswuchs, als man mit der Axt abhau'te. Darum hatte der König nun die Strafe ausgeſetzt, daſs wenn künftig Einer ſein Glück verſuchen wollte und die Eiche nicht umhauen könnte, ihm beide Ohren abgeſchnitten werden ſollten, und darnach ſollte er auf eine Inſel hinausgebracht werden, die mitten im Meer lag. Aber die beiden Brüder ließen ſich dadurch nicht abſchrecken, ſie meinten, ſie wollten die Eiche ſchon umhauen, und Peter, welcher der älteſte war, ſollte zuerſt den Verſuch machen. Aber es ging ihm nicht beſſer, als all den Andern, die vor ihm ihr Glück verſucht hatten; denn für jeden Span, den er abhieb, wuchs gleich noch einmal ſo Viel wieder daran. Da nahmen die Leute des Königs ihn bei den Schlafitten und brachten ihn hinaus auf die Inſel, nachdem ſie ihm vorher beide Ohren abgeſchnitten hatten. Nun wollte ſich Paul daran machen; aber dem gings um Nichts beſſer. Als er zwei bis drei Hiebe gethan hatte, und die Leute ſahen, daſs die Eiche nur noch größer wurde, nahmen ſie ihn ebenfalls beim Kragen und brachten ihn hinaus auf die Inſel; ihm aber ſchnitten ſie die Ohren noch dichter beim Kopf ab, weil

er der Bruder von dem Andern war. Nun wollte ſich Esben Aſchenbrödel daran machen. „Möchteſt Du gern ausſehen, wie ein gemerktes Schaf, ſo wollen wir Dir lieber die Ohren gleich abſchneiden, dann ſparſt Du die Mühe," ſagte der König und war gewaltig böſe auf ihn, von wegen ſeiner Brüder. „Ich hätte doch Luſt, erſt mein Glück zu verſuchen," ſagte Esben, und das durften ſie ihm denn nicht verwehren. Er nahm nun ſeine Axt aus dem Schnappſack, ſteckte ſie wieder auf den Helft und ſprach dann: „Hau ſelber!" und ſogleich fing die Axt an zu hauen, daſs nur die Späne ſo flogen, und da dauerte es nicht lange, ſo war die Eiche herunter. Wie das gethan war, nahm Esben ſeine Hacke hervor, ſteckte ſie wieder an den Stiel, und ſprach dann: „Grabe und hacke ſelbſt!" und ſogleich fing die Hacke an zu graben und zu hacken, daſs Erde und Steine umherflogen, und da kann man ſich denn wohl denken, daſs der Brunnen tief genug werden muſste. Als Esben ihn ſo tief und ſo groß hatte, wie er ihn haben wollte, nahm er ſeine Wallnuſs und legte ſie unten auf den Boden, dann zog er das Moos wieder aus dem Loch und ſprach: „Fang' nun an zu ſickern!" Da fing die Wallnuſs an zu ſickern, daſs nur das Waſſer ſo ſtrömte, und da dauerte es nicht lange, ſo war der Brunnen bis an den Rand voll. So hatte nun Esben Aſchenbrödel die Eiche umgehauen, die vor den Fenſtern des Königs ſchattete, und einen Brunnen im Schloſshof gegraben, der beſtändig Waſſer hielt; und da

bekam er die Prinzeſſinn und das halbe Reich, ſo wie der König es verſprochen hatte. Gut war es, daſs Peter und Paul ihre Ohren verloren hatten, denn ſonſt hätten ſie es immer und alle Tage hören müſſen, daſs Esben Aſchenbrödel ſich doch nicht ſo ſchlecht gewundert hatte.

20.

Die Mühle, die auf dem Meergrunde mahlt.

Es waren mal in uralter Zeit zwei Brüder, der eine war reich, und der andre war arm. Als nun das Weihnachtsfeſt herankam, hatte der arme keinen Biſſen Fleiſch, noch Brod im Hauſe, ging darum zu ſeinem Bruder und bat ihn um eine Kleinigkeit in Gottes Namen. Nun war es aber nicht das erſte Mal, daſs der reiche Bruder dem armen Etwas gegeben hatte, und er war daher eben nicht ſonderlich froh, als er ihn kommen ſah. „Willſt Du thun, Was ich Dir ſage," ſprach er: „ſo ſollſt Du einen ganzen Schinken haben, ſo wie er im Rauch hangt." Ja, das wollte der Arme gern und bedankte ſich. „Da haſt Du ihn!" ſagte der Reiche, indem er ihm den Schinken zuwarf: „und geh nun zur Hölle!" — „Hab' ich es verſprochen, ſo muſs ich es thun," ſagte der Andre, nahm den Schinken und ging fort. Er wanderte wohl den ganzen Tag, und als es dunkel wurde, erblickte er vor ſich einen hellen Lichtſchimmer. „Hier muſs es ſein!" dachte er. Etwas weiter hin im Walde aber ſtand ein alter Mann mit einem langen weißen Bart und hau'te Holz.

„Guten Abend!“ ſagte Der mit dem Rauchſchinken. „Guten Abend! Wo willſt Du hin?“ ſagte der Mann. „O, ich wollte nur zur Hölle, aber ich weiß nicht, ob ich recht gegangen bin,“ verſetzte der Arme. „Ja, Du biſt ganz recht,“ ſagte der alte Mann: „denn das hier iſt die Hölle,“ und weiter ſagte er: „Wenn Du nun hineinkommſt, dann werden ſie Dir wohl alle Deinen Schinken abkaufen wollen, denn Schweinfleiſch iſt ein ſeltnes Gericht in der Hölle; aber Du ſollſt ihn für kein Geld verkaufen, ſondern ſollſt dafür die alte Handmühle verlangen, die hinter der Thür ſteht. Wenn Du dann wieder herauskommſt, will ich Dir auch lehren, wie Du ſie ſtellen muſſt; denn die Mühle iſt zu Etwas gut, muſſt Du wiſſen.“ Der Mann mit dem Schinken dankte für guten Beſcheid und klopfte beim Teufel an.

Als er hineintrat, geſchah es, wie der Alte ihm geſagt hatte: alle Teufel, groß und klein, kamen um ihn herum, und der eine überbot immer den andern auf den Rauchſchinken. „Es war freilich meine Abſicht, ihn zum Weihnachts-Heiligen-Abend mit meinem Weib zu verſchmauſen;“ ſagte der Mann: „aber weil Ihr alle ſo erpicht darauf ſeid, will ich ihn Euch wohl überlaſſen; aber ich verkaufe ihn für keinen andern Preis, als für die alte Handmühle, die da hinter der Thür ſteht.“ Damit wollte aber der Teufel nicht gern heraus, und er dung und feilſchte mit dem Mann; aber der blieb bei Dem, was er geſagt hatte, und da muſste ihm denn der Teufel endlich die Mühle überlaſſen. Als der Mann nun wieder aus

der Hölle herausgekommen war, fragte er den alten Holzhauer, wie er denn die Mühle ſtellen müſſe, und als der es ihm geſagt hatte, bedankte er ſich und machte ſich wieder auf den Heimweg; aber wie ſehr er auch ausholte, ſo kam er doch nicht eher, als nachts um zwölf Uhr zu Hauſe an.

„Aber wo in aller Welt biſt Du denn eigentlich geweſen?“ ſagte ſeine Frau, als er eintrat: „Ich hab' hier geſeſſen und gewartet von einer Stunde zur andern und habe nicht einmal zwei Holzſplitter kreuzweis über einander unter den Grützkeſſel zu legen, damit ich uns ein Weihnachtseſſen koche.“ — „O,“ ſagte der Mann: „ich konnte nicht gut eher kommen, denn ich hatte ein Geſchäft zu beſorgen und mußte deßhalb einen weiten Weg machen; aber nun ſollſt Du mal ſehen, Was ich uns mitgebracht habe!“ und damit ſtellte er die Mühle auf den Tiſch hin und ließ ſie mahlen, erſt Lichter, dann ein Tiſchtuch, und darnach Eſſen und Bier und Alles, was zu einem guten Weihnachtsſchmaus gehört; und ſo wie er es der Mühle befahl, ſo mahlte ſie. Seine Frau ſtand da und kreuzte ſich das eine Mal über das andre und wollte durchaus wiſſen, wo der Mann die Mühle herbekommen hätte; aber damit wollte er nicht heraus: „Es kann ganz einerlei ſein, woher ich ſie habe, Frau,“ ſagte er: „Du ſiehſt, daſs die Mühle gut iſt, und daſs das Mahlwaſſer nicht all wird, und das iſt Genug,“ und er mahlte Eſſen und Trinken und Alles, was gut ſchmeckt, für das ganze Weihnachtsfeſt, und am dritten Tag bat er ſeine Freunde zu ſich,

denn er wollte ihnen einen Gaſtſchmaus geben. Als der reiche Bruder ſah, Was da alles zum Schmaus bereit ſtand, lief es ihm heiß und kalt über die Haut, weil er ſeinem Bruder durchaus Nichts gönnte. „Am Weihnachts-Abend," ſagte er zu den Andern: „war er noch ſo bettelarm, daſs er zu mir kam und mich um eine Kleinigkeit in Gottes Namen bat, und nun auf einmal läſſt er's drauf gehen, als wenn er Graf, oder König geworden wäre. — Wo zum ewigen Satan! haſt Du all den Reichthum herbekommen?" fragte er den Bruder. „Hinter der Thür," ſagte der, denn er hatte keine Luſt, ihm zu beichten; aber gegen Abend, als er ein wenig in den Krüſel bekommen hatte, konnte er ſich nicht länger halten, ſondern kam mit der Mühle zum Vorſchein. „Da ſiehſt Du die Gans, die mir all den Reichthum gebracht hat," ſagte er und ließ die Mühle bald Dies, bald Jenes mahlen. Als der Bruder das ſah, wollte er ihm die Mühle durchaus abkaufen; aber der Andre wollte ſich anfangs gar nicht dazu verſtehen; endlich aber, wie der Bruder ſo ſehr darum anhielt, ſollte er ſie denn für dreihundert Thaler haben; aber bis zum Heumonat, das bedung er ſich aus, wollte er ſie noch behalten; „denn," dachte er: „hab' ich ſie noch ſo lange, kann ich mir Eſſen damit mahlen für manches liebe Jahr." In dieſer Zeit nun wurde die Mühle, wie man ſich wohl denken kann, nicht roſtig, und als der Heumonat herankam, erhielt der Bruder ſie; aber der Andre hatte ſich wohl gehütet, ihm zu ſagen, wie er ſie ſtellen müſste. Es war am Abend,

als der Reiche die Mühle nach Hauſe brachte, und am Morgen ſagte er zu ſeiner Frau, ſie ſollte mit den Schnittern ins Feld gehen und das Heu hinter ihnen kehren, er wolle derweile das Mittagseſſen bereiten. Als es nun ſo gegen Mittag war, ſtellte er die Mühle auf den Küchentiſch hin. „Mahl Hering und Milchſuppe, daſs es Art hat!“ ſprach er. Da fing die Mühle an zu mahlen Hering und Milchſuppe, erſt alle Schüſſeln und Grapen voll, und nachher ſo viel, daſs die ganze Küche davon ſchwamm. Der Mann ſtellte und dreh'te die Mühle; aber wie er ſie auch handthieren mochte, ſo hielt die Mühle nicht auf, zu mahlen, und zuletzt ſtand die Milchſuppe ſchon ſo hoch, daſs der Mann nahe daran war, zu ertrinken. Nun riſs er die Stubenthür auf; aber es dauerte nicht lange, ſo hatte die Mühle auch die Stube vollgemahlt, und nur mit genauer Noth konnte der Mann noch die Thürklinke in der Fluth von lauter Milchſuppe erfaſſen. Wie er nun die Thür aufgemacht hatte, ſtürzte er hinaus ins Freie, und Hering und Milchſuppe immer hinter ihn drein, ſo daſs der ganze Hof und das Feld davon ſtrömte.

Indeſſen däuchte es der Frau, die das Heu auf dem Felde kehrte, es daure ziemlich lange, eh' der Mann käme und ſie zum Mittag abriefe. „Wir wollen nur nach Hauſe gehen,“ ſagte ſie zu den Schnittern: „denn ich kann es mir wohl denken, er kann mit der Milchſuppe nicht allein fertig werden, und ich muſs ihm nur helfen.“ Sie machten ſich alſo auf und gingen nach Hauſe. Wie ſie aber hinter den Berg kamen, ſchwamm ihnen Hering

und Milchſuppe und Brod entgegen, alles durch einander, und der Mann lief immer voran. „Gott gebe, daſs Jeder von Euch hundert Bäuche hätte, um in ſich zu ſchlingen!“ rief er: „Nehmt Euch aber in Acht, daſs Ihr nicht in meinem Mittagseſſen erſauft!“ und damit fuhr er ihnen vorbei, als wär' der Teufel hinter ihm her, und hinüber zu ſeinem Bruder; den bat er nun um Gottes willen, er möchte doch ſogleich die Mühle wiedernehmen; „denn mahlt ſie noch eine Stunde dazu,“ ſprach er: „ſo vergeht das ganze Dorf in lauter Hering und Milchſuppe.“ Der Bruder aber wollte die Mühle nicht wiedernehmen, wenn der Andre ihm nicht noch dreihundert Thaler dazu bezahlte. Weil nun durchaus kein andrer Rath war, ſo muſste der Reiche mit dem Gelde heraus. Nun hatte der Arme ſowohl Geld, als die Mühle, und da dauerte es denn nicht lange, ſo hatte er ſich ein Haus gebau't, noch weit prächtiger, als das, worin der Bruder wohnte. Mit der Mühle mahlte er ſo viel Gold zuſammen, daſs er die Wände mit lauter Goldplatten bekleiden konnte, und das Haus lag ſo nahe am Strande, daſs man den Glanz davon ſchon von weitem auf dem Meer ſah. Alle, die da vorbeiſegelten, hielten dort an, um den reichen Mann in dem goldnen Hauſe zu beſuchen und die wunderbare Mühle zu ſehen; denn es ging davon ein Gerede weit und breit.

Einmal kam auch ein Schiffer dort vorbei, der wollte ebenfalls die Mühle ſehen, und als er ſie geſehen hatte, fragte er, ob ſie auch wohl Salz mahlen könne. „Ja,

Salz kann ſie auch mahlen," ſagte der Mann; und nun wollte der Schiffer ſie ihm durchaus abkaufen, ſie möchte koſten, Was ſie wolle; „denn habe ich die," dachte er: „dann brauch' ich nicht immer ſo weit über's wilde Meer zu ſegeln, um Salz zu holen; ſondern kann mir einen guten Tag pflegen." Anfangs aber wollte der Mann ſie durchaus nicht losſchlagen; aber der Schiffer bat ihn ſo lange und ſo flehend, bis er ſie ihm endlich für viele tauſend Thaler verkaufte. Als nun der Schiffer die Mühle bekommen hatte, blieb er nicht lange in der Gegend; denn er dachte, dem Mann könne der Handel nachher wieder leid werden; er ließ ſich auch nicht einmal ſo viel Zeit, daſs er ihn fragte, wie er die Mühle ſtellen müſste, ſondern ging ſchnell auf ſein Schiff und ſtieß von Land. Als er ein Ende hinausgekommen war in die große See, nahm er ſeine Mühle hervor. „Mahl Salz, daſs es Art hat!" rief er. Da fing die Mühle an und mahlte Salz, daſs es kniſterte und ſprüh'te. Als der Schiffer ſein Schiff voll hatte, wollte er die Mühle ſtopfen, aber wie er's auch anfing und ſie ſtellen und drehen mochte, die Mühle mahlte immer fort, und der Salzhaufen wuchs höher und immer höher, und zuletzt verſank das ganze Schiff ins Meer. Da ſteht nun die Mühle auf dem Meergrunde und mahlt noch den heutigen Tag, und daher kommt es, daſs das Meerwaſſer ſalzig iſt.

21.

Die Prinzessinn auf dem gläsernen Berg.

Es war einmal ein Mann, der hatte eine Heuwiese, die lag auf einem Berg, und auf der Wiese stand ein Schoppen, worin er das Futter aufbewahrte. In den letzten Jahren aber war der Schoppen immer ziemlich leer gewesen; denn allemal in der St. Johannisnacht, wenn das Gras am schönsten und üppigsten stand, wurde die Wiese ganz kahl, als ob eine Viehheerde da gegangen und das Gras abgefressen hätte. So geschah es das eine Jahr, und so geschah es das andre. Das verdross endlich den Mann, und er sagte zu seinen Söhnen — er hatte drei, und der dritte hieß Aschenbrödel, mussst Du wissen — es solle einer von ihnen in der St. Johannisnacht im Heuschoppen liegen und Acht geben, wie das Ding zusammenhinge; denn es könne nicht angehen, dass jedes Jahr das Gras mit Stumpf und Stiel abgefressen würde, sagte er. Nun machte zuerst der älteste Sohn sich auf; er wollte schon aufpassen, sagte er, und es sollten ihm weder Menschen,

noch Vieh, noch der Teufel ſelbſt das Gras von der Wieſe ſtehlen. Darauf ging er hin und legte ſich in dem Heuſchoppen ſchlafen. Wie es aber auf die Nacht kam, entſtand plötzlich ein ſolches Getöſe und ein Erdbeben, daſs Dach und Wände krachten. Dem Burſchen ward angſt und bange, und er ſprang auf und lief davon, ohne ſich umzuſehen, und die Wieſe wurde in dieſer Nacht wieder eben ſo kahl, als in den beiden letzten Jahren.

Den nächſten St. Johannis-Abend ſagte der Mann wieder, es könne nicht angehen, daſs ſie jedes Jahr ihr Heu auf der Wieſe einbüßen ſollten, es müſſe einer von den Söhnen die Nacht über im Schoppen ſchlafen und gut aufpaſſen. Da machte ſich denn der zweite Sohn auf; aber es ging ihm nicht beſſer, als ſeinem Bruder; denn in der Nacht entſtand wieder ein Getöſe und ein Erdbeben, noch weit furchtbarer, als in der vorigen Johannis-Nacht. Dem Burſchen ward angſt und bange, und er ſprang auf und ſchwang die Ferſen, als ob's für Geld ginge.

Das Jahr darauf kam die Reihe an Aſchenbrödel. Als er ſich aber anſchickte, nach der Wieſe zu gehen, fingen die andern Beiden an zu lachen und machten ſich über ihn luſtig. „Ja, Du biſt eben der Rechte, um das Heu zu hüten," ſagten ſie: „Du, der Du nichts Anders gelernt haſt, als in der Aſche zu ſitzen und Dich zu braten." Aber Aſchenbrödel bekümmerte ſich nicht um ihr Geſchwätz, ſondern als es Abend wurde, ging er gradezu nach der Wieſe. Als er eine Weile im Schoppen gelegen hatte, fing es an zu donnern und zu kra-

chen. „O, wenn's nicht ſchlimmer wird, ſo kann ich's aushalten," dachte Aſchenbrödel. Als er noch eine Weile gelegen hatte, entſtand ein Krachen und ein Erdbeben, daſs die Heuhalme umherſtoben. „O, wenn's nicht ſchlimmer wird, ſo halt ich's aus," dachte Aſchenbrödel. Bald darauf kam ein drittes Krachen und Erdbeben, ſo daſs der Burſch glaubte, Dach und Wände würden zuſammenſtürzen; als das aber vorbei war, wurde es mäuschenſtill. „Ob's wohl wiederkommt?" dachte Aſchenbrödel; aber es kam nicht wieder. Nach einer Weile däuchte es dem Burſchen, als ob draußen vor dem Schoppen ein Pferd ſtände und graſ'te. Er ſchlich ſich daher an die Thür und guckte durch die Ritze, und da ſah er denn ein Pferd ſtehen, welches das Gras abbiſs; aber ein ſo großes und ſtattliches Pferd hatte Aſchenbrödel noch nie geſehen, und auf dem Rücken trug es Sattel und Gebiſs und eine vollſtändige Rüſtung für einen Ritter. Alles aber war von Kupfer, und ſo blank, daſs es glitzerte. „Haha! biſt Du es, der uns immer das Gras abfriſſt?" dachte der Burſch: „aber das will ich Dir ſchon verbieten." Er nahm darauf ſchnell ſein Feuerſtahl aus der Taſche und warf es über das Pferd; da konnte es ſich nicht vom Fleck rühren, ſondern war ſo zahm, daſs der Burſch mit ihm machen konnte, Was er wollte. Er ſetzte ſich nun darauf und ritt damit nach einem Ort hin, den Niemand kannte, als er allein, und da brachte er es in Verwahrſam. Als er wieder nach Hauſe kam, fingen ſeine Brüder an zu lachen und fragten ihn, wie es denn gegangen ſei. „Du bliebſt wohl

nicht lange in dem Schoppen liegen," ſagten ſie: „wenn Du ſonſt überhaupt nach der Wieſe gekommen biſt." — „Ich habe ſo lange in dem Schoppen gelegen, bis die Sonne aufging," ſagte der Burſch: „aber ich habe Nichts gehört, noch geſehen. Gott mag wiſſen, Was es iſt, das Euch ſo in Furcht gejagt hat." — „Ja, wir werden bald ſehen, wie Du die Wieſe gehütet haſt," verſetzten die Brüder. Als ſie aber hinkamen, ſtand das Gras da eben ſo hoch und ſo dicht, als den Tag zuvor.

Den nächſten Johannis war es wieder das alte Lied. Keiner von den beiden Brüdern wollte nach dem Schoppen gehen und die Wieſe hüten, aber Aſchenbrödel, der wollte. Nun ging es wieder eben ſo, wie in der vorigen Johannis-Nacht: zuerſt kam wieder ein furchtbares Getöſe und ein Erdbeben, dann noch einmal, und endlich zum dritten Mal; aber alle drei Erdbeben waren diesmal weit ſtärker, als das vorige Jahr. Darauf ward es plötzlich ganz ſtill, und der Burſch hörte Etwas draußen vor dem Schoppen knuppern; er ſchlich ſich nun wieder ganz leiſe nach der Thür und guckte durch die Ritze. Ja, richtig! da ſtand wieder ein Pferd dicht an der Mauer und fraß das Gras ab; aber das war noch weit größer und ſtattlicher, als das vorige, und auf dem Rücken lagen Sattel und Gebiß und eine vollſtändige Rüſtung für einen Ritter — Alles von blankem Silber, und ſo prächtig, wie man's nur ſehen kann. „Haha! biſt Du es, der uns in dieſer Nacht das Gras abfreſſen wollte?" dachte der Burſch: „aber das will ich Dir verbieten," und damit nahm er ſchnell ſein Feuerſtahl

aus der Taſche und warf es dem Pferd über die Mähne, und nun ſtand es da, ſo fromm und ſo zahm, wie ein Lamm. Da ſetzte der Burſch ſich drauf und ritt damit nach demſelben Ort hin, wo er das andre Pferd ſtehen hatte, und dann ging er wieder nach Hauſe. „Heute ſieht es wohl ſchön aus auf der Heuwieſe," ſagten die Brüder. „O ja," ganz gut," verſetzte Aſchenbrödel. Sie wollten nun hin und zuſehen, und als ſie hinkamen, ſtand das Gras da ſo hoch und ſo ſchön, daſs es nur eine Luſt war; aber die Brüder wurden darum nicht freundlicher gegen Aſchenbrödel.

Als die dritte Johannis-Nacht herankam, wollte wieder Keiner von den beiden älteſten Brüdern in dem Heuſchoppen liegen und die Wieſe hüten; denn ſie waren noch ſo eingeſchüchtert von der erſten Nacht her, die ſie da gelegen hatten, daſs ſie's gar nicht wieder vergeſſen konnten. Da muſste ſich denn Aſchenbrudel wieder aufmachen; und nun ging es wieder eben ſo, wie die beiden vorigen Male: es kamen wieder drei Erdbeben, das eine noch immer ſtärker, als das andre, und bei dem letzten tanzte der Burſch von der einen Schoppenwand zur andern; aber darauf wurde es mäuschenſtill. Als der Burſch nun noch eine Weile gelegen hatte, hörte er wieder draußen vor dem Schoppen Etwas knuppern. Er ſchlich ſich nun leiſe nach der Thür und guckte durch die Ritze — da ſtand denn wieder ein Pferd da, noch weit größer und ſtattlicher, als die beiden andern, die er ſchon gefangen hatte. „Haha! biſt Du es, der mir dieſe Nacht das Gras abfreſſen wollte?"

dachte der Burſch: „aber das will ich Dir ſchon verbieten;“ und damit nahm er ſein Feuerſtahl und warf es über das Pferd, und da ſtand es auf dem Fleck ſo feſt, als wär' es dran genagelt, und der Burſch konnte mit ihm machen, Was er wollte; er ritt es nun nach demſelben Ort hin, wo er ſchon die beiden andern Pferde ſtehen hatte, und ging dann nach Hauſe. Die beiden Brüder machten ſich wieder über ihn luſtig, eben ſo wie die beiden vorigen Male. Dieſe Nacht, ſagten ſie, hätte er die Wieſe wohl gut gehütet, denn er ſähe ja aus, als ob er noch im Schlaf ginge, und Was Dergleichen Mehr war. Aber Aſchenbrödel that, als ob er nicht darauf achte, ſondern ſagte bloß, ſie möchten nur hingehen und zuſehen; das thaten ſie denn auch; aber das Gras ſtand da eben ſo ſchön und üppig, als den Tag zuvor.

Um dieſe Zeit geſchah es, daſs der König des Landes, in welchem Aſchenbrödels Vater wohnte, ein Aufgebot in ſeinem ganzen Reich ergehen ließ. Der König hatte nämlich eine Tochter von wunderlieblicher Schönheit, und die wollte er verheirathen. Die Tochter aber ſaß mit drei goldnen Äpfeln in ihrem Schoß oben auf einem hohen gläſernen Berg, der war ſo glatt wie Eis und ſo blank wie ein Spiegel. Wer nun auf den Berg reiten und ihr die drei Äpfel aus dem Schoß nehmen könnte, der ſollte die Prinzeſſinn und das halbe Reich haben; das hatte der König in allen Kirchdörfern in ſeinem ganzen Reich und noch in vielen andern Königreichen bekannt machen laſſen. Weil nun die Prinzeſſinn ſo außerordentlich ſchön war, daſs

Jeder, der ſie nur anſah, ſogleich in ſie verliebt ward, er mochte wollen, oder nicht, ſo hatten alle Prinzen und Ritter große Luſt, ſie und das halbe Königreich zu gewinnen, und kamen daher von allen Enden der Welt geritten, ſo ſtattlich, daſs man den Glanz ſchon von weitem ſah; und ihre Pferde gingen einher, als ob ſie unter ihnen tanzten — kurz, es war Niemand, der nicht daran dachte, die Prinzeſſinn und das halbe Reich zu gewinnen.

Als nun der Tag gekommen war, den der König zu dem Ritt beſtimmt hatte, waren ſo viele Prinzen und Ritter um den gläſernen Berg verſammelt, daſs es von ihnen wimmelte; und Jeder, der nur kriechen konnte, wollte hin und ſehen, Wer die Königstochter gewönne, und die beiden Brüder von Aſchenbrödel wollten auch hin, aber Aſchenbrödel wollten ſie nicht mit haben, denn hätten ſie einen ſolchen Wechſelbalg bei ſich, ſo ſchwarz und abſcheulich wie er, der immer da liege und in der Aſche wühle, ſagten ſie, dann würden die Leute ſich nur über ſie luſtig machen. Aſchenbrödel aber ſagte, es wär' ihm ganz einerlei, er bliebe auch eben ſo gern zu Hauſe. Als nun die beiden Brüder zu dem gläſernen Berg kamen, verſuchten ſchon alle Ritter und Prinzen den Ritt, und ſie ritten, daſs die Pferde unter ihnen ſchäumten; aber es half ihnen Alles nichts; denn ſowie nur das Pferd den Fuß an den Berg ſetzte, glitt es immer wieder aus, und es war kein Einziger da, der nur ein paar Ellen lang an dem Berg hinauf gekommen wäre, und das war eben nicht zu verwundern, denn der Berg war ſo glatt wie ein Spiegel,

und ſo ſteil wie eine Wand. Alle aber wollten gern die Königstochter und das halbe Reich gewinnen, und ſie ritten und ſie glitten, aber Alles umſonſt. Zuletzt waren alle Pferde ſchon ſo ausgemattet, daſs ſie nicht mehr vom Fleck konnten, und über und über waren ſie mit Schweiß bedeckt, und der Schaum ſtand ihnen vor dem Mund. Da muſsten ſich denn die Prinzen und Ritter endlich geben. Der König wollte nun ſchon bekannt machen laſſen, daſs das Wettreiten den nächſten Tag wieder anfangen ſollte, ob's dann vielleicht Einem gelingen möchte; aber in demſelben Augenblick kam ein Ritter in einer kupfernen Rüſtung daher, die war ſo blank, daſs man ſich darin ſpiegeln konnte, und das Pferd, das er ritt, war ſo groß und ſo ſtattlich, wie noch Keiner ein ſolches Pferd je geſehen hatte. Die andern Prinzen und Ritter aber riefen ihm zu, er könne ſich gern die Mühe ſparen, den Ritt zu verſuchen, denn es würde ihm doch nichts helfen. Jener konnte aber auf dem Ohr nicht hören, ſondern ritt grade auf den gläſernen Berg zu und hinan und hinauf, als wär' es gar Nichts geweſen. Als er aber um das erſte Drittheil hinaufgekommen war, lenkte er mit dem Pferd um und ritt wieder zurück. Einen ſo ſchönen Ritter hatte die Prinzeſſinn noch nie zuvor geſehen, und ſie dachte bei ſich ſelbſt: „Ach Gott, wenn er doch nur heraufkäme!" Als ſie aber ſah, daſs er mit dem Pferd wieder umlenkte, warf ſie ihm einen von den goldnen Äpfeln nach, und der rollte hinab in ſeinen Schuh. Sobald der fremde Ritter wieder unten war, gab er ſeinem Pferd die Spornen und

jagte davon, und Niemand wuſste, wo er geſtoben oder geflogen war. Am Abend ſollten alle Prinzen und Ritter vor dem König erſcheinen, damit Der, welcher an dem gläſernen Berg hinaufgeritten ſei, den goldnen Apfel aufzeigen könne, den die Königstochter ihm zugeworfen hatte. Aber da war Keiner, der Etwas aufzeigen konnte; der Eine kam nach dem Andern, aber den goldnen Apfel hatte Niemand.

Als nun die Brüder Aſchenbrödels wieder nach Hauſe kamen, erzählten ſie ein Langes und Breites von dem Ritt auf den gläſernen Berg: wie zuerſt Keiner auch nur einen Schritt lang an dem Berg hätte hinaufkommen können, und wie nachher Einer gekommen wäre in einer kupfernen Rüſtung, ſo blank, daſs man ſich darin ſpiegeln konnte, „und das war ein Burſch," ſagten ſie: „der konnte reiten; er ritt wohl über den dritten Theil an dem gläſernen Berg hinauf, und er hätte auch wohl ganz hinaufreiten können, wenn er bloß gewollt hätte; aber da kehrte er wieder um, denn er mochte wohl denken, es ſei Genug für das Mal." — „O, den hätt' ich auch wohl ſehen mögen!" ſagte Aſchenbrödel — er ſaß auf dem Herd und wühlte in der Aſche, wie er gewöhnlich zu thun pflegte. „Ja, Du!" ſagten die Brüder: „Du ſiehſt auch darnach aus, daſs Du Dich vor ſo hohen Herrſchaften kannſt ſehen laſſen, Du abſcheuliches Vieſt, ſo wie Du da ſitzeſt!"

Den andern Tag wollten die Brüder wieder nach dem gläſernen Berg, und Aſchenbrödel bat ſie auch das Mal, ſie möchten ihn doch mitnehmen, damit er auch zuſehen

könne; aber nein, das ging nicht an, dazu wär' er viel zu häſslich, ſagten ſie. „Ei nun, ſo bleib' ich auch eben ſo gern zu Hauſe," ſagte Aſchenbrödel. Als die Brüder zu dem Berg kamen, begannen eben die Ritter und Prinzen wieder ihr Wettreiten, und das Mal hatten ſie ihre Pferde gehörig beſchlagen laſſen, kannſt Du glauben; aber es half ihnen doch Alles nichts, ſie ritten und ſie glitten eben ſo, wie den vorigen Tag, und Keiner kam auch nur eine Elle lang an dem Berg hinauf; und als ſie ihre Pferde ſo lange abgequält hatten, daſs ſie nicht mehr von der Stelle konnten, muſsten ſie alle wieder aufhalten. Nun wollte der König ſchon bekannt machen laſſen, daſs das Wettreiten den nächſten Tag zum letzten Mal vor ſich gehen ſollte, ob's dann vielleicht noch Einem gelänge; da fiel ihm aber der Ritter mit der kupfernen Rüſtung ein, und er beſchloſs, noch ein wenig zu warten, ob er ſich etwa noch einfinden möchte. Aber der Ritter mit der kupfernen Rüſtung fand ſich nicht ein; dagegen aber kam nach einer Weile ein anderer Ritter daher geſprengt, der trug eine ſilberne Rüſtung, die blitzte ſchon von weitem, und das Roſs, welches er ritt, war noch weit größer und ſtattlicher, als das des kupfernen Ritters von geſtern. Die Ritter und Prinzen riefen ihm zwar zu, er könne ſich gern die Mühe ſparen, den Ritt zu verſuchen, denn es würde ihm doch nichts helfen; aber er achtete nicht darauf, ſondern ritt grade auf den gläſernen Berg zu und hinan und hinauf, noch viel weiter, als der in der kupfernen Rüſtung. Als er aber um zwei Drittheile hinaufgekommen war, lenkte er mit ſei-

nem Pferd um und ritt wieder zurück. Den Ritter mochte nun die Prinzeſſinn noch lieber leiden, als den von geſtern, und ſie wünſchte, daſs er doch nur ganz hinaufkommen möchte. Als ſie aber ſah, daſs er wieder umkehrte, warf ſie ihm den andern Apfel nach, und der rollte hinunter in ſeinen Schuh. Der Ritter aber jagte ſchnell davon, und Niemand wuſste, wo er geblieben war.

Am Abend ſollten wieder Alle vor dem König und der Prinzeſſinn erſcheinen, damit Der, welcher den goldnen Apfel hätte, ihn aufweiſen könne; aber den goldnen Apfel hatte Niemand.

Die Brüder erzählten zu Hauſe wieder, wie ſich Alles zugetragen hatte. „Alle Prinzen und Ritter, die da verſammelt waren," ſagten ſie: „konnten Nichts ausrichten; zuletzt aber kam Einer mit einer ſilbernen Rüſtung — Wetter nicht mal! der konnte reiten! Er kam wohl über zwei Drittheile an dem Berg hinauf, und da kehrte er wieder um. Aber das war ein Burſch! und die Prinzeſſin warf ihm den zweiten Apfel nach." — „Ach, den hätt' ich auch wohl ſehen mögen!" ſagte Aſchenbrödel. „Ja, er war ein wenig blanker, als die Aſche, worin Du wühlſt, Du ſchwarzes Vieſt!" ſagten die Brüder.

Am dritten Tag ging es wieder ungefähr eben ſo: Aſchenbrödel wollte wieder mit und zuſehen; aber die Brüder wollten ihn durchaus nicht mitnehmen. Als ſie zu dem gläſernen Berg kamen, konnte wieder Niemand auch nur eine Elle lang hinaufkommen. Alle warteten nun auf den Ritter mit der ſilbernen Rü-

ſtung; aber der war weder zu ſehen, noch zu hören. Endlich kam ein Ritter in einer goldenen Rüſtung dahergeſprengt, die ſtrahlte, daſs man den Glanz ſchon weit in der Ferne ſehen konnte, und das Pferd, das er ritt, war ſo groß und ſo ſtattlich, daſs Keiner noch dergleichen je geſehen hatte. Die Prinzen und Ritter konnten vor lauter Verwunderung ihm nicht einmal zurufen, daſs er ſich die Mühe ſparen ſolle, den Ritt zu verſuchen, und ehe ſie ſich's verſahen, war er ſchon bei dem gläſernen Berg und ſprengte hinauf, als wär' es gar Nichts geweſen, ſo daſs die Prinzeſſinn nicht einmal Zeit bekam, zu wünſchen, er möchte doch ganz hinaufkommen. Oben nahm er ihr den dritten goldnen Apfel aus dem Schoß, lenkte dann mit ſeinem Pferd wieder um — und fort war er, als wär' er verſchwunden.

Als am Abend die Brüder nach Hauſe kamen, erzählten ſie wieder ein Langes und Breites von dem Wettreiten an dem Tage, und zuletzt erzählten ſie auch von dem Ritter mit der goldnen Rüſtung. „Das war aber ein Burſch!" ſagten ſie: „einen ſo ſtattlichen Ritter giebt's nicht mehr in der Welt." — „O, den hätt' ich auch wohl ſehen mögen!" ſagte Aſchenbrödel. „Ja, es blitzt nicht völlig ſo in der Aſche, worin Du immer wühlſt, Du ſchwarzes Vieſt!" ſagten die Brüder.

Tages darauf ſollten alle Prinzen und Ritter vor dem König und der Prinzeſſinn erſcheinen, — denn am Abend, glaub' ich, war es ſchon zu ſpät geworden — damit Der, welcher den goldnen Apfel hätte, ihn aufweiſen

könne. Es kam nun Einer nach dem Andern, erſt kamen alle Prinzen, und dann die Ritter; aber den goldnen Apfel hatte Niemand. „Ja, Einer muſs ihn doch haben," ſagte der König; „denn wir ſahen es ja alle mit unſern Augen, wie er da den Berg hinaufritt und ihn der Prinzeſſinn aus dem Schoß nahm." Da ſich aber Niemand meldete, gab endlich der König den Befehl, daſs alle Leute in ſeinem ganzen Land aufs Schloſs kommen ſollten, damit Der, welcher den goldnen Apfel hätte, ihn aufweiſe. Es kam nun Einer nach dem Andern; aber den goldnen Apfel hatte Niemand. Endlich kamen auch die beiden Brüder von Aſchenbrödel; ſie waren die letzten. Darauf fragte der König, ob denn gar nicht mehr Leute in ſeinem Reich wären. „Ja, wir haben noch einen Bruder zu Hauſe," ſagten die Beiden: „aber der hat den goldnen Apfel wohl nicht genommen; denn er iſt in der Zeit nicht aus dem Aſchhaufen gekommen." — „Einerlei," ſagte der König: „ſind alle die Andern hier geweſen, ſo mag er auch kommen!" und da muſste denn Aſchenbrödel auch aufs Schloſs. „Haſt Du den goldnen Apfel, Du?" fragte ihn der König. „Ja, hier iſt er, und hier iſt der andre, und hier iſt der dritte," ſagte Aſchenbrödel, indem er alle drei goldenen Äpfel aus der Taſche nahm; und in demſelben Augenblick warf er ſeine ruſſigen Kleider ab und ſtand nun da in ſeiner goldenen Rüſtung, daſs es nur ſo blitzte. „Ja, Du ſollſt meine Tochter und das halbe Reich haben," ſagte der König: „denn Du haſt beides ehrlich ver-

dient.“ Darauf wurde die Hochzeit gehalten, und Aſchenbrödel bekam die Prinzeſſinn und das halbe Reich. Bei der Hochzeit aber ging's luſtig her; denn Hochzeit feiern konnten ſie alle, wenn ſie auch nicht auf den gläſernen Berg reiten konnten; und haben ſie nicht aufgehört zu feiern, ſo feiern ſie noch.

22.

Schmierbock.

Es war einmal eine Frau, die hatte einen kleinen Knaben, der war ſo dick und ſo fett und mochte immer ſo gern gute Biſſen, und darum nannte die Mutter ihn Schmierbock; auch hatte ſie einen kleinen allerliebſten Hund, welchen ſie Goldzahn nannte. Nun ſtand die Frau einmal beim Backtrog und backte Brod; da fing der Hund plötzlich an zu bellen.

„Lauf mal hinaus, Schmierbock," ſagte die Frau: „und ſieh zu, wonach Goldzahn ſo bellt." Da lief der Knabe hinaus, kam wieder herein und ſagte:

„Na, Gott ſteh uns bei! da kommt ein großes, langes Trollweib her mit dem Kopf unter dem Arm und einem Sack auf dem Rücken." —

„Kriech unter den Backtrog und verſteck Dich!" ſagte ſeine Mutter.

Nun kam das Trollweib an. „Guten Tag!" ſagte ſie.

„Schönen Dank!" ſagte die Mutter von Schmierbock.

„Iſt Schmierbock nicht zu Hauſe?" fragte das Weib.

„Nein, er iſt mit ſeinem Vater im Holz und fängt Waldhühner," verſetzte die Frau.

„Das wär' der Troll!" ſagte das Weib: ich hab' ein kleines ſilbernes Meſſer, das wollt' ich ihm gern ſchenken." —

„Pip! pip! hier bin ich!" ſagte Schmierbock unter dem Backtrog und kroch hervor.

„Ich bin ſo alt und bin ſchon ſo ſteif im Rücken," ſagte das Trollweib: „Du muſſt in den Sack kriechen und es Dir ſelbſt holen."

Wie nun Schmierbock in den Sack gekrochen war, ſchwang das Weib ihn auf den Rücken und ging damit fort. Als ſie aber ein Ende gegangen war, wurde ſie müde und fragte: „Wie weit iſt es noch bis zur Schlafſtelle?" —

„Ein Halbviertel Weges," antwortete Schmierbock.

Da ſetzte das Weib den Sack am Wege nieder, ſtrich durch's Unterholz und legte ſich ſchlafen. Nun benutzte Schmierbock die Gelegenheit, nahm ſein Meſſer, ſchnitt damit ein Loch in den Sack und kroch heraus; dann legte er eine große Kienwurzel an die Stelle und lief wieder nach Hauſe zu ſeiner Mutter. Als nun das Trollweib in ihrer Wohnung ankam und ſah, Was ſie im Sack hatte, da wurde ſie ſo böſe, daſs es gar nicht zu ſagen iſt.

Tages darauf ſtand die Frau abermals beim Trog und backte Brod; da begann der Hund plötzlich wieder zu bellen. „Lauf mal hinaus, Schmierbock," ſagte die Frau: „und ſieh zu, wonach Goldzahn ſo bellt." —

„Nun ſeh mal Einer das abſcheuliche Vieſt!“ ſagte Schmierbock: „da kommt ſie wieder mit dem Kopf unter dem Arm und einem großen Sack auf dem Rücken.“ —

„Kriech unter den Backtrog und verſteck Dich!“ ſagte ſeine Mutter.

Nun kam das Trollweib an. „Guten Tag!“ ſagte ſie: „iſt Schmierbock nicht zu Hauſe?“ —

„Ei, was wollt' er zu Hauſe ſein!“ ſagte die Frau: „er iſt mit ſeinem Vater im Holz und fängt Waldhühner.“ —

„Das wär' der Troll!“ ſagte das Weib: „ich hab' ihm ſonſt eine ſchöne ſilberne Gabel mitgebracht, die wollt' ich ihm ſchenken.“

„Pip! pip! hier bin ich!“ ſagte Schmierbock und kroch hervor.

„Ich bin ſo ſteif im Rücken,“ ſagte das Trollweib: „Du muſſt ſelbſt in den Sack kriechen und ſie Dir holen.“ Als nun Schmierbock in den Sack gekrochen war, ſchwang das Weib ihn auf den Rücken und ging fort. Wie ſie aber ein Ende gegangen war, wurde ſie wieder müde und fragte: „Wie weit iſt es noch bis zur Schlafſtelle?“ —

„Eine halbe Meile,“ antwortete Schmierbock.

Da ſetzte das Weib den Sack am Wege nieder, ſtrich durch den Wald und legte ſich ſchlafen. Indeſſen aber benutzte Schmierbock die Gelegenheit, ſchnitt ein Loch in den Sack und kroch heraus; dann legte er einen großen Stein an die Stelle und lief wieder nach Hauſe zu ſeiner Mutter. Als nun das Trollweib in ihrer Wohnung an-

kam, machte ſie ein großes Feuer auf dem Herd an, hängte einen großen Keſſel darüber und wollte Schmierbock kochen. Als ſie ihn aber in den Keſſel ſchütten wollte, fiel der Stein heraus und ſchlug den Boden entzwei, ſo daſs alles Waſſer herauslief und das Feuer auslöſchte. Da wurde das Weib ganz wüthend und ſagte: „Wenn er ſich auch noch ſo ſehr ſträubt, ich will ihn doch ſchon kriegen.“

Das dritte Mal ging es wieder eben ſo. Goldzahn fing wieder an zu bellen, und da ſagte die Mutter zu dem Knaben: „Geh mal hinaus, Schmierbock, und ſieh zu, wonach Goldzahn ſo bellt.“

Schmierbock lief hinaus, kam wieder herein und ſagte: „Na, Gott ſteh uns bei! Da kommt wieder das Trollmenſch mit dem Kopf unter dem Arm und einem Sack auf dem Rücken.“ —

„Kriech unter den Backtrog und verſteck' Dich!“ ſagte die Mutter.

Es dauerte nicht lange, ſo kam das Trollweib an. „Guten Tag!“ ſagte ſie: „iſt Schmierbock nicht zu Hauſe?“—

„Ei was wollt' er zu Hauſe ſein!“ ſagte die Mutter: „er iſt mit ſeinem Vater im Holz und fängt Waldhühner.“ —

„Das wär' der Troll!“ ſagte das Weib: „ich habe ſonſt einen hübſchen ſilbernen Löffel mitgebracht, den wollt' ich ihm ſchenken.“ —

„Pip! pip! hier bin ich!“ ſagte Schmierbock und kroch unter dem Backtrog hervor.

„Ich bin ſo ſteif im Rücken,“ ſagte das Trollweib:

„Du mußt ſelbſt in den Sack kriechen und ihn Dir holen.“ Als Schmierbock hineingekrochen war, ſchwang das Weib den Sack wieder auf den Rücken und ging fort. Das Mal aber legte ſie ſich nicht wieder im Wald ſchlafen, ſondern trug Schmierbock gradesweges nach ihrem Hauſe. Als ſie dort ankam, war es grade Sonntag; darum ſagte ſie zu ihrer Tochter:

„Nimm dieſen Schmierbock und ſchlachte ihn und koch Suppe davon; die muß aber fertig ſein, wenn ich zurückkomme; denn ich gehe jetzt mit Deinem Vater in die Kirche, um Fremde zu bitten.“

Als nun das Trollpack gegangen war, wollte die Tochter den Schmierbock ſchlachten; aber ſie wußte gar nicht, wie ſie das anfangen ſollte.

„Wart, ich will Dir's zeigen, wie Du's machen mußt,“ ſagte Schmierbock: „Lege nur Deinen Kopf auf die Bank, dann ſollſt Du mal ſehen.“

Das that denn das arme Mädchen auch; aber da nahm Schmierbock die Axt und hieb ihr damit den Kopf ab, als wär's ein Küken geweſen. Dann legte er den Kopf ins Bett und den Rumpf in den Keſſel und kochte Suppe davon; und als er das gethan hatte, nahm er die Kienwurzel und den Stein und kroch damit in den Schornſtein hinauf.

Als darauf das Trollweib mit ihrem Mann wieder nach Hauſe kam, und ſie den Kopf im Bett liegen ſahen, meinten ſie, es wäre die Tochter, die ſchliefe; ſie wollten

ſie nun nicht aufwecken, ſondern gingen zum Keſſel, um die Suppe zu koſten.

„Schmeckt gut, die Schmierbockſuppe!“ ſagte das Trollweib.

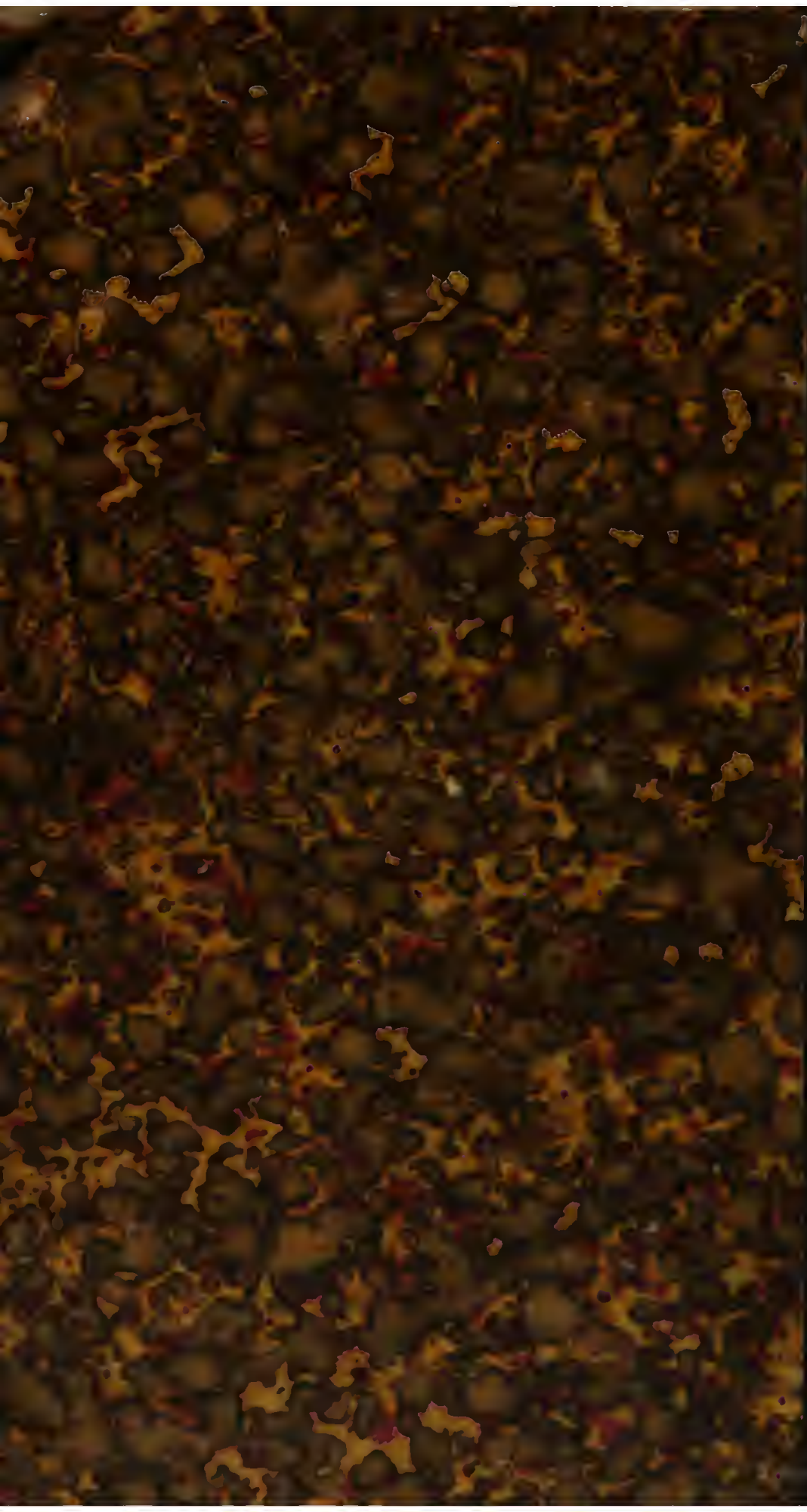
„Schmeckt gut, die Tochterſuppe!“ ſagte Schmierbock oben im Schornſtein; aber das hörten ſie nicht recht.

Darauf nahm der Troll den Löffel und wollte auch die Suppe koſten.

„Schmeckt gut, die Schmierbockſuppe!“ ſagte er.

„Schmeckt gut, die Tochterſuppe!“ ſagte Schmierbock im Schornſtein.

Da wurden ſie aufmerkſam und konnten nicht begreifen, Wer es ſei, der da im Schornſtein ſchwatze; ſie ſtiegen daher auf den Herd und wollten zuſehen. Aber da nahm Schmierbock die Kienwurzel und den Stein und warf ſie damit auf den Kopf, ſo daſs ſie todt umfielen. Als Schmierbock das ſah, ſtieg er wieder herunter, nahm all das Gold und Silber, was er da vorfand, und reiſ'te damit nach Hauſe zu ſeiner Mutter. Und nun war Schmierbock ein reicher Mann.

OCT 26 1906

DUE MAR 3 '47 B